Ein sonderling

Wilhelm Walloth





Ein Sonderling

Weiske

Ein Sonderling.

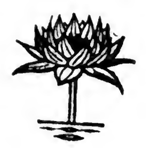
Roman

aus der italienischen Renaissance

von

Wilhelm Walloth.

> Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum —
> Goethe: Tasso.



Leipzig ✕ Lotus-Verlag

1901.



In dem großen Apollosaal des Herzoglichen Schlosses zu Rimini herrschte unter den dichtgedrängt stehenden Herren und Damen eine peinliche Erregtheit. Die dumpfe Hitze, die an den glatten Marmorwänden wie in kleinen Flämmchen hinwehte, benahm den Atem, rötete die Stirnen. Jeder wünschte sehnlichst, das Fest möchte doch endlich seinen Anfang nehmen, und man erkundigte sich verdrießlich beim Nachbar, was denn der Grund des langen Zögerns sei. Draußen von den Wällen donnerten dumpf die Stücke, der Brautzug harrte bereits, das ungeduldige Scharren der Rosse, das Rasseln der Schwerter drang von der Straße herauf durch die hohen Fensterflügel. Das eintönige Brummen sämtlicher Glocken von Rimini erfüllte schon seit einer halben Stunde die heiße Morgenluft. Die Braut, Franzeska, umgeben von ihren Zofen, trat soeben geschmückt aus ihren Gemächern, jenes weiche schmerzlich-selige Lächeln auf den schönen Lippen, das von bevorstehendem Glück, aber auch von hoher Verantwortung zu träumen vorgibt —

Was verzögerte also die heilige Handlung? Ein höchst merkwürdiges, eigentlich komisches Mißgeschick — Giovanni Malatesta, der Bräutigam Franzeskas, der

Sohn des Herzogs von Rimini, war nirgends aufzufinden.

Des alten Herzogs von einem dünnen Bart umhangenes Gesicht rötete sich vor Ärger. Er fuhr seinen zweiten Sohn, den schönen, eiteln Paolo, der sich eben an die glückstrahlende Franzeska gewendet, mit seiner zornigen Fistelstimme an: wo denn sein Bruder Giovanni stecke. Als dieser verlegen die Achseln zuckte, drehte er sich nach Nikolo Gaddi, dem Goldschmied, dem Schützling und Freund Giovannis, um, und bat denselben, doch einmal Nachforschungen anzustellen.

„Was sind das für dumme Geniestreiche," murrte der Herzog, „läßt seine Braut im Stich — noch nicht dagewesen —"

Nur die am Hofe aufgezogene Emilia Pilotto nahm den Abwesenden in Schutz.

„Gewiß, Ew. Hoheit," meinte sie, „er bereitet sich auf die ernste Handlung vor, indem er sich allzu tief in seine geliebten Bücher versenkt."

Des Herzogs etwas ans Idiotische streifende Physiognomie nahm einen immer kindischeren, ärgerlicheren Ausdruck an.

Über Nikolos, des Goldschmieds, hübsches Gesicht, glitt indeß ein verwundertes Lächeln.

„Ist er wirklich nicht hier?" fragte er und blickte unbefangen im Saale umher, wo sein Blick auf lauter abgespannte oder gar schadenfrohe Höflingsgesichter traf. „Wirklich, er ist nicht da," murmelte er kopfschüttelnd und drängte sich durch die dichte Höflingsschar, indem er verstohlen vor sich hinschmunzelte.

Aber sofort, als ihn ein verwundert prüfender Blick aus den Augen eines älteren Ratsherrn streifte, gab er seinem Gesicht eine ausdruckslos ernste Miene.

Die in weißer Seide einher rauschende Braut hatte indeß erstaunt fragende Blicke auf ihren verlegenen Schwiegervater geworfen.

„Ich bitte," lächelte sie errötend, „warum blickt ihr so ernst — was hat sich zugetragen?"

Der alte Herzog sah betreten zu Boden, Emilia, die ihm, seit dem Tode seiner Gemahlin Isotta, das Hauswesen führte, räusperte sich.

„Ach, es ist nichts — wir müssen uns noch einen Augenblick gedulden — es ist noch ein kleines Hindernis eingetreten," entgegnete sie besorgt, während der eitle Paolo seine Fingernägel betrachtete und die Augenbrauen hob.

Franzeska wollte eben in heiterer Laune fragen worin dies Hindernis bestehe, als sich der Hofnarr Lanzelot durch die Menge einen Weg bahnte, seine Peitsche schwingend.

„Ei, ei, ei," begann der bucklige Kleine, mit seinem Greisengesicht und seinen verklebten Triefaugen die verdrießlich werdende Braut fixierend, „ein nettes Hochzeitsfest, an dem der Bräutigam fehlt — ich gratuliere! auf diese Art fürchte auch ich mich nicht vor dem Ehejoch — das gibt gleich der Braut zu verstehen: du bist nur so mein Anhängsel — sozusagen meine Narrenkappe, mein Höcker —! Fein! Symbolisch angedeutet —!"

Hatten sich gleich beim Erscheinen des Narren die

Gesichter aufgehellt, so ging nun ein kaum unterdrücktes Lachen durch die Reihen der Hofherrn. Franzeska, die dem ihr widerwärtigen Geschöpf, anfangs, um die allgemeine Stimmung nicht zu verderben, freundlich zugenickt, zuckte bei seinen scharf hervorgestoßenen Worten zusammen.

„Wo weilt Giovanni?" fragte sie bestürzt Emilia.

„Er wird eben gerufen," bemerkte diese verwirrt.

„Muß man ihn erst rufen?" fragte Franzeska schmerzlich.

Der Narr grinste sie an.

„Freilich," lachte er, „meint Ihr, er würde freiwillig den Kopf in die Schlinge legen?"

„Ist's ein so groß' Übel mich zum Weibe zu nehmen?" fragte die Braut, sich mit dem Pfauenwedel Kühlung zu wehend.

„Die Ehe ist das größte aller Übel," scherzte Lanzelot, „denn sie kostet dem Manne gerade das was ihn zum Manne macht — die Freiheit —"

„Die kann er erst recht gewinnen," ging Franzeska auf dies Wortgefecht ein, „sofern er's versteht sein Weib zu beherrschen —"

„Der Herrscher ist immer mehr der Beherrschte, als er selbst weiß — und je mehr ein Mann männlich ist, desto eher läßt er sich von Thränen und Küssen beherrschen. Geht, ihr führt die Welt am Narrenseil — ihr seid wie die Löwen, die im Käfig ihre Macht nicht kennen — wolltet ihr — so sprächet ihr Recht, führtet ihr Kriege und diktiertet den Völkern eure Gesetze —"

„Nun," meinte Franzeska, „vielleicht lernen wir unsere Macht allmählich gebrauchen —"

„Drum lob' ich meinen Giovanni," rief der Narr. „Der hat erkannt, welcher Teufel im Weib steckt, welche Gefahr der Welt durch den Unterrock und die schlau bewahrte Unschuld droht —"

„Still," herrschte ihn jetzt der Herzog an, „kein Wort mehr — Du wirst sonst aus dem Saal gewiesen."

Der Narr gab dem Herzog einen leichten Peitschenklaps und witzelte — es müsse freilich außerhalb des Saals weit amüsabler sein — da ein gewisser Herr sich selbst aus demselben verbanne.

„Laßt ihn nur schwatzen," bat Franzeska, die ihren Verdruß geschickt durch ein Lächeln zu verhüllen trachtete. Sie hatte erst vor drei Tagen den väterlichen Hof verlassen. Mit ihrem Bräutigam hatte sie kaum ein paar Worte gewechselt, hatte aber, durch die Überredungskünste der Heiratsvermittler dazu verführt, gewähnt, der Prinz liebe sie innig. Man hatte sie ja darauf aufmerksam gemacht, Giovanni sei ein gelehrter, geistvoller Herr, der infolge seiner Gelehrsamkeit ein wenig schrullenhaft geworden, aber das hatte sie doch nicht erwartet, daß er kaum ein paar Worte mit ihr reden und nun am Hochzeitstag spurlos verschwinden würde. Der Herzog suchte nun nochmals seinen Sohn zu entschuldigen — es sei wirklich nicht die Politik, die hier als Ehestifterin auftrete — Giovanni liebe sie aufrichtig, er sei nur leider ein so großer Träumer —! Franzeska hörte ihm stillschweigend zu. Aus ihrem

Gesicht war alles Leben, alle Munterkeit gewichen. Sie fuhr sich manchmal mechanisch an die Stirn, auf deren Mitte — von einem Goldkettchen gehalten — ein kleines Goldherz schwebte. Sie drückte ihr kastanienbraunes Haar gegen die Schläfen und sah mit weitgeöffneten, erschrockenen Augen ins Leere.

Paolo, den seine zukünftige Schwägerin dauerte, ließ einfließen: sein Bruder leide zuweilen an rasch vorübergehenden Melancholien und sonderbaren Zerstreutheiten — vielleicht sei ihm auch ein ernster Zufall zugestoßen — er würde übrigens sogleich gefunden werden.

„Du mußt ihn nehmen, liebe Franzeska, wie er ist,“ entschuldigte er beschämt den Bruder.

Franzeska nickte träumerisch. Sie überflog noch einmal im Geiste sein Benehmen ihr gegenüber, als sie ihn zum erstenmal gesehen, da sie müde und bestaubt von der Reise hier angekommen war.

„Ich liebe ihn gerade,“ sagte sie bewegt, „weil er so absonderlich ist — ich habe Mitleid mit seinen Schwächen —“

Dann wendete sie sich an Emilia.

„Ich fürchte, mein Kleid ist in Unordnung geraten,“ flüsterte sie und zog sich darauf mit ihren Dienerinnen in ihre Gemächer zurück, um sich nicht länger all den fragenden Blicken auszusetzen. — —

Während die Hochzeitsgäste sich den Schweiß von den Stirnen trocknend, in einer immer peinlicheren Verlegenheit im Apollosaale warteten, wandelte Giovanni Malatesta, von einer tiefen Gemütserschütterung

überwältigt, im weitausgedehnten Schloßpark. Sein Auge, das immer von einem kränklichen Glanz beseelt schien, zeigte heute weit mehr wie sonst jenen schwermütig in sich gekehrten, an nichts Anteil nehmenden Ausdruck, der auf eine gewisse resignierte Herzenskälte schließen lassen konnte. Dabei huschte es oft wie eine geheime Angst über sein zwar etwas dickes, aber trotzdem nicht uninteressantes Gesicht, dessen Haut glatt und porenlos weiß war, als sei sie mit Öl eingerieben. Die vollen von einem kleinen blonden Bärtchen umzirkten Lippen, um die sich von der starkausgeprägten Nase herunter ein lebensmüder Zug senkte, bewegte er manchmal, als spräche er mit sich selbst. Seine Wohlbeleibtheit, die in so scharfem Gegensatz zu seinen Seeleneigenschaften stand, erregte beinahe ein gewisses Mitleid; man hatte das Gefühl, als habe ihm die Natur einen bösen Streich gespielt, indem sie seine überreizte, stets hochgespannte Seele in dieses nicht gerade edle Fleischgefängnis geworfen.

Nun blieb er stehen und lauschte in den Glanz des schwülen Frühlingstags hinaus. Fern im grellen Geflimmer des Horizonts schmolzen violett-duftig die Thürme und Dächer Riminis wie in blendenden Goldspiegeln. Er legte die zwar etwas fette, aber trotzdem nicht seelenlose Hand mit einer eckigen unschönen Hast vor die Augen und spähte nach jener ausgezackten Stelle der Stadtmauer, aus der sich der Dom erhob. Von hier her wehte das eintönige Glockengebrumm melancholisch in die grüne Einsamkeit herüber.

Auf einmal zuckte ein kleiner Blitz aus der

Schießscharte der Stadtmauer — eine grau sich aufwölbende Wolke bildete sich — dumpf rollte nach einer Sekunde der schwere Donner herüber.

Und das gilt jetzt Dir, dachte er. Dort die wie dünne rote Schlänglein sich um die Thurmerker windenden Fahnen — dieser in regelmäßigen Pausen aufkrachende Mahnruf der Stücke, dieser zuweilen aufbrausende, dann wieder hinsterbende Volksjubel, dieses Trompetengeschmetter — gilt Dir! Und Du? Du magst das alles gar nicht? Das fortwährende metallne Heulen der Glocken ging ihm schließlich so weh durchs Herz, daß es ihm den Atem versetzte. Er riß Blätter vom nächsten Strauch und stopfte sich mit diesen die Ohren zu, setzte sich dann auf eine niedrige Moosbank und beobachtete mit halbgeschlossenen Lidern einen Falter, der sonnentrunken an seinen Knieen hertaumelte. Freilich quälten ihn Gewissensbisse, daß er jetzt hiersaß und die Gäste, die Braut auf sich warten ließ. Aber er konnte sich nicht aufraffen, er drängte den Gedanken an das Hochzeitsfest zurück, wie Einer, der dem Ertrinken nahe ist, den Kopf über die tötliche Welle zu halten sucht. Ringsum zitterte die heiße Luft vom Schrillen der Cikaden. Das Grün der Gebüsche sah in der weißen scharfen Sonnenglut beinahe silbergrau aus, ebenso dämpfte sich das Rot von Giovannis eng anliegenden Beinkleidern in ein angenehmes Braunrot.

Er stellte hastig die Beobachtung an, daß alle Farben vor dieser wie ein Glanzregen niederrauschenden Strahlenpracht verblassen.

Während er sich so selbst nicht Rechenschaft zu geben wußte, über sein seltsames Zurückstoßen all der Liebe, der Ehre, die ihm von seiner Familie, vom Hof, vom Volk entgegengebracht wurde, und ihn über sein eignes herzloses Betragen ein weher schneidender Selbstvorwurf beschlich, huschten oft ganz nichtige Einfälle durch sein überreiztes Hirn, die weder mit seinem Gemütszustand, noch mit der bevorstehenden heiligen Handlung in irgend einem Zusammenhang standen. Er dachte an die Melodie eines Liebs, das er zu komponieren vorhatte, an die lächerlich pedantische Aufschrift eines Briefs, den ihm ein deutscher Gelehrter zugeschickt. Dann kam ihm die Grabschrift, die er dem Dichter Dante zu geben wünschte, in den Sinn und schließlich blieben seine Grübeleien an einem Verse der „Göttlichen Komödie" haften, auf dessen Fortsetzung er sich nicht mehr besinnen konnte. Anfangs ärgerte er sich über seine Gedächtnisschwäche, dann flößte sie ihm Angst ein, er meinte: sie sei das Zeichen herannahender Geisteszerrüttung. Je mehr er sich ärgerte und ängstigte, mit desto wütenderem Starrsinn bestand er darauf, die Fortsetzung jener Stelle zu finden, um sich zu beweisen, er besitze noch gesunde Geisteskräfte.

„Da steckt Ihr?"

Diese laut von der Wiese herüberhallenden Worte schreckten ihn plötzlich aus seinem sich selbst marternden Träumen. Den Kopf wendend, erkannte er Nikolo Gaddi, der die schlanken Glieder in knappe schmucke Gewänder gepreßt, in seiner frischen, elastischen Art

über den nächsten Kießpfad auf ihn zu eilte, einen Sprung über ein Blumenbeet wagte und sich dadurch den Weg verkürzend, gleich darauf vor ihm stand. Nikolo beugte das von einem mitleidigen Lächeln verschönte Gesicht zu seinem vor ihm sitzenden Gönner nieder.

„Aber gnädiger Herr," sagte er besorgt mit einem bemutternden Blick, „was geht denn in Euch vor?"

Als Giovanni verwirrt zu Gaddi auf und dieser freundlich und doch selbstbewußt zu ihm herabblickte, hätte man fast glauben können — Nikolo sei der Beschützer, Giovanni der Schützling.

Der junge Fürst hatte vor einem halben Jahr den Florentiner Goldschmied, der Streitigkeiten halber seine Vaterstadt verlassen, in einer sehr bedrängten Lage kennen gelernt. Von dessen zierlichen Arbeiten entzückt, von dessen ansprechenden Manieren und feinen Gesichtszügen angenehm berührt, hatte er den verwahrlosten, dem Untergang nahen Menschen, in seine Dienste genommen und sich dadurch dessen Dankbarkeit verdient.

„Sie warten auf Euch, mein Giovanni," fuhr der Goldschmied fort, „ich bin ausgesandt, Euch zu suchen — es ist die höchste Zeit — wollen wir nicht gehen?"

Über das breite Gesicht des jungen Kronprinzen glitt ein gramvoller Zug; er sah vor sich nieder auf die roten Schnäbel seiner Schuhe, während er mit den Absätzen im Kieß wühlte.

„Nikolo — ich kann nicht," stieß er mürrisch hervor.

Der Goldschmied zuckte zusammen.

„Ich bitte Euch, gnädiger Herr," murmelte er be-

stürzt vor sich hin, setzte sich neben seinen Herrn auf die Moosbank und sah ihn erschrocken zuweilen von der Seite an.

„Aber was soll denn daraus werden?“ begann er, indem ein bedenklicher Zug über sein feingeschnittenes Profil glitt, „Ihr habt doch nach einigem Zögern schließlich Eure Einwilligung gegeben — und so viel ich weiß, hegt Ihr keine Abneigung gegen Eure Braut?“

Giovanni nickte.

„Du hast recht“, sagte er, „ich achte Franzeska, trotzdem ist mir's jetzt, als sollte ich jetzt bei lebendigem Leibe eingemauert werden, wenn ich mir vorstelle, auf immer an der Seite eines Weibes leben zu müssen. Du weißt nicht, wie elend mir zu Mut ist . . . .“

Er ließ den Kopf sinken und sah mit einem so verzweiflungsvollem Blick vor sich hin, daß dem Goldschmied auf einmal klar wurde, wie furchtbar sein armer Herr innerlich litt.

„Es ist aber doch nichts so Erschreckliches und Furchteinflößendes“, suchte er ihn zu trösten, „an der Seite einer tugendhaften Gattin zu leben —.“

„Das begreift ihr eben nicht“, fiel der Prinz hastig ein, „ich — ich mag nicht darüber reden — denn kein Mensch versteht mich — Du auch nicht, Nikolo — auch Du nicht — — ist es nicht so?“ setzte er fragend hinzu. Gaddi gab zu, daß ihm das Benehmen seines Herrn nicht völlig verständlich sei.

„Ich wußt's“, murmelte Giovanni resigniert,

„man wird mich für wahnsinnig halten — nicht wahr? Ein Mensch in meinen Jahren — den eine schöne, liebenswerte Braut liebt — und der sich so kindisch sein Glück zerstört — den geradezu eine tödliche Angst befällt — wenn er das Allen so wünschenswerte Ziel erreicht hat — und —“

Er brach ab und stützte ermattet den Kopf mit der hohlen Hand. Nikolo, dessen Mitleid rasch erregt war, ahnte dunkel, warum sein Herr eine so tiefe Abneigung vor einem Ehebund hegte. Er sah mit schwellenden Augen starr vor sich hin, bemüht, jede Regung zu vermeiden, die seine Ergriffenheit noch mehr steigern konnte.

So verstrichen etliche Minuten, bis sich auf einmal in das vibrierende Schrillen der Cikade Töne mischten, die Nikolo veranlaßten, den Kopf nach seinem Protektor umzuwenden. Dieser hielt beide Hände vor's Gesicht und stöhnte leise. Durch des gutherzigen Nikolo Körper ging eine nervöse Unruhe; wie angesteckt von der Qual seines Gönners neigte er sich diesem zu, legte seine Hand auf dessen Schulter und flüsterte mit im Schmerz rauh klingender Stimme: „Ihr weint doch nicht, gnädiger Herr?“

Giovanni gab sich einen Augenblick seinem Gram und der trostspendenden Zärtlichkeit seines Schützlings hin. Dann lehnte er sanft dessen Zuspruch ab, stampfte mit dem Fuß in den Kieß und wußte bald wieder die männliche Seite seines Charakters zu finden.

„Wenn ich mich nur selbst verstünde“, seufzte er, wie im Zorn gegen sich selbst, „siehst Du, das ist das

größte Unglück, das einem Sterblichen auferlegt werden kann — wenn er den Karnevalszug des Lebens, als einziger Unmaskierter, mittanzen muß — man verlangt von ihm, er solle ein Narr sein, wie die Übrigen, und er ist es nicht — muß aber thun, als wäre er ein solcher — muß Grimassen schneiden und sein ehrliches Gesicht zur Larve machen. Aber ich bin nun einmal nicht geschaffen, um mich zu vervielfältigen — ich werde nicht erst dadurch zu einer Zahl, daß man mir so und so viel Nullen anhängt —“

Bei Gaddi überwog bald wieder, als er seinen Herrn gefaßter über seinen Seelenzustand reflektieren hörte, die Sehnsucht, an den bevorstehenden Hochzeitsfeierlichkeiten teilnehmen zu können. Er bat den Prinzen, doch aufzustehn, ewig könnten sie hier nicht sitzen bleiben, man werde den ganzen Park durchforschen und es sei nun einmal nicht zu ändern — zurücktreten könne er nicht mehr, ohne einen Krieg mit dem Hause Polenta heraufzubeschwören. Giovanni, einsehend, daß eine Entscheidung herbeigeführt werden müsse, erhob sich. Gaddi schob seinen Arm unter den seines Gönners und nahm sich vor, ihn, ohne daß er es merke, allmälig dem Schlosse zuzuführen. Zu diesem Zweck suchte er ihn dadurch zu zerstreuen, daß er ihn auf die schöne Lage der Stadt, auf die Marmorspringbrunnen des Gartens, aufmerksam machte. Der Prinz, dem das Brummen der Kirchenglocken Riminis wie Grabgeläute in's Ohr dröhnte, hörte ihm kaum zu. Ihn beschäftigte die Frage, ob er sich nicht doch noch im letzten Augenblick von diesen goldenen Ketten,

die ihn an Franzeska schmiedeten, befreien könne — er sah jedoch selbst ein, daß er bereits in seiner Energielosigkeit zu weit gegangen war, daß er durch einen Gewaltschritt sich und sein ganzes Haus in Krieg und Verderben stürzen werde. Hatte doch sein Vater diese Verbindung dringend gewünscht, um dadurch sein Land von den ewigen Fehden mit dem mächtigen Hause der Polenta endlich zu befreien — Politik und Kirche zwangen ihn unerbittlich, sein Wohl dem Gesammtwohl zum Opfer zu bringen.

Der Goldschmied begann darauf seinen Kriegsplan zu ändern. Er brachte dem Schwermütigen mit künstlerischer Sachkenntnis die Schönheit Franzeska's vor die Phantasie, wobei er es nicht unterließ, allmälig auch seine Ansicht über die Schönheit des weiblichen Körpers im Allgemeinen vom Standpunkt des Bildhauers aus zu entwickeln. Giovanni, den dies Thema zu fesseln begann, schüttelte betrübt den Kopf und sah mit seinen kranken Augen lebensmüd hinüber auf die von den Dächern Rimini's wehenden Fahnen.

Er fühle, bemerkte er niedergeschlagen, daß er nur zur edelsten Art der Freundschaft geschaffen sei; die Liebe mit ihrer düsteren Extase setze herab, mache den Geistvollen dem Dummen völlig gleich. Er könne kaum ausdrücken, wie sehr es ihn anekle, da Liebkosungen verschwenden zu sollen, wo er höchstens achte — nie liebe! Man besinge und male freilich vor allem die Reize des Weibs — er aber finde, daß diese Reize nur in der Einbildung Solcher vorhanden

seien, die nicht gewohnt seien tiefer über die Dinge nachzudenken, sondern sich blind ihrem geistlosen Instinkt überließen. Was er von diesen „Reizen" kennen gelernt, habe ihm die Überzeugung beigebracht, der Schöpfer habe im Weib ein untergeordnetes Wesen schaffen wollen. In der ganzen Natur sei stets das Männliche reicher begnadet, als das Weibliche. Am Genauesten könnten wir das dort beobachten, wo unser Urteil gewiß nicht bestochen werde — beim Tier! Der Hengst sei gewiß schöner als die Stute, der Löwe schöner, als die Löwin, der Hahn schöner, als die Henne . . . .

Gaddi lachte und begann in ausgelassener Weise diese merkwürdigen Behauptungen zu widerlegen. Er gab zu, daß vom rein ästhetischen Standpunkte aus vielleicht die Schönheit des weiblichen Körpers hinter der des männlichen in den Einzelheiten zurückstehe, meinte aber, dafür sei der Gesamteindruck des Weiblichen ein weit anmutigerer.

„Bedenkt nur, Herr," rief er einübersandere mal, „Kopf und Hals — das, was wir Bildhauer die Büste nennen —"

Überdies feßle den Mann am Weibe, setzte er hinzu, weniger das rein Körperliche, sondern das hingebendere weichere Gemüt.

Giovannis Geist, der sich schon von Kindheit auf, ganz in die Schönheiten der antiken Litteratur vertieft und der einem Plato und Aristoteles nacheifernd, nichts inniger liebte, als philosophische Gespräche zu führen, Giovannis Geist hatte sich durch

dergleichen allgemeine Betrachtungen wieder erfrischt.

„Ich fürchte,“ begann er dann auf einmal, „ich habe mir durch zu vieles Nachgrübeln über die Rätsel unseres Daseins, die Lust am Dasein zerstört — ich habe durch das Schwelgen in Kunstgenüssen und Wissenschaftsfragen das mutige, gesunde Erfassen des Augenblicks eingebüßt . . .“

Als Nikolo hierauf beipflichtend meinte: er habe immer behauptet, das viele Lesen und Lernen tauge nichts, tadelte ihn sein Herr. Nach einiger Zeit blieb dieser stehen.

„Ich habe wie Sokrates einen Dämon in mir,“ sagte er, „eine geheime Stimme ruft mir zu — ich solle auf Liebesglück verzichten — ich sündige gegen mich und den Schöpfer, wenn ich dieser inneren Stimme nicht gehorche —“

Gaddi wollte seinem verstört blickenden Gönner erwidern, als Stimmen laut wurden und um das nächste Gebüsch mehrere Kavaliere eiligen Schritts auf die Beiden zukamen.

„Da sind sie — da sind sie,“ erscholl es aus den Reihen der buntgekleideten Hofherren, die, sobald sie sich dem Prinzen ehrfurchtsvoll genähert, hastige Fragen, dessen langes Ausbleiben betreffend, an ihn richteten.

Giovanni würdigte in seiner oft schroffe Menschenverachtung an den Tag legenden Weise, die Fragenden gar keiner Antwort, indeß Gaddi in seiner gewandten Art, den Herren zu verstehen gab, er habe den Prinzen von bedrohlichem Unwohlsein ergriffen auf den Rasen

liegend gefunden. Der Prinz, der allerdings angegriffen genug aussah, schritt stumm und finster mit den Herrn weiter, dem Schloß zu. Als sich dann ein süßlich lächelnder wohlbeleibter geistlicher Herr an seine Seite machte und ihn höflich ausforschte: „ob sich Seine Hoheit wieder wohl befinde", streifte ihn Giovanni mit einem harten prüfenden Blick.

„Gaddi," rief er mit beleidigender Barschheit, „ich fühle mich wieder unwohl — vertreibe mir doch den betäubenden Weihrauchdunst —"

Der also Angefahrene zog sich beschämt zurück.

„Wie meint Ihr, gnädigster Herr?" fragte der Goldschmied dienstbeflissen. Der Prinz zog ihn bei Seite, während die Übrigen weiterschritten.

„Merkst Du nicht — ich werde hier belauert?" fragte er ihn leise.

„O Gott behüte," wendete Gaddi ein, „kein Mensch denkt daran."

„Du glaubst es nicht?"

Gaddi beteuerte, es sei nicht der Fall, aber der einmal mißtrauisch gewordene Fürstensohn, flüsterte ihm zu:

„Wie soll ich mich jetzt benehmen? Die Kerle werden auf alle erdenkliche Vermutungen kommen und meinen Widerwillen vor der Ehe in gehäßigster Weise auslegen?"

Nach einigem Besinnen flüsterte ihm Gaddi zu:

„Benehmt Euch großmütig, Herr, dann lassen sie ihre Vermutungen fallen . . . schenkt einigen von ihnen Kostbarkeiten — aber," setzte er mit jenem kindlichen

Lächeln hinzu, das dem Prinzen stets so gut an ihm gefiel, „aber vergeßt mich dabei nicht —“

Hierauf trat der oft leicht bestimmbare Prinz an die Höflinge heran, verwickelte dieselben in ein leutseliges Gespräch, obwohl ihm dasselbe in seiner jetzigen Gemütsverfassung schwer ward, und wußte den vorher so rücksichtslos beleidigten Geistlichen durch Liebenswürdigkeiten wieder zu versöhnen. In der That versprach er Mehreren kleine Geschenke, den Gelehrten kostbare alte Manuskripte, den ritterlich Gesinnten Waffen, den sich für die Kunst Begeisternden antike Vasen, die er hatte auf seinem Gute ausgraben lassen. Gaddi zog, da von ihm weiter nicht die Rede war, schmollend die Mundwinkel in die Höhe und als die Herren aus dem Park in den Hof durch das Schloßportal traten, flüsterte er seinem Protektor scheinbar übelgelaunt zu:

„Ich gehe also leer aus?“

„Du weißt, mein Nikolo, daß ichs nicht leiden mag, wenn man mich auffordert zu schenken,“ bemerkte ihm der Prinz, „was ich gebe, gebe ich freiwillig —“

Über Nikolos fast weiblich fein geschnittenes Gesicht huschte ein Zug reizenden Eigensinns. Er strich sich über die kurzen schwarzen Locken und trat von seinem Gönner mit einer unzufriedenen Schulterbewegung rasch hinweg, als wolle er ihm andeuten: gut! so sieh wie du ohne mich zurecht kommst — ich brauch dich nicht —“

Den Prinzen kränkte dieser egoistische Zug seines Lieblings, er hatte aber nicht Zeit darüber nachzu-

grübeln, warum ihn diese kindliche Selbstsucht auch wieder anzog, da er nun klopfenden Herzens, bald errötend, bald erblassend in den Apollosaal getreten war und von allen Seiten neugierige Fragen auf ihn einstürmten. Er suchte sich dadurch aus dieser Verlegenheit zu helfen, daß er den Hofnarren am Arm packte und ihm laut zurief: „Wir gehören zusammen."

„Weil Du Vetter noch ein größerer Narr bist als ich?" grinste ihm der Verwachsene ins Gesicht.

„Der Unterschied ist nur der," versuchte Giovanni, trotz seines schneidenden Weh's im Busen, zu scherzen, „daß ich ein Narr auf Befehl — sozusagen ein Staatsnarr — bin — und daß man mir meinen Lebensweg durch eine Mitnärrin zu verschönern sucht —"

Den strengen Blick seines Vaters übersah er absichtlich; ja es befiel ihn dem alten Manne gegenüber ein solch nervöser Haß, daß er zuweilen sich kaum enthalten konnte, dessen pedantische Zornesmiene nachzuäffen. Auf die besorgte Frage Emilias, die ihn tief rührte, antwortete er, mit blutendem Herzen und lachendem Munde: Er habe sich vor seiner „Hinrichtung" nur noch einmal die schöne, freie Gottesnatur ansehen wollen.

„Aber ich bitte Euch, gnädiger Herr," tadelte Emilia lächelnd, „Hinrichtung —?"

Giovanni wendete sich mit unbeholfener Galanterie zu seiner errötenden Braut.

„In der Schönheit schlummert oft ein tödliches Gift," scherzte er, „Adam ist ihm erlegen und er war

der erste, also gewiß der unschuldigste Mensch — und ich sollte ihm widerstehen können?"

„O," ging Franzeska auf seine Höflichkeit ein, „ich will dafür sorgen, daß dies ‚Gift' Dein Leben verlängert, mein Giovanni —"

„Miß es mir in knappen Dosen zu, liebe Franzeska," brachte er mühsam genug über die Lippen.

Der alte Herzog warf seinem Sohn einen beifälligen Blick zu, als Franzeska geschmeichelt errötete und die Umstehenden ihr beglückwünschende Bemerkungen zuflüsterten. Der Haushofmeister winkte; der Zug begann sich in Bewegung zu setzen.

„Nun, Du kannst nichts dafür," lachte der Prinz seinen Arm unter den seiner Braut schiebend, „ich auch nicht —! Die Opfer sind bekränzt — schlag zu, Oberpriester —"

Dieser taktlose Scherz verdarb wieder den guten Eindruck. Man schüttelte verwundert den Kopf, Franzeska machte ein verduztes Gesicht, Gaddi gab seinem Gönner einen Wink.

„Was hab' ich da gesagt?" fragte dieser wie von einem Frostschauer befallen. „O Gott, ich glaube die Schönheit meiner Gemahlin raubt mir den Verstand — verzeiht einem armen Sterblichen, den solche Götternähe . . . . " Er brach ab.

Ein verschämtes Lächeln, ein vielsagendes Augenaufschlagen belohnte den Bräutigam für seine Extase.

„Du zitterst, mein Teurer?" fragte sie leise, während der Zug bereits die Schloßtreppe hinab schritt.

„Vor Wonne,“ log Giovanni, dem ein wahrer Krampf die Kehle fast zuschnürte.

Nun begannen die Festgesänge, als sich das Brautpaar auf die Rosse schwang.

„Mein Gott,“ flüsterte Franzeska, „Du Ärmster — Deine Augen glänzen so feucht —“

„Vor lauter Glück, Signora,“ log der Bräutigam, der seine ganze Kraft zusammen nehmen mußte, um nicht beim Anblick dieser Menschenmenge und dem Anhören dieser Chöre in Thränen auszubrechen.

„Wie zartfühlig Du bist, mein Teurer,“ lächelte Franzeska, „mich ergreift dieser Jubel, diese Musik auch — aber ich möchte deshalb doch nicht weinen —“

„Die Naturen sind verschieden,“ murmelte Giovanni, „mir kommt das ganze Leben beweinenswert vor —“

„O — sag das nicht,“ tröstete sie ihn. „Das Leben liegt ja nun so heiter, glänzend vor uns —“

„Ich hoffe es,“ lispelte er zusammenschauernd.

Giovanni nagte, während des Ritts durch die Straßen, an der Unterlippe und hätte gern seine Würde dafür gegeben, wenn er sich durch einen Thränenausbruch von diesem Krampf hätte befreien dürfen.

Die heilige Handlung im Dom ließ er apathisch an sich vorübergehen. Dabei fühlte er manchmal den sonderbaren Drang mitten in diese feierlichen Chöre einen lästernden Mißton hineinzuschreien und etwa zu rufen: „Schweigt — ihr seid ja betrogene Betrüger —!“ oder es drängte sich ihm die komische Vorstellung auf: wie wär's, wenn nun dem Bischof, der so inbrünstig

die Hände gen Himmel hebt, die Mitra vom Kopf rutschte?“

Anfangs empfand er seine junge Frau neben sich, wie ein ihm völlig fremdes Wesen, wie einen Eisblock, der Kälte auf ihn überströmte, erst als sie von der Feierlichkeit ergriffen, leise vor sich hinweinte, fühlte er sich menschlich zu ihr hingezogen. Er fing an sie zu bedauern — weil sie i h n zum Gatten erhalten.

Bei dem, nach der kirchlichen Feier folgenden Prunkmahl verstieß der junge Ehemann mehremal empfindlich gegen die allgemeinen Anstandsregeln. Als nämlich sämtliche Schullehrer von Rimini mit ihren Zöglingen sich seinem Stuhle näherten, um ihm, als hervorragenden Gelehrten und Mann von Geist ihre Huldigungen darzubringen, schnitt er das Lob dieser Herren mit den Worten ab: „Natürlich — wenn ein Prinz überhaupt nur denkt, ist er ein großer Geist — schenkt er einem alten Weib einmal einen Heller, so preist man seine christliche Menschenfreundlichkeit und verbrennt er sich gar den Finger — so nennt ihn die Weltgeschichte einen edlen Dulder —“

Der alte Herzog verzog mißbilligend das Gesicht, die junge Frau flüsterte dem Verwirrten zu: „aber so sag' den Lehrern doch etwas Schmeichelhaftes —“

Der Prinz räusperte sich.

„Ach, ich weiß ja,“ stieß er heraus, „den Schullehrern verdanken wir gar viel — ich habe sie immer sehr geachtet, obgleich ich mir oft sagte: Die Schullehrer sind es meist deshalb geworden, weil sie einen

Drang in sich fühlten, etwaszu sagen, was für die Erwachsenen zu dumm, für die Jugend zu gescheidt ist —"

Darauf allgemeine Verblüfftheit, teilweise unterdrücktes Lachen. Giovanni zog rasch die ganze Situation ins Komische und fragte den Schuldirigent, ob er wisse, durch was sich die Tierbändiger von den Schullehrern unterscheiden?"

„Nein, gnädiger Herr," lächelte der Magister.

„Nun," sagte der Prinz, „dadurch, daß die Ersteren meist verblüffendere Erfolge erzielen . . ."

Man nahm das ganze Gespräch nicht ernsthaft, und so verlief es noch ziemlich gut. Später verwickelte der Prinz den Kastellan in ein Gespräch über gewisse Verbesserungen an den Geschützen.

„Merkwürdig," sagte er dabei, „ich hasse nichts mehr als das Kriegshandwerk — und doch versuche ich mich selbst in neuen Erfindungen die Schlösser an den Büchsen betreffend —"

„Ein so genialer Herr, wie Ihr, Hoheit —" schmeichelte der Kastellan, „beschäftigt sich mit Allem —"

Sogleich entwarf der Prinz eine kleine Zeichnung und der erfahrene Kriegsmann mußte das Vortreffliche der Erfindung zugestehen.



Die Gäste hatten sich erst gegen Abend von der Tafel erhoben. Giovanni hatte mit finsterer Miene die Glückwünsche der Stadt in Empfang genommen. Man führte ihn nebst seiner Frau bis zur Schwelle des Palastflügels, der dem älteren Schloß war neu angebaut worden und den der Erbprinz nun mit seiner jungen Gemahlin bewohnen sollte. Die rote, an den Wänden des Schlosses hinaufflackernde Lohe der Fackeln, das Gelärme, das üppig Berauschende des ganzen Bildes betäubte seine erschrockene Seele so sehr, daß er sich oft fragte: ob er denn in einem Traume lebe! Dann aber fiel sein apathischer Blick auf das glückstrahlende Gesicht seiner neben ihm wandelnden Frau und riß ihn aus dem Elend des Träumens in das tiefere einer bangen Wirklichkeit. Zuweilen erfüllte ihn dann der hingebende Gesichtsausdruck Franzeska's mit Grimm.

So kam er, ohne recht zu wissen wie, in das Portal seines Schloßflügels, schüttelte viele Hände, mußte noch die Ansprache des Hof-Poeten über sich ergehen lassen und merkte eigentlich erst an der Stille, die ihn auf einmal, nach dem fackelbeglänzten Tumult, umgab, daß er sich mit seiner jungen Frau allein im

üppig ausgestatteten Vorgemach des Schlafzimmers befand. Der Raum war matt durch eine blaue Ampel erleuchtet, von der Decke quollen bunte Gestalten, vergoldete Ornamente hielten Spiegel, in dem glatten Marmorboden beschauten sich verschwommen die rotgepolsterten Sessel. Giovanni schaute sich verträumt in dem zu traulicher Ruhe einladenden Gemach um. Da bemerkte er, daß sich von den purpurnen Falten des Thürvorhangs zwei dunkle Gestalten abhoben. Es war Gaddi und Alberto Pucci, sein Erzieher, Kastellan und Wächter der Stadtmauern.

Er merkte gleich an den schlauen Mienen der Beiden, daß sie ihm irgend eine Überraschung bereiten wollten.

So war es denn auch. Als er, sie freundlich begrüßend, ihrem Winke in das anstoßende Gemach folgte, glänzte ihm vom Tisch die mit schillernd grüner Patina überzogene Erzstatue eines antiken Fauns entgegen.

Sogleich rief er Gaddi und den unterwürfig schmunzelnden Alberto, die an der Thüre harrten, herbei.

„Wie kommt das hierher?", fragte er atemlos vor Bewunderung, „ein wahres Meisterwerk griechischer Kunst — doch nicht von meinem Haus — am Amphitheater?"

Gaddi nickte bestätigend und erklärte ihm nun, man habe diese antike Statue schon vor einigen Tagen ausgegraben, habe sie aber verborgen gehalten, um ihn heute am Tag seiner Hochzeit damit zu überraschen.

Giovanni, ein großer Kunstkenner, war entzückt. Er nahm den Pagen die Kerze aus der Hand, beleuchtete den blaugrünen Faun von allen Seiten und freute sich über dessen schelmische Miene, mit der er tanzend vor sich hingrinste.

Während dem stand seine junge Gemahlin neben ihm und lobte, freilich in wenig Verständnis verratender Weise, die Statue auch — aber im Stillen hielt sie es, schmerzlich bewegt, doch für angebrachter, daß ihr Gatte, anstatt diesem kalten Erz Bewunderung zu zollen, sich ein wenig mehr in die Schönheit seiner Frau vertiefe.

Nachdem sich der leidenschaftliche Altertumsforscher satt gesehen, wollte er seinem Erzieher Alberto dankbar die Hand schütteln und war sehr erstaunt, als derselbe ihm feinlächelnd, die staubgrauen, zerfaserten Blätter eines alten Pergaments entgegenhielt.

„Wie? noch etwas?“ fragte der Prinz.

Mit einer Art von Ehrfurcht wog der Kastellan das von einer roten Schnur zusammengehaltene Manuskript in der Hand.

„Ich“, sagte er schmunzelnd, „verstehe ja als alter Kriegsmann von diesen Dingen nicht viel — hab' aber doch verteufelten Respekt vor dem alten Plunder — weil das damals ganze Kerle waren — diese Katoen, Cäsaren oder wie die Haudegen alle heißen. Das hier nun, gnädiger Herr“, setzte er feierlich hinzu, auf die Rolle weisend, „soll des Longus Hirtengeschichte von Daphnis und Chloe vorstellen —“

Giovanni unterdrückte einen Ausruf der Freude und entriß der Hand Alberto's die Blätter mit solcher Hast, daß die Schnur aufsprang und er kaum an die auf dem Tisch brennende Ampel gelangen konnte, ohne eine der kostbaren Seiten zu verlieren. Dort angekommen, durchflog er mit leuchtenden Augen die Blätter, zuweilen begeisterte Ausrufe vor sich hinflüsternd.

„Woher kommt diese unschätzbare Handschrift?" fragte er dann mit vor Erregung fast rauher Stimme.

„Sie wurde von meinem Vetter Luigi aus der Abtei der Benediktiner von Monte Cassino zu Florenz unter unsäglichen Gefahren halb mit List entwendet", entgegnete der Kastellan, „und ich wußte wohl, daß ich meinem Zögling damit eine größere Freude machen würde, als wenn ich ihm ein Königreich erobert hätte —"

Der Prinz umarmte den Kriegsmann gerührt.

„Das ist der schönste Augenblick dieses Tags — nein! meines Lebens", rief er, streichelte bald zärtlich die Handschrift, bald wieder die rauhe Wange des alten Kriegers und erging sich noch einige Zeit in Lobeserhebungen und Dankbarkeitsergüssen.

Erst nachdem Alberto und Gaddi vieldeutig lächelnd um Verzeihung gebeten, daß sie ihn so lange der Huld seiner schönen Gemahlin entzogen, entließ der Prinz die beiden Freunde.

Franzeska hatte sich indessen in gedrückter Stimmung auf den von purpurenen Vorhängen um-

schlossenen Altan zurückgezogen. Der Altan gewährte die Fernsicht auf die vom Mondlicht berauschten Büsche des Gartens, bis hinaus über die Stadt, auf das adriatische Meer.

Giovanni stand noch einige Zeit wie im Traum vor der Statue und dem Manuskript. Bei seiner gelinden Neigung zur Beleibtheit nahm es sich stets ein wenig erheiternd aus, wenn er in Enthusiasmus geriet. Diesmal aber zeigte seine Begeisterung diesen antiken Ausgrabungen gegenüber einen wahrhaft rührenden Ausdruck.

Franzeska hatte indeß hierfür kein Verständnis. Ihr kam es vielmehr darauf an, ihre schöne Gestalt sich plastisch abheben zu lassen vom bläulich-goldnen, duftverschleierten Hintergrund der träumerischen Mondnacht, welche die stillen Pinienwipfel wie Inseln und die feierlichen Cypressen wie Obelisken in ihrem verklärenden Zauberbann gefangen hielt.

Giovanni empfand mit Unbehagen, daß er seine Gemahlin vernachlässigte. Er nahm sich auch vor, zu ihr zu gehen, es war aber, als wenn sich zwischen ihm und ihr die Luft mit bösen Dünsten gefüllt hätte — eine geheimnisvolle Hand hielt ihn zurück, ein wehes, lähmendes Angstgefühl beschlich sein Herz. Am liebsten hätte er laut aufgeweint —! Die Sekunden verrannen — was mußte sie von ihm denken und nun gar, wenn er geweint hätte? War er denn das Weib — sie der Mann?

Ihm begann zu schwindeln, kaum hielt er sich noch auf den Füßen. Aber diese Schwäche durfte doch

kein Mensch ahnen! Da auf einmal, als ihm fast die Sinne vergingen vor Jammer — kam ihm plötzlich seine Lage ungemein komisch vor. Er lachte hörbar — und Franzeska, angehm berührt hiervon, fragte, was ihm Erheiterndes begegnet sei?

Nun stellte er sich vor, wie sehr er doch diesem Wesen geistig überlegen sei, ergriff das vor ihm liegende Manuskript und schritt langsam dem Altan zu. Dort angekommen, setzte er sich auf einen stuhlartigen Schemel, legte das Manuskript auf seine Kniee und sah ins Freie hinaus. Dann, während er über sein bürstenartiges Bärtchen strich, blickte er wieder ins Gemach zurück. Seine Gemahlin lehnte sich über das durchbrochene Marmorgeländer des Altans und sah zum Monde hinüber, in dessen Goldscheibe soeben der spitze Wipfel einer Cypresse schwarze Zacken schnitt.

„Sieh doch," begann er beklommen und wies mit der Hand zurück ins Gemach, nach der im Kerzenlicht gleich einer Eidechse grün schimmernden Statue, „wie sich von hier aus der Faun so seltsam ausnimmt —"

Sie blickte nicht um, gab nur einen bejahenden Ton von sich.

Nun fing er an allerlei Kunstbetrachtungen, die Statue betreffend, anzustellen, auf die einzugehen sie indeß, sei es aus Verständnislosigkeit, übler Laune oder seelischer Erregtheit, wenig Neigung zeigte.

Einige Zeit beobachtete er sinnend ihr kindliches Profil, das sich in scharfen, keckn Konturen von dem wie leuchtende blaue Seide ausgespannten Nachthimmel abzeichnete. Auf dem Ballen ihrer zierlichen weißen

Hand ruhte ihr pikantes Kinn, der Sammetärmel war herabgesunken und ließ einen runden weichen Arm sehen, dessen rosiger überaus zarter Ellbogen graziös die Marmorbrüstung berührte. Es lag ein naiver tückischer Eigensinn über ihrer von kurzen feinen Löckchen wie von einer irdischen Glorie umflatterten Stirn, während in ihrem Auge eine verschleierte Apathie, eine leise schwermütige Enttäuschung glimmte.

Er mußte sich gestehen, daß sie schön sei — ihn aber fröstelte bei dem Anblick dieser Schönheit; vergebens suchte er in seinem Innern und suchte nach jenem Funken, der den Mann so gewaltig im Weibe sich verzehren läßt. Je deutlicher er es sich ausmalte: er solle nun diese ein wenig verdrossen emporgezogenen Lippen mit den seinen berühren, desto kälter stieß ihn ein inneres Grauen zurück.

Traurig neigte er den Kopf zur Seite und begann in dem Manuskript zu blättern. Trotzdem fühlte er, daß es nur auf seine Gemahlin ankomme, um ihn wenigstens freundschaftlich ihr näher zu bringen, denn er liebte die Unterhaltung mit geistreichen Frauen. Wenn sie wenigstens jetzt nur ein freundliches Wort an ihn richten wollte, irgend einen echt weiblichen Zug offenbare — indeß wartete er vergebens.

Sie hielt seine dem anderen Geschlecht gegenüber angeborene Energielosigkeit für herzlose Pedanterie, für Ungezogenheit, für Verachtung ihrer Reize und sie fand es, geärgert, demgemäß auch nicht für nötig, ihren Stolz bei Seite setzend, ihm herzlicher entgegenzukommen.

Er merkte nun, daß die am Hofe ihres Vaters Verwöhnte, erwartete, er werde den dienstbereiten Anbeter spielen und gerade diese weibliche Anmaßung, die den Mann stets als unterwürfigen Sklaven zu Füßen sehen will, ließ ihm auch diesmal das ganze Geschlecht verächtlich erscheinen.

Anstatt nun von Dingen zu reden, die im Kreis des weiblichen Gesichtsfelds liegen, raffte er sich auf und begann über die Wichtigkeit des aufgefundenen antiken Manuskripts einen weitschweifigen gelehrten Vortrag zu halten. Sie hörte ihm gelangweilt zu, ordnete ihre Frisur und unterdrückte ein Gähnen, was ihn, als er es bemerkte, kränkte. In seiner Verlegenheit begann er aus dem Manuskript einige Sätze zu übersetzen und sie auf deren Schönheit aufmerksam zu machen.

„Dieses alte Märchen," sagte sie, nachdem er geendet, schnippig, „kommt mir recht langweilig vor —"

„Langweilig?" fragte er entsetzt.

„Aber freilich," fügte sie spöttig hinzu, „ich hab's ja aus Deinem eigenen Munde gehört — wie lautete es: ‚Das ist der schönste Augenblick meines Lebens —' nicht wahr?"

Giovanni verstand die Anspielung. Sie hat nicht den mindesten Sinn für Poesie, sagte er zu sich, stand auf und schritt übelgelaunt in den erleuchteten Teil des Gemachs. Der spitze Ton in dem seine Gattin ihm seine Kälte vorwarf, erstickte nun den letzten Rest von Mut in seiner weiberfeindlichen Seele. Es stieß ihn jetzt wie mit ehernen Hellebarden von ihr zurück, weil

sie seine edle Neigung zum Altertum getadelt. Als er die Stirne krausziehend, die Hände auf dem Rücken, vor dem blaugrün schimmernden Faun stand, kam ihm das hämische Grinsen des Kerls, wie Hohn vor. Im Gefühl, nicht verstanden zu werden, traten ihm die Thränen in die Augen. Du bist und bleibst ein Einsamer, klang es in ihm. Seine geschäftige Phantasie, sein immer das Weltganze im Auge behaltender Verstand, waren allzuleicht geneigt, sich aus einer unbewußt hingeworfenen Bemerkung das innerste Wesen eines ganzen Charakters aufzubauen und war diese Bemerkung zufällig eine solche, die eine starke Gemütsbewegung in ihm hervorrief, so ward deren Eindruck selten wieder von einem späteren verwischt.

Nun überdrang ihn, je länger er in das spottverzogene Gesicht des Fauns stierte, eine unsägliche Angst, man habe ihm durch diese Ehe den letzten Rest seines ohnehin kargen Lebensglücks zerstört und ein wahrhaft ingrimmiger Haß gegen diejenigen, die ihn zu jenem verhängnisvollen Schritt getrieben, brannte in ihm auf. Aber er wollte noch an sich halten. Er merkte, daß da in ihm unter der Asche seiner an sich phlegmatischen Gemütsanlage ein Funke glimmte, der seinen Nebenmenschen gefährlich werden konnte, wenn man ihn zwingen wollte seiner Natur Zwang anzuthun, wenn man seinen dem Alltäglichen widerstrebenden Charakter in das allgemeine Narrenkostüm pressen wollte. Aber noch gab der ideale Grundzug seines Wesens, der ihm aufgedrungenen Menschenverachtung nicht nach. Er wollte besser sein wie die

Anderen, ihren Schwächen gegenüber großmütig, ihrer Beschränktheit gegenüber verzeihend. Demgemäß nahm er sich jetzt vor, seiner Frau wenigstens Freundschaft entgegenzubringen . . .

Plötzlich wurden seine Betrachtungen von eigentümlichen Lauten gestört. Unterdrücktes Schluchzen drang vom roten Vorhang herüber, der den Altan vom Gemach trennte. Er lauschte. Dann schritt er nach dem Altan, zog langsam den Vorhang bei Seite und blieb stehen, als Franzeska sich wie aufgescheucht erhob und ihr spitzenbesetztes Taschentuch vor das thränenüberströmte Gesicht drückend, an ihm vorüberschreiten wollte. Er griff nach ihrer herabhängenden Hand von einem unbestimmten Mitleid bewegt.

„Darf ich ein ernstes Wort mit Dir reden?" fragte er freundlich.

„Ich weiß genug," sagte sie mit stolzer beleidigter Haltung.

„Was wißt Ihr?" fragte er so ruhig als möglich.

„Daß Ihr mich nicht liebt," flüsterte sie.

Er besann sich.

„Aber ich schätze und achte Euch," erwiderte er mit so weicher Stimme, als seine Erregtheit erlaubte.

Sie hob den Kopf, senkte ihn wieder und mit einem bitteren Lächeln bei Seite sehend, fragte sie: „Also gesteht Ihr es selbst zu, daß Ihr mich nicht liebt?"

Seiner bemächtigte sich eine nervöse Unruhe, die bei seiner Körperfülle den Eindruck hervorbrachte, als müsse man ihm helfen.

„Hört mich an, Signora,“ begann er, „ich muß Euch ein Geständnis ablegen —“

Sie horchte auf.

„Ich weiß sehr wohl,“ fuhr er in etwas lehrhaftem Tone fort, „daß ich nicht bin wie Andere — ja ich muß sagen, ich bin mir selbst ein Rätsel. Meine Neigung zur Melancholie ist so groß, daß sie mir jeden alltäglichen Lebensgenuß verdirbt. Zudem denke ich über ‚das Weib‘ anders wie Andere. Mir steht das Weib auf Erden so hoch, das Duldende, Hingebende im Charakter des Weibs flößt mir eine solche Ehrfurcht ein, ich habe so viel Achtung vor der erlösenden Mission des Weibs, daß diese Anbetung in mir jedes Gefühl von irdischer Annäherung völlig erstickt. Ich sehe in jedem Weib eine Madonna, deren Leib durch die Liebe entweiht würde . . .“

„Ah das ist sehr schön,“ flüsterte sie, die ihn gar nicht recht verstanden hatte und sogar ein wenig an seiner gesunden Vernunft zu zweifeln begann. Er fühlte das an einem bestürzten Blick aus ihren verweinten Augen und es brachte ihn aus der Fassung. Er blickte hilflos zu Boden.

„Ich danke Euch,“ sagte sie in mitleidigem Ton, „daß Ihr mir diesen Einblick in Euer Seelenleben gewährt —“

Er nickte träumerisch.

„Im Ganzen versteh ich Euch nicht völlig,“ fuhr sie herablassend fort, „aber aus Euren Worten lese ich, daß Ihr das weibliche Geschlecht sehr hoch verehrt — was mich betrifft so verehre ich das männliche

Geschlecht in ähnlicher überirdischer Weise – ich möchte um keinen Preis, daß die kostbare Männerwelt durch die Liebe ihre Würde einbüßt — Ihr seht also, wie gut wir zueinander passen —"

Dann rief sie herausfordernd laut den Namen ihrer Zofe und als diese an der Thüre erschien, verbeugte sie sich in förmlicher Weise vor ihrem Gemahl und zog sich mit einer Miene in ihre Gemächer zurück, die eine gewisse gelinde Verachtung nicht völlig verbergen konnte.

Er stand noch einige Zeit in Sinnen verloren. Der leidende und doch hochmütige Zug in ihrem Gesicht, besonders ihre gebrochenen Augenlider quälten ihn. Dann setzte er sich an den Tisch. Das Gefühl, von ihr gering geschätzt zu werden, trieb ihm nun, während er in dem Manuskript blätterte, das Blut in die Stirne.

Nach einiger Zeit trat Emilia Pilotto ins Zimmer, eine etwa 25jährige Kammerfrau aus gutem aber verarmtem Hause. Dieselbe hatte bereits der Mutter Giovannis gedient und nahm, da sie weit über ihren Stand erzogen worden war, eine bevorrechtete Stellung im herzoglichen Haushalt ein. Sie blieb einige Augenblicke an der Thüre stehen und betrachtete den den Kopf schwermütig auf den Tisch stützenden Giovanni mit mitleidigen Blicken.

Zwischen den Beiden herrschte von je her ein eigentümliches Freundschaftsverhältnis, das zwischen dem der Mutter zum Kind, der Schwester zum Bruder schwankte.

Als sie näher kam, wendete sich der Prinz zu ihr um und streckte ihr traurig lächelnd die Hand entgegen.

„Setze Dich ein wenig zu mir", bat er mit bewegter Stimme. Sie that es, in bescheidener, Teilnahme ausdrückender Weise, wie denn über allen ihren Bewegungen und Mienen die ungesuchte Grazie echter Weiblichkeit und ein Hauch unsäglicher Milde und Demut ausgebreitet lag.

Beide schwiegen.

Er sah träumerisch in die blaue stille Kerzenflamme, die wie eine glänzende Dolchspitze aufzüngelte und einige Teile des antiken Fauns matt erhellte.

Sie hielt die Hände mit jener geschäftigen Frauen eignen Laßheit im Schoß gefaltet und neigte ihr weiches, fast schon ein wenig matronenhaftes Gesicht zur Seite.

„Hat sie sich zur Ruhe begeben?", fragte er.

„Ich glaube", sagte Emilia.

„Ich glaube, Du begreifst mich?", fügte er hinzu.

Sie nickte, während ihr die Augen feuchter wurden.

Er wendete, um ihren Schmerz nicht sehen zu müssen, den Kopf ein wenig ab.

„Sonderbar", sagte er, „Du bist das einzige Weib, das mir keine Furcht, keinen Widerwillen einflößt —."

Sie lächelte trüb vor sich hin, offenbar peinlich berührt.



„Du bist das einzige Weib“, fuhr er fort, „mit dem ich mir eine eheliche Verbindung wenigstens hätte „denken“ können. Meine Abneigung ist ja unüberwindlich — aber Dich, weißt Du — Dich hätte ich als Freundin — als guten Kameraden und Lebensgefährten betrachtet — durchaus nicht als Ehefrau — und so wäre ich wohl zum Mindesten nicht unglücklich geworden — und der Weise sucht ja nicht das Glück, sondern die Schmerzlosigkeit —.“

Sie wehrte lächelnd ab.

„Es ist besser, wir sprechen nicht von Möglichkeiten, gnädiger Herr“, wendete sie ein, „sondern von dem, was nun ist —.“

Er seufzte, stand auf und schritt durchs Zimmer.

„Ich dachte, meinen Abscheu überwinden zu können“, sagte er vor sich hin, „aber es ist unmöglich — lieber leg' ich mich sofort in's Grab — ich fühle deutlich, daß ich ein Verbrechen am Göttlichen begehe, wollte ich meine Natur überwinden. Das Schlimmste ist, daß ich nun fortgesetzt heucheln muß — jetzt darf ich nie mehr mein wahres Gesicht zeigen, stets nur die Maske — das halte ich nicht aus —!“

Sie sah besorgt zu ihm hinüber.

„Menschen, wie ich einer bin“, fuhr er erregt fort, „Menschen, die sich so gänzlich allem Menschlichen entfremdet, gehören nicht in die Welt — sie werden zu Grunde gerichtet, wenn sie nicht vorziehen, zu Grunde zu richten —.“

Sie erschrak über die eigentümlich finstere Betonung seiner letzten Worte.

„Um zu Grunde zu richten, gnädiger Herr“, meinte sie, „dazu gehört eine Gemütsart, wie Ihr sie nicht besitzt —.“

Er blieb stehen und wendete sich nach ihr um.

„Weißt Du das so genau?“, fragte er bedeutungsvoll lächelnd.

Sein Lächeln gefiel ihr nicht.

„Ich glaube, daß in Euch die guten Eigenschaften die schlimmen beträchtlich überwiegen“, sagte sie beunruhigt.

„Du kennst mich doch nicht völlig, Emilia“, begann er, vor der Faunstatue stehen bleibend, die Worte träumerisch abwägend, „ich bin zwar ziemlich sanftmütig und ruhebedürftig — das ist richtig — aber, wenn man meine Eigenart unterdrückt, wenn man mich zwingen will, der Thorheit und Bosheit zu lieb, fortwährend eine mich erniedrigende Maske zu tragen — wenn man mich wohl gar belauert, mich verfolgt — dann könnte in mir ein Dämon erwachen, von dem ihr bisher nur dunkle Spuren kennen gelernt habt — dann sage ich mir, daß das Leben nur ein folgerichtiger Traum ist — daß ihr Alle nur meine Traumbilder seid — ich erlaube mir dann, ein wenig leichter zu schlafen — für zwei Sekunden aufzuwachen — und blase die mich belästigenden Traumeinbildungen weg —.“

Seine weitgeöffneten Augen stierten verschlafen in die Kerzenflamme, sein Gesicht sah in dieser Beleuchtung grünlich aufgedunsen aus. Emilia wurde zum ersten Male in seiner Nähe von einem geheimen

Grauen überlaufen. Ihr Geist versank bei seinem unheimlichen Anblick für einen Moment in Bewußtlosigkeit und als sie wieder zu sich kam, ging die Frage durch ihr Hirn, ob er oder sie eine Neigung hege in Wahnsinn zu verfallen.

„Ihr könntet also unter Umständen ein Verbrecher werden?“, sagte sie.

„Wer unter gewissen Umständen kein Verbrecher wird, hat auch nicht das Zeug dazu in sich, ein Tugendhafter zu werden“, entgegnete er.

„Und die Ewigkeit?“, fragte sie.

„Ewigkeit?“, gab er zurück, während ein grelles Lächeln in seinen melancholischen Augen aufblitzte, „giebt es eine solche, so können in ihr nicht die Gesetze der Endlichkeit herrschen — was wir hier verdammen, verdient vielleicht dort Lob —.“

„Zum Mörder werden?“, flüsterte sie entsetzt.

Er wendete sich lächelnd zu ihr:

„Aber sieh doch, meine Liebe — Du beleidigst den Schöpfer, wenn Du sein Geschöpf „Mörder“ nennst. Mordet doch der Schöpfer täglich, stündlich. Was den Schöpfer nicht entehrt, kann auch das Geschöpf nicht entehren —“

Sie erhob sich in ihren religiösen Empfindungen verletzt.

„Ihr frevelt,“ sagte sie.

Er sah sie überrascht an.

„Nun, wir sind noch nicht so weit,“ sagte er begütigend, „vielleicht täuschte ich mich auch in mir selbst —“

„Das hoffe ich zu Gott,“ entgegnete sie leise, „übrigens ein Verbrecher, der seine Pläne so scharfsinnig und philosophisch begründet, wie Ihr — kommt nie zur Ausführung derselben —“

„Mag sein,“ lächelte er trübe, „und ich gestehe, es ist edler seinen Feinden zu verzeihen, wenn auch nur aus — Verachtung —“

Sie wollte verstimmt das Zimmer verlassen, als er ihr, da sie die Thüre erreicht, nachrief: sie möge ihm seine Theorien verzeihen.

„Ich weiß,“ entgegnete sie, indem ein herzliches Lächeln ihre weichen Züge verschönte, „daß Ihr oft mehr mit Worten und Ideen spielt, gnädigster Herr. Eure Worte sind selten der genaue Abdruck Eures Inneren —“

Er nickte.

„Und doch bin ich eine ehrliche Natur,“ sagte er, „woher kommt der Widerspruch?“

„Ich fürchte nur,“ fuhr sie besorgt fort, „Ihr stürzt Euch durch dieses offene Heraussagen einmal in Gefahr. An einem Hof sind allzu gescheidte Leute stets unbeliebt —“

„Die Gefahr ist vielleicht näher, als wir wähnen,“ meinte er, „denn es gibt fast keine Eitelkeit, die ich nicht verletzt und mein eigentümliches Leben liefert der Verleumdung zu viel Handhaben. Nun,“ setzte er heitrer hinzu, „es ist doch immer schöner, man hat infolge seines Geistes als die Folge seiner Dummheit zu leiden und es bleiben mir auch noch einige Freunde, die mich verstehen —“

Emilia war gegangen.

Er schritt hierauf seinem Schlafgemach zu, konnte aber, als er durch die hallenden Gänge eilte, dem Drang nicht widerstehen noch einmal den mondbeglänzten Garten zu besuchen. Er empfand auf einmal in seiner Verlassenheit ein heftiges Heimweh nach seiner verstorbenen Mutter Isotta, die ihn von allen Menschen am Besten verstanden. Er schritt in ein Seitengemach, in welchem ihr lebensgroßes gemaltes Bild hing. Es mit der Kerze beleuchtend, stand er lange vor dem geistvollen Gesicht, das ihn so traurig anblickte. Als er sich jenes Augenblicks erinnerte, da sie zwei Stunden vor ihrem Tod ihn hatte rufen lassen, traten ihm gewaltsam die Thränen in die Augen. Sie hatte ihm die abgemagerte Hand aufs Haupt gelegt und ihm mit einem ans Mystische streifenden Blick unendlicher Liebe in die Augen gesehen. Sie konnte kaum mehr sprechen, nur noch fast unhörbar flüsterte sie:

„Unglückliches Kind — wie viel wirst Du leiden müssen —“

Umgeben von dem kalten Pomp dieses Saals, in der unheimlichen Stille der Nacht empfand er jetzt dieses Wort in seiner ganzen Stärke. Wenn es Etwas gibt, sagte er zu sich, das mir eine Fortsetzung dieses Lebens nach dem Tode wahrscheinlich erscheinen läßt — so ist es die Liebe der Mutter zum Kind — in ihr ringt ein Übernatürliches nach irdischem Ausdruck. Ein Knirschen im Holz des Getäfels weckte ihn aus seiner Versunkenheit. Er hatte das deutliche Gefühl,

als sei ihm der Geist seiner Mutter nahe und im ungewissen Flackern der Kerze glaubte er sogar, das Bild gewinne Leben. Langsam wendete er sich von dem Gemälde ab, schritt aus dem Saal die Steintreppe hinab in den Schloßpark, um das Grabmal der Mutter aufzusuchen. Während er durch die einsamen Pfade wandelte, rann ihm eine heiße Thräne über die Wange.

Die Blätter der Büsche glänzten im Mondschein feucht, wie von einem ölartigen Schmelz überzogen. Das im schönsten Stil gehaltene von Agostino di Duccio erbaute Mausoleum war bald erreicht. Sein vergoldetes Gitter schimmerte schon von weitem herüber, wie die Zähne eines grausamen Ungeheuers, das, ungerührt von allen Thränen, dem Herzen das Liebste verschlingt. Ernst grüßten den Nahenden die beiden großen Marmorengel an der Treppe. Der junge Mann schloß das Gitter auf, ein knirschender Laut störte die nächtliche Stille. Die Halle, durch deren Oberlicht der Mondstrahl sickerte, lag vor ihm bleich, wie mit Milch übergossen. Von einem eigenen Schauer überrieselt, wagte er indeß nicht einzutreten, schloß die Thüre wieder und trat in den Garten zurück. Lange Zeit stand er so und betrachtete die ernste Pforte, deren Schrecken gewissermaßen im bleichen Dämmern des Mondlichts eingeschlafen zu sein schienen.

Plötzlich näherten sich deutlich Schritte im Kieß. Fern herüber durch die Bäume schimmerten noch rot die Fenster des Festsaals; manchmal wehten auch abgerissene Akkorde von da her in die Nacht. Giovanni

ahnte, daß noch einige der Gäste, die beim Zechen länger sitzen geblieben waren, sich durch einen Gang im kühlen Garten die heißen Köpfe erfrischen wollten. Er trat hinter den einen Marmorengel des Mausoleums zurück, dessen Flügel ihn völlig in Schatten hüllte und bemerkte nun wie der feiste Bischof Salviati in Begleitung eines Menschen, den er im Mondlicht nicht erkennen konnte, unbehilflich über den Pfad watschelte.

„Ich bin davon überzeugt," sagte der fette Kirchenfürst, „daß der Prinz keine Nachkommenschaft haben wird —"

„Meint Ew. Eminenz?" hörte der Lauscher hierauf erwidern, „und wenn sich das so verhält — fällt das Herzogtum an Paolo?"

„Ja," ächzte Seine Eminenz, „der leichter zu regieren sein wird, als dieser sich auf den Philosophen hinausspielende Giovanni —"

Mehr verstand der Lauscher nicht.

Der Bischof setzte indessen seinen Begleiter, auf den er sich stützte, auseinander, daß er jedes erlaubte Mittel aufbieten werde, um dem entschieden kirchenfeindlichen Giovanni die zukünftige Herrschaft zu entreißen.

„Was heißt hier," fragte der ihn führende Leibarzt des Herzogs, „ein erlaubtes Mittel? Ich meine, sobald die heilige Kirche in Gefahr kommt — sei jedes Mittel erlaubt?"

„Da habt Ihr Recht," pustete Salviati, „Giovanni wendet seinen Geist nur dazu an, die heilige Kirche herabzusetzen — ich fürchte sogar, er ist Atheist.

Seine übrigen Schwächen, seine Unmoral würde ihm die Kirche ja gewiß gern verzeihen, wenn er diese Sünden, wie es einem guten Katholiken ziemt, beichtete. Da er dies jedoch nicht thut, bleibt uns nichts anderes übrig, als ihn gerade an diesen schwachen Punkten zu fassen — ihn vorm Volke verächtlich zu machen — was den Beweisen dabei an Kraft fehlt — darf auch die Erfindung ein wenig verstärken. Auf diese Art wird es uns gelingen, ihn unter Umständen sogar in einen Prozeß zu verwickeln . . ."

„An gewaltsame Mittel", entgegnete der Leibarzt, „denkt Ew. Eminenz nicht?"

„Wozu, da die sanften und unsichtbaren ausreichen?", stöhnte Salviati, dem der köstliche alte Wein des Herzogs seinen gewöhnlichen Gichtanfall zuziehen anfing, „wir Geistliche sind so außerordentlich nachsichtig gegen alle menschlichen Schwächen, wir dulden, ja ich möchte fast sagen, wir schützen dieselben —"

Der Arzt, der sich manchmal einen Scherz erlauben durfte, unterbrach hier Se. Eminenz.

„Ihr Geistlichen habt allen Grund", lachte er, „die Menschheit möglichst in Sündhaftigkeit und moralischer Schwäche zu erhalten — denn würde sie ganz fehlerfrei, so bedürfte sie weder der Beichte noch der Pfaffen —"

Der Bischof schmunzelte.

„Gepriesen sei daher die menschliche Fleischesschwäche", scherzte er —"

„Von welcher die ganze Klerisei lebt", schloß der Arzt den Satz, „merkwürdig, merkwürdig", setzte er

in behaglicher Weinlaune hinzu, „die Dirnen machen aus dem Laster, die Pfaffen aus der Tugend ein Geschäft — das verwirrt sich dann aber oft in der Art, daß man gar nicht mehr recht weiß, was Laster und Tugend ist —“

„Nun, nun“, lenkte Se. Eminenz ein, „jedenfalls bringts die Tugend weiter — das seht Ihr an mir. Um aber wieder auf unser altes Thema zurückzukommen — ja! seht! alle Sünden sind zu vergeben — nur eine Sünde verzeihen wir nie — wenn unsere heilige Kirche angegriffen wird. So darf ich Euch denn im Vertrauen mitteilen, daß ich Se. Heiligkeit den Papst genau über die hiesigen Verhältnisse unterrichtet habe. Der Nachfolger Giovannis, sein Bruder Paolo, ist ein Schwachkopf, der nur an seine Pferde und Liebschaften denkt. Ich habe daher Sr. Heiligkeit den Vorschlag unterbreitet, sich, im Falle es hier einen Regierungswechsel geben sollte, gewaltsam des Herzogtums zu bemächtigen —“

Der Arzt blieb überrascht stehen.

„Ich muß gestehen, Eminenz“, lächelte er, „Eurem enormen Leibesumfang entspricht die Größe Eures weitumfassenden Geistes und die Pläne, die Euer Gehirn erzeugt, entsprechen der Menge und der Feinheit der Weine, durch die Ihr es anregt —“

Der Bischof lachte behaglich.

„Steht mir nur treu zur Seite“, fuhr er, dem Arzt auf die Schulter klopfend, fort, „die Kirche weiß — wie sie ihre Feinde zu zermalmen versteht — ihre Freunde nach Verdienst zu belohnen —“

„Ihr habt mir Euren Leib anvertraut", entgegnete der Arzt — „warum sollt ich nicht auch die Geheimnisse Eurer Seele wahren und fördern?! Doch sagt mir Eines: werden sich dem Plan, das Herzogtum Rimini dem Heiligen Stuhle zu unterwerfen, nicht unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen?"

„Was die Hauptsache ist", beruhigte ihn der Bischof, „das Landvolk steht völlig auf unserer Seite und sehnt sich nach der milden, die Lebensfreude fördernden Herrschaft des Papstes .... aber verzeiht", unterbrach er sich, „es ist schon spät und mein Gichtanfall giebt mir einen Vorgeschmack von den Leiden im Fegefeuer — laßt uns unser Lager aufsuchen —"

Während die beiden Herren weiter wandelten, grübelte Giovanni über die letzten Worte der nächtlichen Spaziergänger nach, die er gerade noch verstanden. Sie ließen ihn deutlich erkennen, daß man am Hof seine Abneigung gegen die Weiber kannte, daß ihn die Geistlichkeit haßte und fürchtete und ihm die Erbfolge zu entreißen suchte.

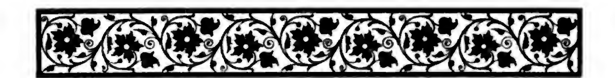
Der letzte Punkt machte ihm nicht viel zu schaffen, da er wenig politischen Ehrgeiz besaß, aber sehr beunruhigte es ihn, daß man um seine Weiberfeindschaft wußte. Verstimmt schritt er wieder dem Schlosse zu, bis auf einmal wunderliche Töne ihn aus seinen trüben Gedanken rissen. Er blickte sich verstört um, woher dies sonderbare Röcheln kommen möge. Da entdeckte er in der Nähe eines vermorschten, moos-

bewachsenen Springbrunnens eine Marmorbank, auf welcher lang ausgestreckt eine menschliche Gestalt lag. Vorsichtig trat er näher. Es war sein Schützling Gaddi, der hier seinen gelinden Weinrausch verschlief. Durch Giovannis Brust schlich ein Gefühl von Wehmut je länger er in dieses die seeligste Ruhe ausdrückende Gesicht des Schlafenden blickte, das im Mondglanz marmorhaft bleich schimmerte. Es ward heiterer in ihm, er beschloß, die ganze Nacht hier den Schlafenden bewachend, zuzubringen. Es war ihm, als sei das seine Pflicht. Das väterliche Mitleid, das ihn an den Hilflosen fesselte, beglückte ihn so sehr, daß ihm nun das schroffe Benehmen seines ihm aufgezwungenen Weibes doppelt herzlos vorkam. Er setzte sich auf den Rand der Marmorbank, brach eine Rose aus dem Gebüsch und tauchte die Duftende in die spärlich von der bemoosten Schale des zermorschten Brunnens herabsickernden Tropfen. Drüben hinter den rabenschwarzen, unheimlich-stolzen Cypressen lauschte eine wie vom Mondlicht durchgeistigte schneeweiße Marmorvenus und ragte mit ihrem eirunden Köpfchen, ihren zarten Schultern in den duftblauen, von silberig glänzenden Wölkchen umschleierten Nachthimmel; fernherüber klagte eine liebeskranke Nachtigall. Die Nacht ward kühler, duft-weicher, schwermütig-träumerischer.

Der junge Ehemann, der, in trübes Sinnen verloren, den Athemzügen seines Schützlings lauschte, sah ein innigumschlungenes Liebespaar fern durch die mondscheintrunkenen Lorbeergebüsche wandeln.

Er! hielt ihre Schultern umarmt, sie! lehnte den Kopf an seinen Hals; es waren, wie es schien, Hofbedienstete.

Warum kann dir nie ein solches Glück zu teil werden, fragte er sich, während sein Herz, wie von einem wehen Erkranken gelähmt, mühsam pochte ....



Sobald Franzeska merkte, daß ihr Gemahl, dem sie vor der Hochzeit mit Gefühlen aufrichtiger Verehrung entgegengekommen war, sie vernachlässigte, griff ein stiller Unmut in ihr Platz, der allmählich in verstockten Haß, ja in Verachtung überging. Giovanni, der von edelmütigen Regungen hingerissen, zuweilen wieder einen Annäherungsversuch wagte, ward durch ihr spöttisches Benehmen immer mehr in seinen weiberfeindlichen Reflexionen bestärkt. Besonders erweckte ihr nichtiges, sich nur für die Äußerlichkeiten des Lebens interessierendes Sinnen und Trachten seinen Sarkasmus. Er sagte oft zu seinen Freunden: Das Weib, das für die Kinder geschaffen ist, bleibt auch sein Leben lang ein ewiges Kind . . . .

Ein andermal bemerkte er bei Tisch: Das Weib ist von der Natur nur für den Leib des Mannes geschaffen — es kocht, wäscht, gebiert — daß es auch geistige Bedürfnisse gibt, weiß es gar nicht. Aber selbst in der Förderung des leiblichen Wohls bleiben sie stets beim Alten, Hergebrachten stehen. Sie sind darin das für den Leib, was die Geistlichen für den Geist sind. — Letztere, indem sie vorgeben, den Geist

zu fördern, schläfern ihn ein, ja lähmen ihn auf die Dauer. —

Durch derartige Bemerkungen brachte er es dahin, daß Franzeska ihren ganzen Scharfsinn aufbot, um die Ursache ausfindig zu machen, die ihren Gemahl ihr entfremdete. Von da ab traten im Charakter dieses Weibes Züge hervor, die, durch aufgenötigte Enthaltsamkeit geschürt, ans Dämonische grenzten. Ihr sonst milder Blick nahm einen stechenden Glanz an, ihre Gesichtsfarbe begann ins Gelbliche zu spielen. Selbst ewig gequält, quälte sie auch ihre Umgebung, tadelte und strafte in krankhafter Laune, wo sich nur der geringste Anlaß bot. Anfangs glaubte sie, ihr Gemahl müsse irgendwo eine andre Geliebte verborgen halten. Sie verfiel in ihrer Eifersucht auf Emilia. Diese benahm sich jedoch so frei und zwanglos, daß sie von diesem Verdacht bald zurückkam. Nun ließ sie, auf Anraten ihres Beichtvaters, ihren Gatten von einigen Spähern beobachten. Auf diesem Wege glaubte sie allmälig zu entdecken, daß der junge Goldschmied einen größeren Einfluß auf ihren Gatten ausübte, als irgend sonst eine Person am Hof zu Rimini. Tagelang sah der Prinz seinem Günstling beim Arbeiten zu, ritt mit ihm spazieren, musizierte, malte mit ihm, kurz, gab sich einem ganz in Kunstgenüssen schwelgenden Leben hin, das durch seine phantastischen Ausschreitungen oft genug bei den nüchtern denkenden Bürgern Riminis Anstoß, bei dem Adel des Hofs Neid, bei der Geistlichkeit Entrüstung erregte. Die Geistlichkeit verzieh dem Prinzen seinen „Geist“ am wenigsten. Einst

bei einem Hoffest brachte Giovanni, vom Weine erhitzt, das Gespräch auf den Apostel Paulus.

„Ihr wißt doch,“ sagte er zu Salviati, „daß Paulus, als er noch Saulus hieß, ein Christenverfolger von so schlimmem Ruf war, daß ihm die Verfolgten das Abscheulichste und Blutigste zutrauten —“

„Allerdings,“ mußte der Bischof bestätigen, „wir finden das in der Apostelgeschichte IX 13, 21, 26 . . . Paulus beteiligte sich ja auch an der Steinigung des Stephanos —“

„Nun,“ rief der Prinz, „ein Mensch, der solcher Grausamkeiten fähig ist, kann doch unmöglich seinen Charakter so rasch ändern — das Blutdürstige bleibt gewiß in irgend einer Art in solchen Fanatikern zurück, die dann nach ihrer Bekehrung ihrem Fanatismus nur nach einer andern Richtung hin die Zügel schießen lassen — ich kann nicht begreifen,“ setzte er hinzu, „wie die Christen auf solche ‚Bekehrte‘ stolz sein mögen. Ich fürchte, der steinigungslustige Saulus hat im Grunde all eure Scheiterhaufen und Folterkammern auf dem Gewissen —“

Der Bischof verließ hierauf, ohne ein Wort zu erwidern, den Saal. Giovanni erhielt von seinem Vater einen Rüffel und sollte am anderen Tag den Bischof um Verzeihung bitten. Er weigerte sich, indem er sagte: man solle ihn zuvor widerlegen.

„Gnädigster Vater,“ rief er dann mit einer vor Abscheu bebenden Stimme, „stelle Dir doch recht lebhaft den bluttriefenden Saulus vor, der kaltblütigst mit ansieht, wie sich der zerfleischte Stephanos in

den von seinem Leib heruntergerissenen Fetzen seines Fleisches, seinen Eingeweiden, wälzt, wie sein brechendes Auge um Erbarmen fleht, vernimm mit Deinem geistigen Ohr die Schreie der Frauen und Jungfrauen, in deren Wohnungen dieser Wütende einbrach und sage mir dann, ob Du einem solchen Wüterich nicht empört die Schwelle Deines Hauses verboten hättest, wenn er Dich etwa hätte bekehren wollen —"

Der alte Herzog begriff gar nicht, warum sich sein Sohn so leidenschaftlich für diese längst vergangene Begebenheit interessierte.

„Was geht uns denn das an," fragte er, „danach haben wir überhaupt garnicht zu forschen, wir haben nur einfach zu glauben."

„Ja, ja," meinte Giovanni erregt, „der Glaube ist deshalb bei Euch so beliebt, weil er euch des Denkens überhebt —"

Durch das Aufrollen religiöser Streitfragen, brachte es der junge Mann allmälig dahin, daß die Geistlichkeit ihn bei seiner Gattin immer mehr um alle Achtung zu bringen verstand. Franzeska begann damit, ihrer Wut Ausdruck zu geben, daß sie es versuchte, dem Goldschmied das Leben möglichst sauer zu machen. Sie griff dabei in weiblicher Kurzsichtigkeit zu den kleinlichsten Mitteln. Gaddi fand oft Zettel in seinem Atelier, auf welchem dunkle Drohungen standen. Einmal waren seine Werkzeuge vollkommen durch Schmutz unbrauchbar gemacht, sodaß ihm sein Gönner neue anschaffen mußte. Als der Prinz eines Morgens in seine Bibliothek trat, fiel sein Blick auf

Gaddis lebensgroßes Bildnis, das ein am Hofe lebender Maler ihm kürzlich zum Geschenk gemacht.

Zu seinem Entsetzen bemerkte er, daß aus dem Gemälde beide Augen herausgeschnitten waren. Er eilte zu Franzeska und stellte sie zornig zur Rede, erhielt aber von ihr nur spitzig ablehnende Redensarten.

„Leiht ihm doch Eure Augen," lachte sie, „damit würde er zwar die Welt in sehr verzerrten Verhältnissen, sich selbst aber in der Gestalt eines Engels erblicken —"

„Es wäre mir leid," entgegnete Giovanni, „wenn er mit meinen Augen die Herzen der Menschen durchschauen müßte —"

Um einen Skandal zu vermeiden, war er gezwungen, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Sie bemühte sich später, beim alten Herzog auf die Entfernung Gaddis anzutragen und wirkte darauf hin, daß sich eine dem Prinzen feindliche Partei am Hofe bildete, deren Pläne darauf hinzielten, den talentvollen Künstler, als einen Menschen hinzustellen, der seinen Herrn ausbeute, ihn völlig beherrsche, ihn zu kostspieligen Bauten und zur Ausführung überflüssiger Kunstwerke verleite. Ja, sie gingen sogar so weit zu behaupten, der phantastische Künstler treibe schließlich noch den ohnehin überreizten Geist des Prinzen völlig in die Nacht des Wahnsinns, des Lasters, der Verbrechen.

Zuerst begann Paolo, dem Bruder, Vorstellungen zu machen, schließlich ließ ihn der tiefbekümmerte Herzog vor sich rufen. Der immer kränkelnde Greis saß hüstelnd in einem großen Lehnsessel in der Nähe

des offenen Fensters. Als Giovanni eintrat, flößte ihm der in warme Mäntel gehüllte, trotz des Sonnenscheins immer frierende Vater freilich ein gewisses Mitleid ein. Dieses Mitleid verschwand auch nicht, als ihm der Leidende in verdrießlichem Tone vorwarf: man beschwere sich über ihn, er wünsche, daß er den Goldschmied entlasse.

Nun hätte sich Giovanni leicht verteidigen, die Verleumdungen seiner Gegner leicht widerlegen können. Es lag aber in seiner Natur ein gewisser Eigensinn, der sich mit Vorliebe seinen nächsten Verwandten gegenüber bemerkbar machte und der stets zunahm, sobald er glaubte Unrecht erdulden zu müssen. Das Bewußtsein, sich unumschränkt ausleben, seinen genialen Neigungen als Fürstensohn und Mensch die Zügel schießen lassen zu dürfen, veranlaßte den begabten Sonderling, ohne eine Miene zu verziehen, die Strafpredigt des Vaters über sich ergehen zu lassen. Erst als ihm die Angriffe unbequem und verletzend klangen, legte er absichtlich durch sein Benehmen, durch häufiges Gähnen und Langeweile andeutendes Schließen der Augenlider in beleidigender Weise seine völlige Gleichgültigkeit und Geringschätzung der Meinung Anderer an den Tag. Den durch häufiges Unwohlsein verstimmten, sich seiner Macht bewußten Herzog reizte dies rücksichtslose Betragen seines Kindes. Er ließ, um ihn zum Reden zu veranlassen, immer wuchtigere Beschuldigungen auf dessen Haupt niederfallen, aber Giovanni würde, und wenn es ihm ans Leben gegangen wäre, keine Silbe über die Lippen gebracht

haben. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt, sein menschenverachtender Stolz machte es ihm unmöglich, seinen kleinlichen Gegnern etwas anderes entgegenzusetzen, als höhnisches Schweigen. Während das alte magere in sich zusammengesunkene Männchen ihm immer hitziger seine Vorwürfe ins Gesicht schleuderte, spielte der Sohn mit einer Quaste der sammetenen Tischdecke, lächelte mit übertriebener boshafter Zuvorkommenheit und forderte durch ironisches Kopfnicken seinen Tadler auf, ihm doch die Freude, ihn anhören zu dürfen, recht lange zu gewähren.

Die Vorwürfe des Vaters richteten sich zunächst auf die Religionslosigkeit des Sohns.

„Du verachtest die Diener Gottes“, warf ihm der Herzog vor.

„Wenn Gott verehrt sein will“, entgegnete der Angegriffene, „sollte er erst dafür sorgen, daß die Laien mehr Respekt vor den Geistes- und Charaktereigenschaften seiner Diener haben können — es muß Jedem erlaubt sein, von den Sitten der Diener auf die Bildung des Herrn zu schließen —“

Der Vater runzelte die Stirn.

„Du verachtest aber auch die Menschen im Allgemeinen“, sagte er.

„Ja, weil ich glaube, daß ich mir nur dadurch, daß ich sie verachte, ihre Achtung erzwingen kann“, lächelte der Erbprinz.

„Und warum versuchst Du nicht, Dir die Achtung Deiner Mitmenschen durch Liebe zu erobern?“ fragte der Herzog.

„Was versteht Ihr unter dieser Liebe?“ gab Giovanni zurück, „daß ich zu allen ihren Dummheiten ‚Ja‘ sagen, alle ihre Handlungen bewundern, alle ihre Vorurteile anbeten soll? Denn laß Dir's ja nicht einfallen, Dir merken zu lassen, daß Du ihnen geistig überlegen bist, daß Dein Gemütsleben nicht durch dieselben barbarischen Beweggründe gelenkt wird, wie das ihrige. — Zeigst Du ihnen nur im Geringsten, daß ein Unterschied zwischen Dir und ihnen besteht, so behaupten sie gleich, Du seist ein Menschenfeind — und erlaubst Du Dir einmal eine gelinde Kritik, so fallen sie über Dich her, nageln Dich an's Kreuz, werfen Dich auf den Scheiterhaufen —“

Der Herzog verstand ihn nicht recht und ging zu einer anderen Anklage über. Er beschuldigte ihn, die bestehenden Gesetze zu mißachten, worauf der Sohn erwiderte: „Das Gesetz ist der dünkelhafteste Feind des Versuchs, die Menschen verstehen zu lernen.“

Auch diese Redensart blieb dem Herzog dunkel.

Er kam nun darauf zu sprechen: Giovanni sorge nicht dafür, dem Herzogtum künftige Regenten zu verschaffen.

In diesem Augenblick trat Paolo, der Bruder des Erbprinzen, in das Gemach, der im Volk den Beinamen: ‚Der Schöne‘ führte. Er kreuzte die Arme und spielte wie immer die Rolle des ‚schönen Finsteren‘, d. h. er sah aus seinen nichtssagenden schwarzen Augen melancholisch vor sich hin und affektirte eine blasierte Müdigkeit. Nachdem er dem Wortstreit einige Zeit zugehört, ergriff er die Partei seines

Vaters und rief dem Bruder herablassend zu: „Denke doch und benimm Dich wie die anderen Menschen, sonst glauben wir es wahrhaftig, was sich das Volk zuraunt —"

„Und was raunt es sich zu?" fragte Giovanni.

Paolo zögerte. Endlich, nachdem ihn der Bruder nochmals gebeten zu reden, sagte er:

„Du stehst im Verdacht, geisteskrank zu sein —"

„Was mir ungemein schmeichelhaft ist", lachte Giovanni, „Du lieber Bruder wirst freilich bei Deinen Weibern, Pferden und Hunden nie in diesen Verdacht kommen —"

„Nein", rief Paolo erbost, „ich bin an Leib und Seele gesund —"

„Und eben dieser Gesundheit verzeiht die Welt jede Ausschweifung, jede Niederträchtigkeit —"

„Was willst Du damit sagen?", fuhr Paolo auf, eine malerisch kühne Stellung einnehmend.

„Damit will ich sagen", entgegnete Giovanni ruhig, „daß Du mir meinen Lebenswandel am allerwenigsten vorzuwerfen hast — o", setzte er bitter hinzu, „wenn ich nicht wüßte, daß immer gerade die liederlichsten Strohköpfe es sind, die ihre eigenen Laster dadurch zu verbergen und für dieselben Nachsicht, ja Bewunderung zu erlangen hoffen, daß sie mit echtchristlichem Tugendstolz über die weit harmloseren Schwächen ihrer Mitmenschen herfallen —"

Paolo fuhr zornig auf.

„Ich verbitte mir's", rief er, einen Schritt auf

Giovanni zutretend, „daß hier in solchem Ton von mir gesprochen wird —“

Giovanni beachtete ihn nicht weiter.

„Ich habe Dir vorausgesagt“, wendete er sich an seinen Vater, „daß ich von jeher dem weiblichen Geschlecht nicht diesen Enthusiasmus entgegenbringen konnte, wie andere junge Männer, daß ich nur für Künste, Wissenschaften und platonische Freundschaft schwärme. Nun hast Du mich der Staatskunst zu lieb in ein meiner Natur feindliches Element hineingezwungen, das ich anfangs zu überwinden hoffte — ich fühle nun aber, daß ich in ihm zu Grunde gehe — ich werde diesem Element daher widerstreben bis zum letzten Atemzug — denn seine innerste ihm anerschaffene Natur kann der Mensch nicht ändern — Du kannst aus einem Fisch keinen Vogel machen — Du kannst mich vernichten, mir aber nicht Neigungen anzüchten, die ich hasse —“

Hier verzog Paolo die Lippen spöttisch und zischte ein paar unverständliche Worte vor sich hin. Giovanni wendete sich fragend nach ihm um, der Bruder lächelte überlegen.

„Ich bin ebenso gut von Gott geschaffen wie Du“, sagte Giovanni mit tiefem Ernst, und fühle mich meiner absonderlichen Naturanlagen halber um keinen Deut geringer als ihr — im Gegenteil — ich kenne meinen Wert. Wäret ihr, was ihr vorgebt zu sein — echte Christen, so würdet ihr, anstatt mich zu verspotten oder gar zu verfolgen, mich bedauern und euch Mühe geben, mir meinen öden Lebenspfad,

wenigstens mit ein paar armseligen Rosen zu schmücken —"

Paolo sah verblüfft auf den traurig zu Boden blickenden Bruder, den Vater schienen dessen Worte innerlich zu bewegen.

„Das, was Du Deine Naturanlage nennst", begann er, „ist vielleicht nur sündhafte Charakterschwäche, die Du niederkämpfen solltest —"

Giovanni schüttelte den Kopf.

„Wollte Gott, es wäre so", murmelte er.

„Wende Dich an die Gnadenmittel der Kirche", schlug ihm der Vater vor.

„O, o", klagte Giovanni verzweiflungsvoll, „du edler Christus, wenn du wüßtest, welche furchtbare Foltermaschine die Geistlichen aus deinen milden Lehren geschmiedet! Wie man doch deine einfachen schönen Worte verdreht hat, um die Unglücklichen noch unglücklicher zu machen —"

„Ich muß Dir ernstlich untersagen", fiel ihm der Herzog streng ins Wort, „die Geistlichkeit anzugreifen —"

In Giovanni begann es zu kochen.

„Nun gut", rief er, „da ihr mir sogar die Verteidigung verbietet — so beherziget wenigstens Eines: Der Druck der Not und des Elends auf Erden ist so groß, daß ihm die Natur notwendig einen Gegendruck schaffen mußte — damit die Menschen ihre Lebensaufgabe erfüllen und nicht gänzlich zermalmt dies Dasein mit eigener Hand endigen würden. Dieser

Gegendruck ist — die Liebe. Ehret sie, ihr Regierungskünstler, in jeder Gestalt, denn sie allein ist's, die euch vor fortwährenden Revolutionen schützt. Laßt so viel als möglich Jedem die Freiheit, ein anderes Wesen ins Herz zu schließen und mischt euch nicht in derartige Bündnisse, die oft den Gewaltthätigen besänftigen, den Rohen veredeln .... Laßt auch mich verehren und bewundern, was ich für bewunderungswürdig halte, und hütet euch, etwa mit Gewaltmaßregeln meine Liebhabereien beeinträchtigen zu wollen — ich werde sonst der Gewalt unbedingt Gewalt entgegensetzen. Ich kann das vielleicht mit größerer Zähigkeit als ihr, weil mir mein Leben weniger wert ist, als euch das euere und weil mich eine Idee — euch der Haß zum Kampf begeistert —"

Hierauf verließ er das Gemach in schwerfälliger Gangart. Der schlanke Paolo richtete sich aus seiner affektiert-graziösen Haltung, mit welcher er sich in die Fensterbrüstung geschmiegt, empor.

„Nun, Vater?" fragte er, „was sagst Du zu solch einem Erben?"

Der alte Herzog hatte in trauriges Brüten verloren nicht auf ihn gehört. Nach einiger Zeit wendete er den runzelvollen Kopf vom Fenster ab.

„Hat er nicht von Gewalt gesprochen?" fragte er.

„Wenn das nicht Krankheit ist," erwiderte Paolo, dabei mit seinem Zeigefinger bedeutungsvoll gegen die von schwarzen Locken umzirkte Stirn weisend.

„Du meinst —" entfuhr es dem Herzog, dessen

Gesicht von einem kindischen Ausdruck des Erschreckens durchzuckt wurde.

Paolo beäugelte graziös seine rosigen Fingernägel.

„Ich glaube,in dieser Sache wenden wir uns am Besten an den Arzt unseres Hauses," sagte er.

Dem Herzog gefiel die Wendung, die das Gespräch genommen, nicht. Er sah unruhig durchs große Saalfenster über die Dächer Riminis hinweg, bis zum Meer, das groß und frei wie ein silberner Riesenspiegel die Sonnenstrahlen so gewaltsam zurückwarf, daß das geblendete Auge nur einen enormen Lichtblitz aufzufassen vermochte, in dessen Glanzmassen die ganze Stadt zu zerschmelzen drohte. Paolo, zuweilen einen Blick in den über dem marmornen Kaminsims in die Wand gelassenen Spiegel werfend, schritt graziös über die bunten Steine des Fußbodens.

„Er ist in allen Dingen so garnicht menschlich," sagte er, ohne eigentliche Bosheit, „seine Eigenheiten tragen alle einen so unheimlichen Charakter — ja, wenn er noch leichtsinnig wäre — den Weibern nachstellte — die Ehemänner zum Zweikampf forderte — Pferde zu Schanden ritt — aber dieses lichtscheue Treiben, dieses Bespötteln alles Ehrwürdigen — Vater — ich meine immer, das könnte einmal Einem von uns — uns Allen — gefährlich werden —"

Der alte Herzog wollte erwidern, als ein Diener den Leibarzt Sebastian und den Bischof Salviati anmeldete.

Beide Herren erschienen hierauf. Der Bischof in schwarzen Seidengewändern mit seinem bäurisch-feisten Priestergesicht und der großen Pocke links neben der schwammigen Nase machte den Eindruck einer vorsichtigen, unterwürfigen Katze, die mit Sanftmut Alles erreicht. Der Arzt war ein kleines zappeliges Männchen, dem man ansah, daß er gern gut lebte und auch Andere gut leben ließ. Er berechnete immer aus den Gesichtszügen seiner hohen Gönner deren Meinung und richtete dann sein Urteil genau nach diesen Beobachtungen ein, aber doch nie vergessend, daß er als Arzt kein strenger Richter zu sein hatte.

Paolo brachte sogleich das Gespräch auf seinen Bruder. Er fand von Seiten des Salviati eine kräftige Unterstützung seiner Ansichten betreffs der Gefahr, die durch Giovanni, den er schon seit langem beobachtet hatte, dem Hofe drohe. Der Arzt war behutsamer. Er meinte, von einer eigentlichen Geisteskrankheit könne keine Rede sein, es handle sich höchstens um eine Gemütsverstimmung, aber immerhin war er der Meinung der Anderen — es könne nichts schaden, wenn man die Schritte und Wege des Träumers in unauffälliger Weise ein wenig überwache.

„Unter Umständen dürfte der Prinz es sogar merken, daß man ihn beobachtet," meinte er, „denn dies würde ihn vielleicht von einigen seiner Schrullen heilen —"

Der Bischof sprach sich über Giovannis Lebensweise in einer Art aus, die sehr bezeichnend den Haß, den der Alltagsmensch dem Höherbegabten entgegen-

bringt, zum Ausdruck brachte. Am liebsten würde er dem Prinzen die persönliche Freiheit gänzlich entzogen und ihn vor ein Inquisitionsgericht gestellt haben. Wenn sein Thun und Lassen nicht auf Geisteskrankheit schließen lasse, meinte der Fanatiker gereizt, so sei es um so tadelnswerter. Er selbst sei der Meinung, daß alle Geisteskrankheiten nur aus einer Schwäche sittlicher Grundsätze entsprängen. Diese Krankheiten gehörten somit weit mehr vor das Forum des Richters, des Priesters, als des Arztes. Im vorliegenden Fall habe man einen Menschen unschädlich zu machen, der seine Geistesgaben mißbrauche, um falsche sittliche Ansichten zu verbreiten, der seine Mitmenschen hasse. Überdies begünstige der Prinz zu sehr das Volk. Er suche sich bei demselben durch falsche Leutseligkeit beliebt zu machen und habe einmal geäußert: eine Unterhaltung mit einem Bauer sei ihm oft interessanter, als diejenige mit einer tugendsamen Dame, einem Priester oder Staatsmann. Dies sei ein bedenkliches Zeichen und deute auf Umsturzgelüste.

Während dieser Auseinandersetzung wischte sich der dicke Herr beständig den Schweiß von der Stirn, sich begehrlich umblickend, ob ihm der Herzog nicht wie sonst stets, seinen Lieblingswein vorsetzen werde. Das Ausbleiben des gewohnten Labsals wirkte offenbar auch auf seine sittlichen Anschauungen verschärfend ein.

„Nun,“ wagte er endlich nicht ohne einigen Humor anzudeuten, „bei dieser Hitze ist es ungemein schwierig, Moral zu predigen — Ew. Hoheit dürften auch diesmal wie schon so oft die Geistesflamme

dadurch ein wenig anfachen, daß Ihr etwas Öl in die alte Laterne gießet —"

Der Herzog winkte lächelnd dem Diener. Auf Paolo brachten indeß die Anschuldigungen des Bischofs die eigentümliche Wirkung hervor, daß er geneigt war, den Bruder jetzt beinahe in Schutz zu nehmen. Er fühlte aus den Worten des Kirchenfürsten etwas Unheimliches heraus. Der Arzt suchte zu vermitteln. Er bemerkte: Giovanni sei offenbar eine geniale Natur und derartige Geister litten meistens an allerlei Verschrobenheiten, hegten seltsame Zu- und Abneigungen, seien daher eher zu bedauern, als zu verfolgen. Kaum hatte Paolo dies Lob vernommen, so regte sich in seiner eiteln Seele wieder der alte Haß.

Der Bischof ließ einfließen: die edle Gottesgabe, die ihm der Herzog vorgesetzt, stimme ihn zwar ungemein versöhnlich, in diesem Punkte jedoch könne er von seiner ausgesprochenen Ansicht nicht abweichen. Der Herzog konnte sich den vorgebrachten Gründen seines ersten Ratgebers nicht länger entziehen und begann bei der Beleuchtung, in welche ihn Salviati rückte, vor seinem Sohn, wie vor einem unheimlichen Irrtum der Natur, eine Art Grauen zu empfinden. Er ließ daher später den Anführer der Sicherheitswachen, Castoro, vor sich rufen. Der menschenfreundliche Herzog hegte im stillen eine entschiedene Abneigung gegen den capitaneo di giustizia, den er indessen nicht entbehren konnte. Als der schwerfällige Castoro mit dem immer sanftlächelnden Bullboggengesicht ins Kabinet trat, empfing ihn der Fürst daher ziemlich kühl.

Castoro, der wohl ahnen mochte, um was es sich handelte, fragte bescheiden, was man von ihm wünsche. Als er hierauf nicht gleich Antwort erhielt, fing er an von seinem Lieblingsthema zu sprechen: Der Niederwerfung eines Aufstands in Casena. Er rief seinem Herrn stets bei passender Gelegenheit die wichtigen Dienste ins Gedächtnis, die er ihm geleistet. Damals hatte er dem Fürsten thatsächlich Thron und Leben gerettet. Durch eine rücksichtslose barbarische Strenge, die ihm unterm Volk den Beinamen, der Bluthund von Casena eingetragen, hatte er den Aufstand niedergeschlagen, sich aber im ganzen Land, selbst am Hof durch seine übrigens auf religiöser Überzeugung fußenden Grausamkeiten unbeliebt gemacht. Trotzdem konnte ihn der sonst edel denkende Fürst in diesen stürmischen Zeiten nicht entbehren, ja, er mußte den Verachteten noch obendrein belohnen.

„Schon gut," wehrte der Herzog verdrießlich ab, „wir wissen es ja Alle, warum es immer wiederholen — Ihr habt Euch um Kirche und Staat sehr verdient gemacht —"

„Ja, gewiß," bestätigte Se. Eminenz, „einen solchen Mann weiß die Kirche zu schätzen."

„Ich weiß zwar," lächelte Castoro befriedigt, „welchen Titel man mir im Volke gibt — aber diene ich nicht der von Gott eingesetzten heiligen Ordnung? Soll ich nebenher noch auf das Geschreibsel der Stubenhocker, der Gelehrten und Künstler achten? Nein! Beten und Dreinschlagen zur Ehre des Fürsten — das ist mein Grundsatz —"

„Das ist ja sehr schön und löblich,“ unterbrach ihn der Herzog verdrießlich.

„Gewiß, der Staat braucht auch solche Männer,“ bestätigte der Bischof, „hier aber handelt es sich —“

„Braucht auch solche Männer?“ nahm ihm Castoro das Wort ab, „oho! was wollt Ihr damit sagen? Ich denke mit dem Gesetzbuch ists nicht gethan, es muß auch die ausübende Hand, das Schwert da sein, um dem geschriebenen Wort zur Existenz zu verhelfen?“

„So hab' ichs nicht gemeint,“ beschwichtigte der Bischof den Erregten verwirrt.

„Ja, Ja,“ fuhr der Gouverneur ironisch schmunzelnd fort, „ich weiß wohl — man sieht vom hohen Richterstuhl mit Verachtung herab auf die strafende Faust — Themis schwingt lieber die Wage, als das Schwert — und der Tierbändiger wirft am liebsten die blutige Peitsche, die ihm den Löwen gezähmt, voll Ekel in die Ecke. Aber, Hoheit, man wirft keinen Volksaufstand nieder mit Mandolinengesäusel, süßen Sonetten und Rosenwasser — Gewalt wird nur durch Gewalt niedergeworfen —“

„Ihr versteht uns falsch, lieber Castoro,“ suchte ihn der Herzog verlegen zu beruhigen.

Er merkte nicht, daß aus dem alten Kriegsmann das böse Gewissen durch die Maske des angenommenen Gerechtigkeitssinns schmerzlich schielte, als er nun fortfuhr auszumalen, wie er allerdings vielleicht auch zuweilen einen Unschuldigen habe henken lassen, wie seine Soldaten freilich schlimm gehaust und er nicht

sehr wählerisch in den Gewaltmitteln gewesen sei, die Aufrührer zur Vernunft zu bringen.

„Hier handelt sichs jetzt um Anderes," unterbrach ihn der Herzog unwirrsch, „was hältst Du von meinem Sohn Giovanni —"

Castoro traf den Herzog mit einem seiner sanften Seitenblicke, die so seltsam seine Brutalität verdeckten.

„Hm — Giovanni — ein Träumer — ein Phantast," sagte er achselzuckend.

„Du kennst seine Eigenheiten?"

„Sehr genau —"

„Und hältst Du ihn für gefährlich?"

Castoro besann sich.

„Wenn ich, Durchlauchtigster Herr," sagte er dann überlegend, „Giovanni für einen Träumer halte — so drücke ich dadurch den höchsten Grad von Gefährlichkeit aus —"

„So, so," stieß der Herzog erschrocken heraus, „in wie fern —"

„Träumer können auf jede Art gefährlich werden," meinte der Polizeidirektor, „einem Träumer ist nie zu trauen, weil man nie weiß, was in ihm vorgeht und weil er selbst von seinen unberechenbaren Launen abhängt —"

„Sehr wahr," warf der Bischof dazwischen, an seinem Weinglase nippend.

„Und dann verzeiht, Durchlauchtigster Herr," fuhr Castoro fort, „Euer Sohn steht überhaupt in einem schlimmen Ruf —"

„In welchem?" fragte der alte Mann beunruhigt.

„Es heißt, er habe jeden sittlichen Halt verloren," entgegnete der Sicherheitswächter, „ich kann mich nicht bestimmt ausdrücken — genug — das Volk hat in diesen Dingen ein feines Ahnungsvermögen — der Ruf trügt hierin selten —"

Der Fürst atmete schmerzlich bewegt. Dann sagte er mit gepreßter Stimme: er wünsche, daß man seinen Sohn mit einem Kreis von Spionen und Aufpassern umgebe. Castoro war bereit, die Überwachung des Prinzen ins Werk zu setzen, meinte jedoch, er nehme damit eine schwere Verantwortung auf sich.

„Laß das meine Sorge sein," beruhigte ihn der Herzog, „wenn mein Sohn von seiner Beobachtung Kunde erhält, so übernehme ich die Verantwortung dieser Maßregel —"

„Ich könnte aber," warf Castoro ein, „unter Umständen zu Handlungen geführt werden, die mir die Gnade Ew. Hoheit entreißen könnten?"

„Wieso?" fragte der Fürst.

„Ja nun," meinte der Gouverneur, „wenn nun der Prinz zu Gewaltmitteln greift? Soll ich mir derartiges ruhig gefallen lassen?"

„Das wird sich finden," entgegnete Sigismund ausweichend.

„Erlaubt, das ist eine zweideutige Antwort," entgegnete der Befehlshaber der Sbirren, „ich muß genau wissen, wie weit ich gehen darf —"

„Das müßt Ihr selbst am Besten wissen —"

„Ich darf doch nicht mehr wissen wollen, als mein gnädigster Herr und Fürst?"

„Ach — thut Eure Pflicht," rief Sigismund ärgerlich, „um alles Andere kümmert Euch nicht —"

„Ja, ja, aber was ist hier meine Pflicht —"

„Zu verhüten, daß mein Sohn Unheil im Staate anrichtet", rief Sigismund ärgerlich.

Castoro stand auf.

„Verzeiht", sagte er gekränkt, „diese Aufgabe ist mir, einem Mitglied des Herzoglichen Hauses gegenüber, allzu schwierig — sucht Euch einen Anderen —"

Der Herzog ward stutzig, erhob sich und nahm den Gekränkten bei der Hand.

„Versöhnen wir uns, mein Castoro", sagte er leutselig, „wenn mein Sohn in der That Abscheulichkeiten verübt, ist er einfach mein Sohn nicht länger — sinnt er gar auf den Umsturz des Bestehenden, so behandle ich ihn wie jeden anderen Verbrecher. Ich will jedoch zuvor bestimmte Beweise haben, ehe ich ihn zur Verantwortung ziehe — und diese Beweise sollt Ihr mir bringen —"

„Ich hoffe zu Gott", sagte der fromme Gouverneur, „ich kann sie Euch nicht bringen, diese Beweise —"

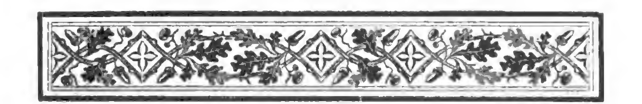
„Das ist auch mein Wunsch", versetzte der Herzog mit düsterer Miene, „indessen muß Klarheit in diese Sache kommen —"

Der Arzt wendete sich, als Castoro gehen wollte, noch einmal zu diesem.

„Es ist, wie gesagt", bemerkte er, „ganz gut, wenn der Prinz fühlt, daß man sein Thun und Treiben beobachtet — wenn sein Geist erkrankt ist, so könnte

dies Gefühl, abhängig zu sein vom Urteil der Welt und allgemein Anstoß zu erregen, eine heilsame Aufrüttelung in seinem befangnen Gemüt hervorrufen —“

Der Arzt und der Bischof blieben noch längere Zeit und unterhielten den Herzog mit allerlei Stadtneuigkeiten, für welche sich letzterer sehr interessierte.



Giovanni lebte einige Tage später in einer eigentümlichen Stimmung, die dadurch in ihm hervorgebracht worden war, daß er sich mit Leidenschaft in die Werke der Alten, besonders in Homer und Virgil vertieft hatte. An einem Fenster lehnend, richtete er seine Blicke auf den inneren Schloßhof, der in eine grellgelbe Licht- und in eine blauviolette Schattenseite zerfiel. Nach den häßlichen Gemütsbewegungen, die er vor einigen Tagen im Kabinet des Vaters hatte niederkämpfen müssen, that es ihm wohl, sich hier an der Architektur der Säulenhalle, die den Hof umkränzte, einen Augenblick erholen zu können. Das Dumpfe, Gefängnisartige des stillen Hofes mit seiner finstern, feierlichen Architektur, erregte seine Phantasie so eigenartig, daß ihm ein unergründliches Mitleid mit allen irdischen Seufzern, Thränen in die Augen trieb. Dann fragte er sich, ob er in der That fähig sein werde, sich der Welt gegenüber so rücksichtslos zu verteidigen, wie er es neulich seinen Gegnern angedroht hatte.

Mitten im säulenumschlossenen Burghof rauschte ein sehr alter, moosbewachsener Steinbrunnen. Seine

grünlichen Schalen tropften Silberfäden und Goldzacken auf die Nacken nackter Flußgötter herab, deren Schenkel von langen Gräsern bewachsen, sich um den Sockel der triefenden Muschelschale schmiegten. Das Rieselnde, Glitzernde, Feucht-kühle, von dem die Brunnenbecken und nackten Gestalten umrauscht wurden, labte in dieser Sonnenglut das müde Auge, kühlte den inneren Sinn, erweckte die Lust nach Stillung eines verzehrenden Dursts leiblicher oder geistiger Art.

Der Prinz träumte, den Kopf auf das Fenstersims stützend, vor sich hin. Der dumpfe, öde Hof versank gleichsam mißmutig im sonnig-goldenen Mittagsschlaf, der Brunnen murmelte im Traum vor sich hin, als müsse er jeden Augenblick schmachtend versiegen. Den Prinzen überdrang auf einmal der Gedanke, daß Macht, Herrschergewalt begehrenswerte Dinge seien; der Wunsch stieg in ihm auf, dies alles, was er da sah, zu besitzen. Drohte ihm denn nicht von allen Seiten Gefahr? Und ließ sich nicht durch einen kühnen Handstreich die Gefahr in völlige Sicherheit, in Machtbesitz verwandeln? Der Prinz hob die müden Augenlider.

Durch ein weites Thor sah er in einen zweiten leeren Hof. Erstorben brannte im weißen Sonnengold dessen Pflaster.

Wo die Stallungen diesen Hof ganz fern umschlossen, öffnete sich wiederum ein Thor auf einen dritten sonnigen Hof. Diese Perspektive auf die endlosen Höfe, die in ihrer glühenden Öde nach Schatten

zu schmachten schienen, erweckte ein trauriges, lebensüberdrüssiges Unendlichkeitsgefühl im Busen des müden Beschauers.

Von diesem zweiten Hof her wehte zuweilen verlorenes Hufgestampfe, zuweilen ein scharfer Duft durch die Schwüle. Jetzt ertönte eine schläfrige, eintönige Liedweise herüber und bald darauf wankte ein Knecht, der zwei Eimer trug, nach dem Brunnen des ersten Hofs. Das Gefühl trauriger Verlassenheit in Giovanni's Brust wurde durch den verschlafenen Gesang des gähnenden Stallknechts verstärkt. In diesem Gesang wiederholte sich oft eine Strophe: „Und meuchelte seines Vaters Sohn —“, die mürrisch, nachlässig vorgetragen, einen düsteren, racheglühenden Charakter trug. Anfangs verstand Giovanni die Worte nicht. Als sie dann aber klarer sein Ohr trafen, regten sie ihn plötzlich tief auf. Sein Kopf begann zu brennen, eine ganze Kette von Schlüssen und unheimlichen Bildern wurden in ihm entzündet. „Den Tod leiden —“ flüsterte eine matte Stimme in ihm — „Den Tod geben —“ setzte eine andere hinzu. „Was ist leichter?“, fragte er sich, wie im dumpfen Halbschlaf. Hat es einen Wert, sich im Leben gegen seine Widersacher durch Worte zu verteidigen? Sind nicht Thaten das einzige Mittel, um der dummen Welt zu imponieren? Und in seinen Mitleidsrausch schlich sich stärker wieder die Geringschätzung der Menschen, der Wunsch nach Machtbesitz. „Du allein mußt hier der Herr Aller sein, sonst bist du der Knecht Aller —“

Die Augen fielen ihm zu und doch sah er im Geiste in weiter Ferne den letzten duftheißen Schloßhof, aus dem ihm eine ersterbende Stimme in seinen Traum hineinraunte: Herr sein, heißt hier so viel als Mörder sein — Mörder eines Fürsten, eines Vaters!....

Der melancholische Gesang war verstummt, nur das Rauschen des Brunnens wimmerte wie unterdrücktes Weinen durch die schwüle Mittagsstille. Lasses Schweigen, kein Hauch. Erstickend wie im Flammentod rang der Flußgott am Brunnen den Arm in all die hoffnungslose Himmelsglut ....

Giovanni fuhr zusammen. Hatte ihn die Stille und Schwüle eingeschläfert? Ihm war, als habe er eben zwei Sekunden hindurch geträumt, einen wüsten blutigen Traum und eben habe ihn eine Geisterhand an der Schulter durch leichte Berührung aufgeschreckt. Wie düster, traurig das alles war. Was war aber eigentlich traurig? fragte er sich. Es ließ sich nicht festhalten, die schrecklichen Bilder waren verblaßt, die wilden Wünsche schliefen. Der Knecht schleppte sich eben mit seinen zwei übervollen Eimern schlaff vom Brunnen weg. „Und meuchelte seines Vaters Sohn" klang es noch aus der Ferne durch die grelle Mittagsschwüle. Giovanni erhob sich zusammenschaudernd aus seiner Lage am Fenster. Wie trunken schritt er die Treppe hinab, um in seine Gemächer zu gelangen. Unterwegs, als er durch den zweiten Hof schritt, kam er gerade dazu, wie sich in der Stallthür zwei Pferdeknechte herumschlugen, von welchen der eine bereits



nach dem Messer gegriffen hatte. Als diese den Sohn des Herzogs kommen sahen, hielten sie im Streit inne. Der Prinz, der sich gerne leutselig zeigen und Frieden stiften wollte, verlangte den Grund ihrer Meinungsverschiedenheit zu wissen, merkte aber mit Unbehagen, aus den verlegenen Andeutungen der zuschauenden Umstehenden, daß die Ursache des Zweikampfs darin lag, daß er selbst von dem einen jüngeren Streitenden durch ein seinen Lebenswandel betreffendes Schimpfwort beleidigt worden war, was den anderen Älteren veranlaßte, ihn in Schutz zu nehmen. Es war schwer, aus den Leuten die Einzelheiten herauszubringen. Nur soviel ahnte Giovanni, daß sich jene Beleidigung auf das Verhältnis zu seiner Gattin und Nikolo Gaddi bezog. Als ihm von Allen der eine Knecht als der Beleidiger bezeichnet worden war und dieser durch eine freche Miene andeutete, daß seine Meinung die Meinung Aller sei und er sie, wenn man ihn dazu zwänge, durch Beweise aufrecht erhalten werde, zuckte in Giovanni ein unbändiger Zorn auf. Er runzelte die Stirn und riß die sonst so sanften Augenlider so weit auf, daß sein Gesicht einen unheimlichen Eindruck machte. Der Drang, den höhnisch Lachenden auf der Stelle niederzustoßen, ließ seine Hand nach dem kleinen, am Gürtel befestigten Dolchgriff zucken. Als er jedoch sah, wie der Beleidiger erschrocken vor ihm zurückwich, beherrschte er sich, wendete sich an Denjenigen, der ihn verteidigt, und gab ihm zwanzig Skudi zur Belohnung. Er werde noch fürder an ihn denken, setzte er hinzu. Als er

dann weiter schritt, über das eben Erlebte nachdachte, und ihn ein heftiges Mitleid mit sich selbst überfiel, das ihn, vermischt mit Menschenhaß, fast zu Thränen nötigte, trat es ihm zum ersten Mal ganz klar ins Bewußtsein, welche Wollust es sein müsse, sich von seinen Feinden zu befreien. Er war dabei erstaunt, wie wenig Überwindung es ihn kosten werde, ein ihm verhaßtes Menschenleben einfach auszustreichen, wie die mißratene Stelle in einem Manuskript. Er begriff gar nicht, wie er noch vor kurzer Zeit vor dem bloßen Gedanken, einen Mord begehen zu sollen, wie vor einem Unmöglichen zurückschaudern konnte. Er hatte noch nicht sein prächtiges Arbeitszimmer erreicht, als er schon vor der Thüre unterdrücktes Schluchzen vernahm. Er blieb stehen. Es war die Stimme Gaddi's. Sonderbar, dachte Giovanni, daß ich diesen talentvollen jungen Mann, immer gerade dann am liebsten habe — wenn ich ihn nicht sehe! Sobald er leibhaftig vor mir steht, kühlt sich meine Empfindung für ihn rasch ab.

Er grübelte nach. Die Wirklichkeit verdirbt mir das Phantasiebild, überlegte er. Ich mache mir ein Ideal zurecht, mit dem dann das Reale nicht übereinstimmt. Sonderbar auch, grübelte er weiter, daß der Unterschied der Stände, eine Ähnlichkeit hat mit dem der Geschlechter. Wäre Gaddi ein Fürst, ein Prinz — ich würde wohl gar keine Teilnahme für ihn hegen. So aber zieht mich das mir Fremdartige, Neue in seiner Existenz an, erregt meine Phantasie.

Eben wollte der Prinz eintreten, als ihm der Goldschmied entgegen kam.

„Wohin?“ rief Giovanni erstaunt, als er bemerkte, daß Gaddi's sonst so heiteres Auge in Thränen glänzte, „was ist? was hat sich zugetragen?“

Gaddi blieb stehen, drückte die eine Hand wie beschämt vors Gesicht und lehnte den Kopf an den Thürpfosten.

Der Prinz nahm darauf schweigend den jungen Künstler, der leise vor sich hinweinte, bei der Hand, führte ihn, in sich versunken, an die breite Fenstervertiefung, und zog deren grünen Vorhang mit kräftigem Ruck hinweg. Nun fiel durch bunte Scheiben das magisch gedämpfte Licht auf das edel geschnittene Profil des Goldschmieds. So betrachtete der Prinz einige Zeit prüfend das Gesicht des Weinenden, als besinne er sich noch, ob er ihn anhören und sich dadurch in neue Gemütskämpfe stürzen sollte. Lächeln mußte er indeß unwillkürlich, als er bemerkte, wie die schwarzen Locken des Jünglings glühendrot im Schimmer der Glasscheiben brannten und seine feine Nase blau, seine Stirne grün leuchtete.

„Ach, Herr“, flüsterte Nikolo in sich hinein und verstärkte dabei unbewußt seinen Schmerzausbruch, bis er gewissermaßen einen ästhetischen Charakter trug, um auf seinen kunstverständigen Herrn einen fesselnden Eindruck hervorzubringen.

„Sprich Dich aus — aber sage die volle Wahrheit“, ermahnte er ahnungsvoll. Der Goldschmied

schneutze seine feingeformte Nase und wischte sich die Thränen aus den Augen.

„Eben war Euer Bruder bei mir, gnädigster Herr“, schluchzte er, „in meiner Werkstätte —“

„So? Und?“

„Er redete mir anfangs sanft zu“, fuhr Gaddi fort, nach der Art kleiner Kinder, seine Worte durch häufiges Schlucken unterbrechend, „er bot mir Geld an — viel Geld — wenn ich Dich — verlasse —“

„Ah!“ stieß Giovanni heraus, „und Du?“

„Ich sagte: Ich bleibe hier — ich will kein Geld —“

„Hm!“ atmete der Prinz tief auf.

Nikolo drehte sein feuchtes Taschentuch in absonderlicher Weise um seinen Zeigefinger.

„Darauf ließ mich Euer Bruder hart an — ich sei ein Betrüger, der sich bei Euch bereichere — ich sei schuld daran, daß Du zu viel Geld ausgäbst — daß Du Menschenfeind würdest — daß Du Franzeska vernachlässigest — ich weiß gar nicht mehr, was er mir noch für Vorwürfe ins Gesicht schleuderte — ich beherrsche Euch — ich führe Euch durch meine Kunst von Gott und seiner heiligen Kirche ab — wir hegten staatsgefährliche Pläne — und — ich —“

Er brach ab.

Giovanni nickte stumm, innerlich kochend vor Empörung.

„Ich war so niedergeschmettert“, begann Nikolo von Neuem, sich über die Augen streifend, „daß ich nicht zu antworten wußte — wie hätte ich auch solche

Verdächtigungen widerlegen sollen — schließlich drohte mir Euer Bruder — eines Tages werde man mich — wenn ich nicht ginge — tot im Bett finden — man werde schon Mittel finden, mich von hier wegzubringen — dann hätte nicht viel gefehlt, so würde er gleich das Schwert gezogen haben — wenigstens versetzte er mir —"

Er brach beschämt ab. Giovanni sah ihm ins errötende Gesicht. „Einen Schlag?" ergänzte er den unterbrochenen Satz. Gaddi nickte traurig. Giovanni stampfte auf den Boden. Dann eilte er mit erregten Schritten im Gemach auf und ab.

„Sag — ist das wahr — er drohte — man solle Dich einst tot im Bette finden?" fragte er, sich hastig umwendend.

„Genau so —" bestätigte Gaddi.

„Hast Du recht verstanden? Tot?"

„Ja, ja, er sagte: tot!"

Giovanni stürmte weiter, ein exaltiertes Geberdenspiel ausführend, das sich eigentlich bei seiner Körperfülle und Schwerfälligkeit possierlich ausnahm. Man glaubte gar nicht recht an die Echtheit seiner Entrüstung, die doch so gewaltsam in ihm tobte, daß sie ihm körperlich zusetzte.

„Selbstverständlich bleibst Du", rief er keuchend, mit ganz wunderlicher Betonung, die bald vom höchsten Pathos in den nüchternsten Alltagston umschlug, „diese Schufte". Ich will ihnen zeigen, aus welchem Metall ich geformt bin — ah! Das sieht euch ähnlich, ihr Bleiklumpen. Ihn tot im Bette finden?

Oho! laß sehen! wir könnten mit Gift und Dolch noch auf vertrauterem Fuße leben, als ihr — und wenn ihr eine Seele habt — hütet sie — es würde mich bei meiner Philosophie einmal gelüsten, zuzuschauen, wie das Ding, das ihr Seele nennt, in das Ding, das ihr Hölle nennt, fährt —"

Gaddi rieb sich währenddem mit kläglicher Miene die eine Schulter, um anzudeuten, daß ihn der empfangene Schlag noch schmerzte.

„Ich meine doch gnädigster Herr, es ist besser, wenn ich gehe", sagte er dann, als sich Giovanni erschöpft auf einen Sessel geworfen, woselbst er nach Atem rang, denn er war ein wenig asthmatisch.

„Was?" fuhr der Prinz auf.

„Ja, weißt Du", fuhr der Goldschmied in vertraulichem Tone fort, „es ist nicht angenehm, beständig unter Feinden zu leben und jeden Löffel Suppe mit Herzklopfen hinunterzuwürgen und dann noch zwei Stunden darnach seinen Magen ängstlich zu befragen — ob er noch kein verdächtiges Schneiden empfände?"

„Es giebt Gegengifte", brummte Giovanni.

„Danke sehr, für solche Genüsse —"

„Wir halten uns einen eigenen deutschen, treuen Koch —"

„Es giebt auch Dolche und Büchsen —"

„Du bleibst", herrschte Giovanni, „sonst bist Du ein Feigling —"

Gaddi, der seinen Herrn kannte, sträubte sich noch einige Zeit.

Giovanni nannte ihn einen Undankbaren, der

seinen besten Freund gerade dann verlassen wollte, wann dieser ihn am Nötigsten brauche. Er habe am ganzen Hofe keine Seele, außer ihm; gehe er, so sei er seines Lebens überdrüssig.

Auf Gaddi schienen diese Vorwürfe einigen Eindruck zu machen, wenigstens besann er sich, schwankte und beobachtete dabei, seine Gefühle mit Berechnung beherrschend, wie weit er in der Durchführung seiner Rolle, als Abschiednehmender gehen dürfe. Schließlich bemerkte er, daß sich jener tiefe mit Sarkasmus gewürzte Kummer im bleichen behäbigen Gesicht seines Gönners ausprägte, den er stets seiner menschenfeindlichen Schärfe halber ein wenig fürchtete.

Die bläulich-bleichen Lippen desselben zitterten, ein böses Leuchten blitzte ihm aus den Augen, als er, sich zum Gehen wendend, dem Goldschmied zurief: er solle in Gottesnamen abreisen —.

„Ich bin es ja gewohnt," setzte er bitter hinzu, „nicht verstanden zu werden und ich werde wiederum in der Annahme bestärkt, daß nur die großen Alten wußten was Freundschaft ist. Das Christentum hat jede echte männliche Tugend angenagt —"

Der aufrichtige Kummer seines Gönners brachte auf einmal in der Seele des sonst etwas leichtfertigen Künstlers die seltsamste Wirkung hervor. Seine Neigung, die früher entschieden der Vorteilsucht ihre Entstehung verdankte, begann echter, aufrichtiger zu werden. Mit einem gewissen Erstaunen bemerkte er, wie leidenschaftlich der Prinz an ihm hing und fast ebenso erstaunt war er über das Gefühl von Dankbarkeit, das

in seiner Seele emporwuchs. Er ging unsicher auf seinen Gönner zu, reichte ihm lächelnd die Hand und sagte treuherzig:

„Nun, gnädigster Herr -- so bleib' ich denn — mag kommen was mag —"

Giovanni drückte ihm bewegt die Hand, erwiderte aber nichts.

Beide begaben sich nun in die nebenan gelegene Werkstatt. Ihren freundschaftlichen Empfindungen gaben sie nicht durch Worte, nur durch das Benehmen Ausdruck — als fürchteten sie den edeln Versöhnungsaugenblick durch einen Laut zu entweihen. Gaddi zog sein Obergewand aus und begann stillschweigend vor dem mit Werkzeugen bedeckten Tisch an einem Ringe zu arbeiten. Die Fenster waren unten verhangen, so daß das Licht von oben her desto heller die feinen Goldzierade, die auf dem Tisch blinkten, beleuchtete.

Giovanni ergötzte sich an den graziösen Bewegungen, durch welche Gaddis rasche Finger, bald die Feile, bald den Meißel handhabten und den Schmuckgegenständen seine innerste Seele einzuflößen schienen. Das Muskelspiel seiner Arme verriet Kraft und Zierlichkeit zugleich, während er eben an einem massiven Goldringe bohrte. Später schüttete er ein wenig feinen Lampenruß in den Ringkasten, damit das Feuer des darüber liegenden unedlen Steines brillanter hervorgehoben werden sollte.

„Sieh," brach der Prinz das vorherige Schweigen, „hier in diesem Ring hast Du das Symbol der

Menschenseele. Der Welt gegenüber schimmert sie gar edel — bei genauer Prüfung verdankt sie dem schwärzesten Schmutz ihren Glanz . . ."

„Nicht wahr," fragte er dann, „Du legst auch andre Farben Deinen Steinen unter?"

„Je nach der Farbe des Steins," entgegnete Gaddi, „oft ein Stückchen rotes — blaues Seidenzeug —"

„O," rief der Prinz bitter, „was würde man als Grundlage und Folie hinter den oft so prächtig und hochherzig leuchtenden Gedanken der Menschen finden, wollte man sie näher untersuchen! Den Ruß der Vorteilsucht, das rote Seidenstückchen der Eitelkeit, der Rachsucht — das grüne des Neids —! Überall, sogar in der Kunst Betrug und Heuchelei —"

Er warf verstimmt eine Siegelform, die er betrachtet, auf den Tisch.

Der Goldschmied, den Kopf über seine Arbeit neigend, errötete ein wenig über das Gleichnis. Giovanni bemerkte diese anmutige Verlegenheit, die ihm auf dem frischen Gesicht gut gefiel.

„Die wenigsten Menschen," fuhr er deshalb fort, „sind wie hier, diese silberne Siegelform — die ein eignes Gepräge von der Hand des großen Künstlers erhalten hat — die meisten sind nur Abdrücke — ja nicht einmal das — sie sind Abdrücke von Abdrücken mit ganz verwischten Konturen. O wie ekeln mich diese ausdruckslosen verschwommenen Züge an —. Der Prinz schritt im Zimmer von Gegenstand zu Gegenstand, an jeden einige philosophische Betrachtungen knüpfend. Einige antike Statuetten, die kaum erst

ausgegraben worden waren und an welchen noch die braunen Erdballen klebten, verglich er mit hochherzigen Fürsten, die aber leider gezwungen würden, durch die Laster ihrer Umgebung sich zu verunreinigen. Er griff zu einem Meißel und löste die Erdkruste von einem der herrlichen Erzbildnisse. Dabei trat ein Wurm zu Tage, der sich widerwärtig-hastig um den Mund der schönen Göttin schlängelte.

„Schau, schau," lachte Giovanni, „wenn sich die Würmer sogar an die erhabensten Kunstwerke wagen, wie werden sie sich erst an unseren schnöden Knochen in der Erde erlustieren. Da lobe ich mir wieder meine großen Alten — sie ließen ihre schönen Körperformen nicht von häßlichen Würmern, sondern vom reinsten Element verzehren — was meinst Du, Nikolo?"

„Mir ists ziemlich gleich," meinte der Künstler, „welches Schicksal meinem Leichnam bestimmt ist — wenn nur mein lebendiger Korpus recht vieler Genüsse teilhaftig wird —"

„Nein, nein," sagte der Prinz, „was sind die Wollüste, die unser Fleisch durchrast, sobald der Prometheusfunke verglommen!"

„Das geht uns dann nichts weiter an," meinte der Goldschmied.

„Freilich sollten wir so denken, wie auch die Alten dachten," überlegte Giovanni träumerisch, „wir sollten nicht, wie das Christentum, die Sinne verachten. Das Christentum behauptet, die Wollust erniedrige — aber man könnte behaupten, der Schmerz erniedrige noch

weit mehr — sieh Dir Einen an, dem man einen Zahn reißt —"

Nikolo lachte.

Die frisch auf eine Armspange gestrichene Emailfarbe, die im Feuer vorsichtig verglast werden sollte, gab nun dem Prinzen Veranlassung, sich über die sich so selten im Feuer der Not bewährende Treue der Diener zu beklagen. Gaddi hielt auf einmal im Arbeiten inne und sah dem Prinzen zwischen Übermut und Beschämung schwankend ins Gesicht.

„Damit Du dann auch einen Grund zum Klagen hast, gnädigster Herr," sagte er schelmisch, „so laß Dir verkünden, daß ich ebenfalls zu diesen vorteilsüchtigen Dienern gehöre —"

„So?" fragte sein Gönner.

„Ja," fuhr der Künstler fort, „Du hast mir für meine vorige Arbeit nur hundert Skudi gegeben — Ihr hohen Herren verlangt, man solle seine Kraft für Euch opfern — nein! Für diesen Ring, den ich eben unter den Händen habe, verlange ich zweihundert Skudi —"

Giovanni wich lachend aus und meinte, Gaddi müsse sich schon durch die vielen geistreichen Gespräche, die er sich herabgelassen mit ihm zu führen, überreich belohnt fühlen.

„Hm," sagte plötzlich der Goldschmied, „fällt mir da gerade ein — heute ist ja mein Geburtstag!"

„So?" lachte der Prinz laut auf, „wie oft bist Du denn geboren?"

„Warum?"

„Weil Du mir vor vier Wochen erst genau dieselbe freudige Botschaft mitgeteilt —"

„So? Hab' ich das?" lächelte Nikolo.

„Ich habe Dir sogar ein Pferd zur Feier dieses Tages geschenkt," lachte der Prinz, „mein Bester! Mein Gedächtnis leidet noch nicht an Altersschwäche — im Übrigen geb ich gern zu, daß Du einen besseren Lohn verdientest — aber ich habe Dir ja versprochen, Du darfst hier Dein Lebenswerk vollenden — den Guß Jupiters —"

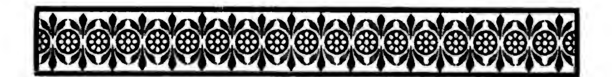
„Versprecht Ihr mir das, gnädigster Herr," rief er freudig aus.

„Morgen bauen wir schon in meinem Garten die Werkstatt, um den Guß zu beginnen," sagte der Prinz.

Gaddi warf wie in tollem Freudenrausch die Werkzeuge aus der Hand und sank seinem Gönner dankbar an die Brust.

„O — gnädigster Herr," stammelte er mit Thränen in den Augen, „gebt Acht — ich werde die großen Alten erreichen — mein Werk wird Euch und mir ewigen Nachruhm sichern —"

Noch am selben Tag gab der Prinz Befehl, die Werkstatt im Park zu errichten.



Einige Tage später sagte Nikolo zu seinem Gönner: „Gnädigster Herr — ich hätte Euch einen Rat zu geben?“

„Du — mir?“

„Ja —“

„Laß hören —“

„Gebt den Hofleuten keine Veranlassung als Sonderling dazustehen — heuchelt wenigstens den Alltagsmenschen —“

„Wie soll ich das anfangen?“

„Macht den allgemeinen Narrentanz mit — thut als seid Ihr verliebter Natur — haltet Euch einige Geliebten in der Stadt oder besser auf dem Land — die Ihr mit Geschenken überhäuft — welchen Ihr allerlei galante Novellen vorlest —“

„Hm, hem,“ räusperte sich der Prinz, „der Rat ist klug, aber sehr erniedrigend —“

„Die Menschen, die es im Leben zum Höchsten gebracht, haben es stets verstanden, sich vorher am Tiefsten zu erniedrigen,“ meinte Gaddi.

„Sieh da, Freund,“ lächelte Giovanni, „seit wann fängst Du an zu philosophieren?“

„Ich habe bei Euch Etwas gelernt,“ schmeichelte Gaddi.

„Gut, gut,“ sagte Giovanni, „Du hast Recht. Was heißt sich erniedrigen? Vor Gott erniedrigen wir uns ja Alle. Es ärgert mich nur, daß ich, folge ich Deinem Rat, meine wahre Natur verleugnen — mich der Dummheit zu lieb, schlimmer stellen soll, als ich bin —“

„Die Welt“, meinte Gaddi, „haßt, verfolgt Jeden, der nicht im allgemeinen Karneval mithilft, den Narren zu spielen, und die Weiberliebe war ja von jeher das große Stigma, an dem sich die Narren aller Zeiten erkannt —“

Der Prinz besann sich.

„Nun“, sagte er nach einiger Zeit, „ich kenne nur ein weibliches Wesen hier am Hof, dem gegenüber es mir nicht allzu schwierig sein würde — Liebe zu heucheln!“

„Emilia Pilotto?“ fragte Gaddi.

Giovanni nickte lächelnd.

„Gut“, setzte er hinzu, „wir Fürsten werden ja Alle zur Schaustellerei erzogen — warum sollte mirs nicht gelingen — ich werde den Versuch machen“.

„Es ist für Euren Ruf, Eure Sicherheit das Beste, gnädigster Herr“, riet Gaddi, „man wird von Eurer Verliebtheit überall reden — das wird die Augen der Menge von Euren übrigen Absonderlichkeiten abziehen — man wird Euch um dieser Schwäche willen viele andere Schwächen verzeihen — man wird Euch bewundern —“

„O Welt, o Welt“, seufzte der Prinz, „du warst es wahrhaftig nicht wert, daß um deinetwillen ein Christus verblutete —“

Indeß besuchte Giovanni gleich am Mittag Emilia Pilotto sehr auffällig, worüber das arme Mädchen anfangs in große Verwirrung geriet.

Sie bewohnte ganz in der Nähe des Schlosses ein kleines Haus, das ihr von der verstorbenen Herzogin Isotta vermacht worden war.

„Ich weiß“, sagte ihr Giovanni, „meine Mutter hat Dich geliebt, wie ihr eigenes Kind — Du hast sie bis an ihr Lebensende treu verpflegt — erlaube daher, daß ich zu den Begünstigungen, die Du hier am Hofe genießest, nun noch ein kleines Geschenk füge, als Zeichen meiner ganz besonderen Verehrung —“

Damit überreichte er ihr einen von Gaddi gearbeiteten kostbaren Diamantring.

Emilia, die den Prinzen im Garten ihres Hauses empfangen hatte, lächelte verlegen.

„Aber, gnädigster Herr“, sagte sie, „warum diese Ceremonie? wie kommt Ihr so plötzlich dazu, mich von Neuem auszuzeichnen? Thut Ihr es doch beständig durch Eure Huld und Gnade! Warum auf einmal ein äußeres Zeichen Eurer Dankbarkeit?“

Der Prinz wußte nicht, was er gleich erwidern sollte. Er lächelte geheimnisvoll, indem er einen Blick auf Gaddi warf. Emilia saß unter Citronenbäumen, eine Laute auf dem Schooß haltend.

Sie hatte sich soeben eifrig mit lateinischen Studien abgegeben, die Bücher lagen noch um sie her. Sie gehörte zu der damals häufigen Art von gelehrten Mädchen, die ihre schlichte Weiblichkeit unter dem Studium der Mathematik und der Alten aufs Feinste zu bewahren wußten. Der Prinz blätterte in einem der Bücher und lobte Emila's Bestreben, in die Schönheiten Virgils einzudringen.

Gaddi nickte den im Kreise umherstehenden Kavalieren verständnisvoll zu und verglich das Mädchen mit der heiligen Cäcilia.

„Es ist mir", zog sich der Prinz aus der Verlegenheit, „seit meiner Verheiratung der Sinn aufgegangen, für weibliche Huld und Süßigkeit, besonders wenn sie sich im Gewand der Gelehrsamkeit zeigt — vielleicht kommt es daher, daß ich mich so gern mit Dir unterhalte. Anderenteils jedoch, befällt mich gerade seit meiner Ehe oft eine so merkwürdige Sehnsucht nach meiner toten Mutter —", setzte er mit schwermütigem Gesichtsausdruck hinzu, „und da Du immer um sie warst — da Du sie so gut verstanden — drängt es mich, Dich recht oft über die Tote reden zu hören — ich schlage Dir daher vor — bitte — folge mir in den Schloßpark, besuche mit mir das Mausoleum Isotta's und gieb mir auf verschiedene Fragen, die ich über sie an Dich zu richten hätte, freundliche Antwort . . . . ."

„Gerne, gnädiger Herr", sagte Emilia mit bewegter Stimme, stand mit schlichter Anmut auf und

folgte ihrem hohen Besuch. Die Begleiter folgten in respektvoller Entfernung, mit einander flüsternd. Der Schloßpark grenzte an Emilia's Garten; eine kleine Thüre verband die beiden Gärten. Giovanni winkte zurück — sogleich eilte einer der Kavaliere auf ihn zu und überreichte ihm einen großen Lorbeerkranz. Diesen am Arme tragend, schritt er neben der edeln schlanken Gestalt Emilia's langsam die düstre Cypressenallee hinab, hinter deren Stämmen zuweilen ein Marmorfaun oder eine Marmorvenus das seltsame Paar belauschte. Nun gelangten sie in eine Art Lorbeerlaube. Unheimlich blau lugte der Himmel durch die zackigen Ritze der schlanken Zweige. Emilia's Seidengewand rauschte über welke Blätter, ihr edles Profil hob sich oft so graziös von den dunkeln Zweigen ab, wurde zuweilen in grünlichen Schatten getaucht und dann wieder von glühenden Sonnenstrahlen geküßt. Ihr schlicht zurückgekämmtes Haar, ihr zarter Teint und ihr großes sanftes Auge, regte den Prinzen nicht zur Liebe, nur zu ernsten Betrachtungen an. Er beugte sich nieder und hob eine Hand voll welker Blätter auf.

„Wie erbärmlich, ja rein verabscheuungswürdig wäre diese Welt", sagte er, „wenn hinter ihren flüchtigen Gebilden nicht ein Ewiges, Unvergängliches schwebte — ein geistiges Urbild — dieser Gedanke dringt nie so lebhaft auf mich ein, als wenn ich ein schönes Menschenantlitz betrachte —"

Er blickte auf Emilia, die geschmeichelt errötete. Der Ton des Prinzen war ihr neu, überraschend,

aber er klang ihr nichtsdestoweniger süß und verlockend.

„Ich dachte", entgegnete sie, „Ew. Hoheit huldigten der Meinung jener Denker, die da behaupten, es gäbe keinen bewußten, persönlichen Gott?"

„Ja", erwiderte Giovanni, als sie die Lorbeerlaube verlassen, „dieser Meinung war ich lange, weil ich mir mit der Annahme eines bewußten Gottes den unendlichen Schmerz, die vielen Übel nicht zusammenreimen konnte. Nun bin ich aber zur Überzeugung gekommen, daß das, was wir Übel nennen, vor Gott keine sind — es sind notwendige Entwicklungsstufen, die wir durchmachen müssen — chirurgische Eingriffe, die zu unserer Gesundung führen —"

„Ich meine jedoch", wendete Emilia ein, „ein vollkommener und allmächtiger Gott hätte die Menschen zu den verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung auch ohne diese schmerzhaften Operationen führen können — warum sind eben diese chirurgischen Eingriffe nicht etwa mit Lustgefühlen verbunden?"

Der Prinz lächelte.

„Diese Frage hab' ich mir auch schon vorgelegt," sagte er, „aber sieh! liebes Kind — wir, unsere Gelehrten und Naturforscher begreifen Gott nur auf seiner alleruntersten Stufe — die Wissenschaft glaubt Gott erklärt zu haben, wenn sie seine dumpfsten unbewußten Kräfte notdürftig ein wenig kennen gelernt hat — das ist aber so, als wenn diese Ameise, die da über meinen Finger läuft, sich einbildet — sie begriffe die Ideen meines Gehirns, weil sie eine Pore

meiner Haut und etwa noch den tausendsten Teil eines meiner Härchen und eines Schweißtröpfchens berochen und betastet hat —"

Emilia nickte. Nur schade, dachte sie im Stillen, daß dieser edle Geist, der für alles Schöne schwärmt, am Schönsten was der Schöpfer geformt — am Weibe — so kalt vorübergeht. Oder, blitzte es in ihr auf, sollte es Dir gelungen sein, diesem kalten Gemüt Interesse für weibliche Reize abgenötigt zu haben? Von hoher Freude beseelt, konnte sie nicht verhindern, daß in ihrem Gespräch dieser Gedankengang ein wenig zum Ausdruck kam. Der Prinz stutzte. Er merkte wo sie hinauswollte und prallte innerlich scheu vor ihrer zarten Annäherung zurück.

„Siehst Du," sagte er beklommen, „für mich ist diese Welt nur zum Anschauen da — nicht zum Genießen — oder vielmehr: das Anschauen ist mir das Genießen. Ich bin kein Nützlichkeitstier, ich mag mich nicht in vielleicht noch elenderen Exemplaren fortpflanzen, als ich selber bin. An meinem Elend ists genug — warum diesen öden Traum, der ewig vor einem gräßlichen, ekelhaften Erwachen zittert, neuen Wesen aufbürden, die wohl in der Stunde des Unglücks dem Leichtsinnigen fluchen, der sie unter Tändeln und Lachen in diese Folterkammer stieß —"

Emilia errötete.

„Wenn so Alle dächten," meinte sie traurig, „würde die Welt aussterben —"

„Wozu man ihr gratulieren könnte," setzte der

Prinz rasch hinzu, „denn — wer ist denn glücklich hier? Sieht dieses schlechtgezimmerte, jedem Sturm zum Spielball dienende Wrak, auf dem wir segeln, nicht ganz danach aus, als sollte der Mensch auf ihm in ewiger Not und Angst mit den Wellen kämpfen? Haben wir dieses weiche Fleisch, diese empfindlichen Nerven, diese zarten Gewebe nicht deshalb erhalten, damit die Natur ewig ihre Folterwerkzeuge an uns erproben kann? Warum hat uns der Schöpfer nicht aus unzerstörbarer, den Schmerz nicht kennender Materie geschaffen —?"

Als durch die Lorbeerbüsche das weiße Mausoleum schimmerte, fuhr Giovanni leidenschaftlich fort: „Sieh Dir doch jetzt hier dies Grabmal an? Unter ihm schlummert ein Geschöpf, das mich nicht kannte, ehe ich geboren war. Sie weckt mich, ohne es selbst zu ahnen, gleichsam wider Willen aus dem Nichts und wie ich da bin — ist sie über dies Wunder so entzückt, daß sie dies Wesen, von dem sie nicht weiß, woher es kommt, wohin es geht, was es ist, mehr liebt als sich selbst. Und plötzlich muß sie dies Wesen allein in der Welt zurücklassen. Nein", unterbrach er sich mißmutig, „Gott kann seine Geschöpfe unmöglich lieben — sonst könnte er nicht mit ihnen verfahren, wie der Schlächter mit seiner lebendigen Ware — und das Wort: wen Gott lieb hat, den züchtigt er — zeigt deutlich, welch' hündische Sklavennaturen wir sind — wir sollten uns diese Züchtigungen endlich nicht mehr gefallen lassen —"

Emilia mußte über die ernstgemeinte Exaltation

des Prinzen heimlich lachen, die in fast drolliger Weise zu Tage trat.

„Mir scheint, gnädigster Herr“, sagte sie, ihre Heiterkeit verbergend, „Ihr schwankt in Euren Ansichten unsicher hin und her —“

„Ja“, entgegnete er, „ich bin für die Philosophie der Stimmung — denn irgend etwas beweisen und unabänderlich feststellen können, wird doch nie — unser Gehirn hängt viel zu sehr vom Magen ab —“

Sie hatten die Stufen des Grabmals erstiegen. Giovanni redete kein Wort mehr. Er legte schweigend den Kranz auf den Marmorsarkophag und blieb in sich versunken vor demselben stehen. Durch das Oberlicht sank ein schleierhaft zarter, rosiger Strahl über die ruhende Gestalt und verlieh ihren edeln Zügen, ihren gefalteten Händen geheimnisvolles Leben.

Emilia wischte sich eine Thräne aus den Augen.

Der Prinz atmete auf und flüsterte: Und doch wünschte ich — sie hätte mich nicht geboren —

„O gnädigster Herr!“ sagte Emilia mit leisem Vorwurf.

„Nun“, lächelte er bitter, „ich verzeihe ihr ja — sie wußte ja nicht, was sie thut und doch schmerzt es mich fast, wenn ich daran denke, daß sie einem Trieb folgte — den ich nicht verstehe —“

Er ließ die Blicke im Halbdunkel des Raums umherschweifen, wobei sie an einem gekreuzigten Christus haften blieben, der über einem Altare schwebte.

„Führt uns nicht,“ sagte er auf das Krucifix deutend, „dies Bild so recht den Jammer der Erde

vor Augen? Und zwar den Jammer, den der Mensch dem Menschen bereitet und der so leicht vermieden werden könnte — — — komm Emilia," fügte er hastig hinzu, „ich bin eigentlich kein Freund von Gräbern — sie versprechen uns mehr, als sie halten. Der Mensch ist am Schönsten begraben, der in der Erinnerung eines Liebenden immer wieder aufersteht — beim Betrachten von Grabdenkmälern, denk ich immer: je prunkvoller dasselbe, desto rascher wurde der Darunterliegende vergessen —"

„O," meinte Emilia, „ich hoffe doch, daß die Fürsten ihre Angehörigen nicht rascher vergessen, als die andern Sterblichen —"

Über des Prinzen weiche Züge glitt ein trauriges Lächeln.

„Wer weiß?" flüsterte er, „sieh doch nur, wie die meisten Fürstenehen geschlossen werden! Können aus solchen Ehen stets liebende Kinder, zärtliche Väter hervorgehen? Spricht nicht die Weltgeschichte stets von Fürstenkindern, die ihre Eltern — von fürstlichen Eltern, die ihre Kindern befehdet? Und sind nicht die Fürsten von ihren eigenen Verwandten meist häufiger entthront oder ermordet worden, als von fremden Personen?"

Emilia sah ihn verwundert an. Sie wußte nicht, ob er das Alles mit Beziehung auf seine eigene Familie sagte, doch kam es ihr, als sie den leidenschaftlichen Zug bemerkte, der sich in seinem Gesicht verbreitete, so vor.

„Es ist traurig," fuhr er nach einigem Besinnen

fort, „daß das Werk Christi so gänzlich vereitelt wurde — daß in der Welt immer nur die Gewalt Recht behält — daß nie die Liebe regiert —"

„Und wie werdet Ihr regieren, gnädiger Herr?" fragte Emilia, wenn Ihr zur Herrschaft gelangt?"

„Wohl sehr schlecht," lächelte er, „ich habe gar kein Talent dazu, den Leithammel einer Heerde zu sein, die mit Püffen, Stößen und Gebell, dann wieder durch das Vorführen von süßen Kräutern und Quellen zusammengehalten wird. Ich verachte die Menschen zu tief, um sie lenken zu wollen und doch wieder nicht tief genug, um mich frech über ihr Gut und Blut zum Herrn aufzuschwingen —"

Emilia wußte ihm hierauf nichts zu erwidern; er aber sprang in seiner nervösen Weise auf ein anderes Thema über. Sich zurückwendend, rief er ärgerlich: „Sieh — wenn ich solch ein kunstvolles Grabmal betrachte — solche Statuen — Bilder — o! diese Künstler sind doch fade Schmeichler! Müßten nicht die Gelehrten und Künstler einen grimmigen Haß gegen alle diese Feldherrn, Herrscher und Staatsmänner hegen, die ja doch nichts weiter sind, als die unaufhörlichen Zerstörer ihres friedlichen, hohen Lebenswerks?"

In diesem Augenblick schritten mehrere Priester die breite Marmortreppe des Mausoleums empor, um dort eine Messe zu lesen. Zwei Knaben mit höchst bäuerischen Gesichtern schwangen Weihrauchfässer, ein kahlköpfiger Kaplan wankte mit gebeugtem Nacken voran.

Der Prinz betrachtete den Zug, bis er hinter dem vergoldeten Gitter verschwunden war. Dann wendete er sich an seine Begleiterin.

„Sind die Priester nicht Leute,“ sagte er, „die durch Kleidung, Geberden, Ceremonien den Schein zu erwecken suchen, als wüßten sie von Dingen — von welchen kein Sterblicher Etwas wissen kann, mehr als Andere? Und entsteht nicht dadurch der Haß der Besseren auf sie? Die andern Stände geben wenigstens nicht vor, mehr zu wissen, als man wissen kann . . . Die Priester aber treiben sogar den Hochmut so weit, Jedem den Tod anzudrohen, der an Dem zweifelt, von dem sie selbst nur eine höchst unklare Vorstellung haben —“

Allmählich merkte Giovanni mit einigem Unbehagen, daß das Mädchen, während er sprach, oft mit verklärten Augen an seinen Zügen hing und manchmal, wenn er geredet und er sie fragte, gar nicht mehr wußte, von was die Rede gewesen. Er ahnte, daß in ihrem Herzen der Keim einer tiefen Neigung sich zu entfalten begann, was ihn, da er diese Neigung doch nicht erwidern konnte, mit Schmerz erfüllte. Er ging mit sich zu Rat, was er hier thun sollte. Seiner offenen Natur widerstrebte es aufs Äußerste, mit den Gefühlen des armen Kindes, sei es auch nur, um dadurch seine Feinde über seine wahre Naturanlage zu täuschen, ein fatales Spiel zu treiben.

An dieser Stelle des Gartens befand sich, mitten in einem duftenden Citronenwäldchen, ein Brunnen. Ein graziöses Marmorbecken schwebte auf einer Säule

und ließ dünne Wassertropfen über ihren Rand gleiten. Der Prinz blieb hier stehen, griff mit der Hand in das silberfadenförmig abfließende Wasser und netzte sich ein wenig die heiße Stirne, indem er das Barett, das eine blaue Feder schmückte, zurückschob. Das Gefolge blieb in einiger Entfernung hinter einer Lorbeerhecke zurück.

„Emilia,“ sagte er nach einer Pause.

„Gnädigster Herr?“

„Siehst Du wie unsere Begleitung uns mit vielsagenden Blicken verfolgt?“

„Ich sehe nichts, gnädigster Herr —“

„Blicke nur scharf über den Rand der Lorbeerhecke —“

„Warum sollten sie uns aber beobachten —?“

„Nun — die Kerle glauben — ich — ich — mache Dir den Hof —“

Emilia errötete und lachte gezwungen.

„Wie kämt Ihr dazu,“ meinte sie, den edelgeformten Kopf tief niederbeugend.

Der Prinz brach von einem niedrigen Äste eine der goldgelben Früchte und spielte mit derselben.

„Du weißt ja,“ sagte er leise, „daß ich kein Weiberanbeter bin —“

„Und gerade deshalb sind am Hofe alle Damen in Euch verliebt,“ wendete sie ein.

„Davon weiß ich gar nichts —“

„Ich kann Euch die Beweise erbringen —“

„Nenne mir einige der Frauen —“

„Nun — die Tochter des obersten Richters wurde Euch zu lieb in ein Kloster bei Monza gebracht — die Gattin des Kämmerers Cortivenza soll oft furchtbare Auftritte mit ihrem Manne haben —"

„Ich habe davon nie Etwas bemerkt," sagte Giovanni erstaunt.

„Weil Ihr wie ein Nachtwandler durch das Hofleben schreitet," entgegnete das Mädchen, „und für weibliche Reize kein Auge habt —„

„Nun, es ist mir leid," versetzte er, „wenn ich in den Herzen dieser Frauen solche Verwüstungen angerichtet habe — ich wüßte nicht, welchen Eigenschaften ich diese zerstörenden Wirkungen verdanke —"

„O Euer Geist entzückt Alle —"

„Ausgenommen die Priester —"

„Und Eure Melancholie — wißt, ein dunkles Auge, das vom feuchten Glanz echter Traurigkeit beseelt ist — das reißt unsere Herzen immer hin — dazu kommt Eure Unbehilflichkeit — Euer nachlässiges und doch ritterliches Wesen — das kränkliche scheue in Eurem Benehmen, dem es doch an Mut nicht fehlt —"

Sie hielt errötend inne, im Bewußtsein, ihm einen zu tiefen Blick in ihr Seelenleben gewährt zu haben.

Es entstand eine lange Pause.

„Emilia," flüsterte er.

„Ja — gnädigster Herr."

„Hoffentlich," lächelte er, „hab' ich auf Dein Herz

noch nicht in dieser Weise eingewirkt, wie Du eben beschrieben —"

Sie lachte verwirrt.

„Aber," fuhr er ernsthaft fort, „thu mir die Freundschaft und stelle Dich ein wenig so, als ob — ja, als ob Du — nicht wahr ein seltsames Ansinnen," unterbrach er sich, „als ob Du in mich verliebt seist —"

Sie sah bestürzt zu ihm auf.

„Es wäre mir," fuhr er unbeholfen fort, „außerordentlich angenehm, wenn man am Hof glaubte, ich hätte ein ernsthaftes Verhältnis mit Dir —"

Emilia war im ersten Augenblick so konsterniert, daß sie nicht wußte, ob sie lachen oder beleidigt sein sollte.

„Ihr scherzt wohl, gnädigster Herr," stammelte sie.

„Im Gegenteil —"

„Aber — weshalb diese Komödie —?"

„Ich habe dringende Gründe —"

„Darf ich diese nicht kennen?"

„Der Hauptgrund ist der: ich möchte nicht für einen Sonderling gehalten werden — nicht für einen Weiberfeind — es ruht nun einmal ein Makel in unserm Zeitalter auf dem, der das Weib nicht für die Krone der Schöpfung hält — und sich daher von ihm abwendet. Die Geistlichen sehen darin eine Beschimpfung der heiligen Jungfrau, die Weltlichen eine Verachtung ihres Geschlechts und des Staats. Man traut mir das Schlimmste zu — man glaubt, ich sinne auf allgemeinen Umsturz — genug," brach er ab und

flüsterte ihr dann mit ernster Miene zu: „weißt Du — ich bin vielleicht sogar in Gefahr —"

„In Gefahr?" stieß sie erschrocken heraus.

„Ja —" sagte er mißmutig, „eben um meiner Absonderlichkeiten willen verfolgt man mich heimlich — ich flüchte mich daher zu Dir — meiner Jugendfreundin —"

„Man verfolgt Euch?" flüsterte sie tonlos.

„Du siehst in mir einen der Unglücklichsten auf Gottes Erdboden," fuhr er bewegt fort, „der im Kampf mit der Welt seine Seele aufreibt und um sich zu behaupten schon nahe daran war zum Verbrecher zu werden. Die Zahl meiner Feinde wächst täglich — ein Wink meines Vaters und ich schmachte hinter Schloß und Riegel — werde wohl gar vor ein Tribunal bornierter Richter gestellt, die mit ihren hölzernen Gesetzesparagraphen das größte Geheimnis der Erde — die Menschenseele — zu zerpflücken suchen — zu was wird deren Spruch mich stempeln! Wie werde ich meine unschuldigen Seltsamkeiten büßen müssen —?"

Emilia war sehr blaß geworden.

„O Gott, o Gott," flüsterte sie, „steht es so um Euch — habt Ihr so verständnislose Feinde? Das wußte ich nicht. Ich dachte, Ihr sähet zu schwarz —"

„Ich bin in die schlimmste Lage geraten," seufzte Giovanni, „besonders haßt mich die Geistlichkeit aufs Äußerste — ich würde sonst nicht zu einer solch' niederen Verstellung greifen —"

„Ich verstehe Euch, gnädigster Herr," unterbrach sie ihn, „und will mich gern — meinen Ruf — mein

Leben — alles — für Euch, für Eure Sicherheit opfern — verfügt über mich —“

„Du bist ein edles Mädchen,“ belobte sie Giovanni gerührt, „aber ich bitte Dich, fange nicht an zu weinen, ich kann Weiberthränen nicht sehen —“

Sie trocknete sich hastig die überströmenden Augen, während er sich halb abwandte, um seine Ergriffenheit zu verbergen. Aber auch ihm waren die Thränen in die Augen getreten.

„Sieh nur“, flüsterte er, nach dem Gefolge hinnickend, „wie die gaffen! Oho — die halten Deine Thränen für Liebeshingebung und den inneren Kampf Deiner Tugend — ganz gut so — ganz gut .....“

Als sie sich ein wenig gefaßt hatte, fuhr er mit weicher Stimme fort: „Ich weiß, daß ich ein großes Opfer von Dir verlange — Du setzest das Höchste, was Du als Weib hast — Deine Ehre — Deinen Ruf aufs Spiel — was kann ich Dir dafür bieten?“

„Euer dankbares Herz genügt mir“, flüsterte sie.

„Wenn der Thron mein ist“, sagte er feierlich, „dann kann ich Dir erst so danken, wie Du's verdienst —“

„Es kommt Euch vor Allem darauf an“, lenkte sie ab, „daß der Hof sich einbildet — ich erwidere eine Neigung, die Ihr mir entgegenbrächtet?“

„Allerdings“, bestätigte er mit Überwindung, „dadurch entwaffne ich wenigstens einen Teil meiner Feinde —“

„Nun also“, fuhr sie fort, „so reicht mir die Citrone, die Ihr in der Hand haltet, verbeugt Euch dabei — lächelt — ich werde ebenfalls lächeln — halt —“ unterbrach sie sich — „erst küßt die Frucht —“

Er berührte die Citrone mit den Lippen und überreichte sie ihr lächelnd, die sie hierauf ebenfalls mit graziösem Lächeln küßte.

„Ah“, sagte er, „man hat unser Spiel bemerkt — ich werde wohl nun in der Achtung der hunde- und pferdeliebenden Herren gewaltig steigen . . . laß uns nun gehen —“

Während Beide auf die Gruppe der Höflinge zuschritten, flüsterte der Prinz ihr noch zu: „Man wird mich nun vielleicht nicht mehr mit schnöden Witzeleien verfolgen — denn der Schäferhund hat ja jetzt mit den Wölfen geheult —“

Er war versucht, die Kavaliere „meine lieben Mitwölfe“ anzureden und ließ einige hämische Bemerkungen darüber fallen, daß die Welt eher einem Raubmörder verzeihe, als einem Menschen, der ihr nicht schmeichle oder sich nicht ihren Albernheiten fügte. Zum Glück verstanden die Herren seine Anspielungen nicht. Sie kamen ihm äußerst freundlich entgegen und deuteten ihm an, daß sie seine „menschliche Schwäche“ für durchaus begreiflich, verzeihlich und liebenswürdig hielten. Man verwickelte ihn sogleich in ein Gespräch über Hundezucht, über Pferde und die neueste Konstruktion der Büchsenschlösser. Der vertrauliche Ton, in dem man zu ihm sprach, that

dem vereinsamten Herzen des Prinzen wohl — er fühlte sich als Mensch unter Menschen, obwohl diese Menschen nicht mehr wert waren, als die Hunde und Pferde, für die sie sich so lebhaft interessierten. Er ging sogar mit einem gewissen Behagen auf die Nichtigkeiten ein, die sie vorbrachten, um ihn zu unterhalten. Als nun aber das Gespräch von den Pferden auf die Weiber überging und hier die Plattheit dieser Gesellen so recht deutlich zu Tage trat, fühlte sich Giovanni angewidert und bezeugte seine Gleichgültigkeit durch häufiges Gähnen. Man trennte sich endlich. Emilia verließ ihren unfreiwilligen Anbeter in gehobener Stimmung, in die sich ein tiefer Schmerz mischte. Das Vertrauen, das er ihr entgegenbrachte, ersetzte ihr seine Liebe, die geheuchelte Leidenschaft war ihr kaum weniger wert, als die echte. Ihre Phantasie spielte ihr dabei allmählich den Streich, ihr vorzulügen: des Prinzen Liebeskomödie — sei im Grunde Wahrheit. Sie steigerte sich in diese Vorstellung so sehr hinein, daß sie schließlich Schein und Wirklichkeit nicht mehr von einander unterscheiden konnte.

* * *

Einige Tage später zeigte Nikolo seinem Gönner einen kostbaren Ring, den er soeben vollendet hatte.

„Vortrefflich,“ lobte Giovanni, das Kleinod in der Sonne blitzen lassend.

„Ich hätte Euch noch einen Rat zu geben,“ sagte der Künstler.

„Nun?“

„Mit Emilia ist Euch die List so ziemlich geglückt,“ fuhr Gaddi fort, „man ist ein wenig schwankend in seinem Urteil über Euere Menschlichkeit — wie wärs, Ihr würdet es nun versuchen, Euch ein wenig in die Gunst Eurer Gemahlin einzuschmeicheln?“

„Wie sollte das möglich sein?“

„Es ist nicht so schwer.“ Weiber sind wie Kinder — wer sie beschenkt, besitzt sie. Laßt Eurer Gemahlin durch mich diesen Ring überreichen —“

Der Prinz sah seinen Günstling rasch an.

„Sie würde dann Dir ihre Gunst mehr zuwenden als mir?“ warf er ein.

„Nun? und was schadet das?“ lachte Gaddi.

Sein Gönner lächelte trübe.

„Meinetwegen,“ entschied er, „versuchs —“

„Und,“ fragte der Künstler schalkhaft, „darf ich ihr ein wenig gefallen?“

Giovanni machte ein verdrießliches Gesicht.

„Sie sticht dann vielleicht meinem Bildniß nicht mehr die Augen aus,“ versuchte Gaddi seinen Rat zu rechtfertigen.

Der Prinz schwieg. Endlich sagte er gedankenvoll: „Es ist merkwürdig, wie in der Welt ein Übel zehn andere wachruft — während die guten Thaten weit weniger produktiv sind. Nun — meinetwegen,“ schloß er seine Reflexion, „versuch Dein Glück bei Franzeska — ich bin kein Moralfanatiker. In der Moral spielen wir Alle gegenseitig die lumpigste aller unserer Komödien — so lange es nur irgend geht,

nehmen wir aufs Liebenswürdigste die Tugendmaske unsrer Nächsten für das wahre Gesicht — bis eines Tags unter der scharfen Beleuchtung eines Skandals, die Maske in Stücke springt — dann allgemeine Entrüstung! Doch diese Entrüstung ist wiederum nur Maske — denn lange vor jener skandalösen Demaskirung wußten wir ja schon, was unter der Tugendgrimasse zu sehen war . . .“

„Die Tugend,“ lächelte Gaddi, „wird halt als das höchste Gut geschätzt —“

„Und der Wert dieser Münze beruht vielleicht nur auf dem Stempel, auf der Prägung,“ ergänzte Giovanni den Satz, „nicht auf dem Metall selbst. Oder hättest Du nicht schon beobachtet, daß die Menschen, welche die Welt als Ausschweifende verdammt, oft die begabtesten, ehrenhaftesten Charaktere sind —? während die Enthaltsamen sich fast immer als bornirte Vorteilsüchtige und Schurken verraten? Nimm z. B. einen echten Künstler! Ich bin überzeugt, er wird in seiner Kunst verflucht wenig leisten, wenn er nicht so oft als möglich danach strebt, sich in der Liebe neue, unerhörte Emotionen zu verschaffen. Kannst Du ihn deshalb verdammen? einen Rafael, Michel Angelo, Boccaccio, Ariost, Tasso? Nur ein sehr einfach konstruiertes Gemüt wird sich damit begnügen, nur einmal im Leben zu lieben und nie wieder! Je reicher ein Seelenleben ist, desto häufiger sucht es auch die Rätsel einer anderen Brust zu entwirren — um dadurch die geheimnisvollen Tiefen und Untiefen der eigenen Brust sich und der Welt — im Kunstwerk —

zu erschließen. Ich werfe auf solche Entdeckungsreisende im Lande der Leidenschaft nicht den ersten Stein —"

„Was Ihr da sagt," meinte Gaddi, „würde Christus vielleicht verzeihen — aber seine Diener?"

„Ach ja," seufzte Giovanni, „könnten wir doch stets mit dem hohen Meister selbst verhandeln! Das Christentum kommt mir vor wie eine Perle von unschätzbaren Wert, die in die schmutzigen Hände stümpernder Goldschmiedslehrlinge gefallen — sie haben sie in geringes Kupfer gefaßt — die Perle sitzt nicht einmal fest —"

„Und trägt den blutigen Abdruck gieriger Fingernägel," fiel ihm Gaddi ins Wort.

„Nun, mein Nikolo," schloß der Prinz die Unterredung, „sieh zu, ob Dir's gelingt, Franzeska günstiger für mich zu stimmen — ich lebte am Liebsten mit allen Menschen in Frieden — ich bin des Kämpfens müde — bald des Lebens auch —"

Gaddi erfaßte gerührt die Hand seines Herrn.

„Das Kämpfen sollte Euch den Lebensgenuß erhöhen," suchte er ihn aus seiner Melancholie zu reißen, „dann erst gehört Ihr zu den wahrhaft Großen —"

Der Prinz nickte seinem Freund lächelnd zu.

„Gut denn," sagte er bewegt, „kämpfen wir noch ein Weilchen . . . ."



Einige Tage später erwachte Franzeska auf ihrem Ruhelager aus dem Mittagsschlaf. Die drückende Schwüle und blendende Lichtfülle, die das Zimmer wie ein feiner heißer Goldstaub ausfüllte, brachte die Farben des Gemachs wunderbar zur Geltung. Alle Gegenstände, die reichgeschnitzten Tische, Stühle, Vasen, Bilder traten im energischen Reflex der südlichen Sonne wie vom reinsten Aether umflossen hervor. Traumverloren sah die Besitzerin der hier aufgestellten Kunstgegenstände dem grünen Vorhang zu, der zusammengedreht in der Fensteröffnung schlaff hing, nur manchmal von einem kaum fühlbaren Hauch berührt.

Die hohe Frau hatte keinen Sinn für die Poesie dieser eigenartigen Beleuchtung, welche das Leblose zu durchgeistigen schien. Sie war sehr verstimmt, nichts war ihr recht zu machen. Die Dienerinnen beklagten sich im Nebengemach bitter über die Launenhafte, einige derselben weinten.

Der Atem verging ihr fast, als sie sich umsah und dann hinausblickte durchs Fenster in den weißblauen sengenden Himmel, in dessen glühender Grelle sich die roten Dächer der gegenüberliegenden Häuser ganz asch-

fahl ausnahmen. Sie richtete sich eben schläfrig empor, um nach ihrem Rosenkranz zu greifen, denn sie gab sich eifrig geistlichen Bußübungen hin, als ihr, durch eine Zofe Nikolo Gaddi angemeldet wird.

„Wer?“ fragte sie verwundert. Die Zofe wiederholte den Namen, die Herrin schüttelte erstaunt das pikante Köpfchen, so daß ihre Ohrringe um ihren weißen frischen Hals klirrten.

„Was will Der hier bei mir?“ sagte sie verächtlich, „ich meine, der habe am Umgang mit meinem sogenannten Gemahl genug. Fangen die Kunstgenüsse an, ihn zu langweilen?“

Die Zofe, die noch in der Thüre stand, fragte, ob sie ihn abweisen solle. Franzeska wollte verdrießlich „ja“ sagen, besann sich indeß. Der Neugier nachgebend, befahl sie gähnend, den jungen Goldschmied eintreten zu lassen. Sie setzte sich ein wenig im Ruhelager empor, strich ihre seidene Kleiderfalten glatt, brachte hastig ihr Haar in malerische Unordnung, nahm den bemalten Fächer zur Hand und erwartete, die schönen Lippen leicht zum Spott verzogen, den jungen Menschen, den sie zu demütigen hoffte.

Der grüne Vorhang ward zurückgeschlagen und Gaddi, ungeschickter als sonst sich verbeugend, trat ein. Franzeska gefiel es indeß so sehr, daß der sonst so Unbefangene vor ihr bescheiden auftrat, daß sie die spöttische Miene, mit der sie ihn begrüßt, nicht lange aufrecht erhalten konnte. Mit Wohlgefallen betrachtete sie seinen schlanken Gliederbau und den wunderlichen

wechselnden Ausdruck von Heiterkeit und Ernst, der über seine runden kindlich frischen Züge glitt.

„Mein Durchlauchtigster Herr,“ begann er mit seiner klaren einschmeichelnden Stimme, „schickt mich zu Euch, gnädige Frau — auf seinen Befehl habe ich hier einen Ring vollendet, den er Euch durch mich als Geschenk überreichen läßt —“

Mit diesen Worten öffnete er ein Etui, das er seither unterm Arm getragen, und entnahm demselben ein blitzendes Kleinod.

„Wie? Mein Gatte —“ spöttelte Franzeska, „stehen ihm die Reize des Weibs plötzlich nicht mehr in so hoher weltentrückter Form, daß er es wagt, dieselben durch Schmuck zu profanieren?“

Sie bemerkte, wie Nikolo, während er ihr mit einer anmutigen Handbewegung das Kleinod überreichte, ob ihrer höhnischen Anspielung ein Lächeln unterdrückte. Er sah zu ihr herab, sie zu ihm auf und Beider Lächeln begegnete sich. Nikolo errötete leicht. Er konnte es nicht verhindern, daß ihm, als er ihr den Ring hinhielt, ihr zartes, kleines Ohr einen eigentümlichen Eindruck hinterließ. Gerade da, wo das Ohr ansaß, bildete sich ein reizender kleiner Winkel, dessen frische, blühendweiße Hautfärbung durch den Rubin des Ohrschmucks und durch einen sich wie ein schwarzes Schlänglein krümmendes Haarlöckchen aufs Verlockendste hervorgehoben wurde.

Sie gehörte zu jenen Frauen, die, sobald sie merken, daß sie gefallen, ja schon wenn sie überhaupt nur Gelegenheit finden, sich mit jungen Männern zu

unterhalten, sogleich eine Steigerung aller Lebensgeister in sich wahrnehmen.

„Ach mein armer Gemahl,“ seufzte sie, immer in spottendem Ton, „was ihm nur einfällt. Für wen soll ich mich denn schmücken? Will er mich etwa nur aus der Ferne anbeten, als eine Art indische Heilige, wie er sich ja die Weiber so gern vorstellt? O diese Rolle werde ich schon mit einigem Anstand spielen — ich glaube, ich bin wie zur Heiligen bestimmt — oder wünscht er, daß ich für Andere schön sei? Dann will ich ihm gestehen, daß ich für die Folgen nicht bürge —“ Sie warf den Ring unter einen Haufen Citronenschalen, die auf dem Tisch lagen, mit der Bemerkung: sie bedürfe keines Schmucks — sie sei schön genug.

Gaddi, auf einem Bein sich wiegend, das andere leicht vorstreckend, die Arme nachlässig nach vorn kreuzend, verharrte so in graziöser Stellung. Bescheiden lächelnd gab er ihr zu verstehen, daß er es gewesen, der seinem Herrn den Rat gegeben, durch diesen Ring eine Versöhnung zu versuchen.

Sie beugte sich rasch zur Seite und suchte den Weggeworfenen wieder aus den gelben Schalen hervor.

„So, so,“ sagte sie sanfter, „Euch verdanke ich dieses Geschenk — ach! mein armer Gatte! Versöhnung! er liebt ja nur die Kunst und die Wissenschaft — und die liebe ich gar nicht. Ich liebe — nun — eben halt: die Liebe! Das Leben —“

Dann steckte sie sich den Ring, ihn lobend, an den kleinen Finger.

„Ah —“ rief sie dann mit listigem Gesichtsausdruck, „sagt mir doch — der Ihr ja der innigste Vertraute meines armen Gatten seid — hält er vielleicht irgendwo ein Liebchen versteckt?“

Nikolo schmunzelte, während sie mit boshaftem Augenblinzeln fort fuhr:

„Ihr dürft mirs sagen — ich wäre nicht darüber erzürnt — schon deshalb nicht, weil ich dann wüßte: ich habe einen wahrhaften Menschen zum Gatten — kein marmornes Monstrum. Meines Gatten Herzlosigkeit meinem Geschlecht gegenüber fröstelt mich an — eine solche Tugend wird mir unheimlich — eine Schwäche im Punkt der Liebe würde ich daher eher verzeihen — als eine vollständige Lieblosigkeit, die immer das Zeichen einer krankhaften, zu Verbrechen geneigten Natur ist —“

Nikolo dachte, nun sei der Zeitpunkt gekommen, für seinen Herrn eine Lanze einzulegen.

„Solltet Ihr nicht wissen, gnädigste Frau,“ begann er, „daß Euer Gemahl — allerdings eine Neigung zu einer gewissen weiblichen Persönlichkeit hegt — die —“

Sie stand plötzlich auf, trat vor Nikolo hin und lachte ihm boshaft ins Gesicht.

„Wie,“ rief sie, „wollt Ihr mich dies Märchen auch weismachen?“

„Gnädigste Frau —“

„Nicht wahr — Emilia Pilotto meint Ihr doch?“

„Man spricht am Hof wenigstens viel von „—

„Geht,“ unterbrach sie ihn verächtlich, „diese langweilige Emilia mit ihrer ewigen Duldermiene — nein! Da müßte mein Gatte doch zu besseren Schauspielern in die Schule gegangen sein —“

Sie warf sich wieder auf ihr Lager zurück.

„Komödie,“ rief sie, „nichts als Komödie — man durchschaut ihn — er liebt diese Emilia so wenig wie mich —“

Nikolo gab das Spiel verloren.

„Ich begreife es nicht,“ stotterte er, „warum er Euch — einen so kostbaren Schatz an Schönheit unbeachtet vermodern läßt — ich habe ihm das selbst oft genug gesagt —“

„Das habt Ihr?“

„Gewiß — mehr als einmal —“

„Nun, dann ist mirs wenigstens lieb, daß er sich einen so verständigen, liebenswürdigen Menschen, wie Ihr seid, zum nächsten Umgang auserwählt — dient ihm recht treu — — hört Ihr?“ fügte sie anscheinend besorgt hinzu, „sorgt recht für sein Wohl — ach Der Einsame! Es würde mir leid für ihn sein, wenn er sich in Euch täuschen sollte. Ihr müßt recht Mitleid mit ihm haben — und ihm gewissermaßen die Familie ersetzen —“

Es trat eine Pause ein.

Beiden war es, als wenn die über allen Möbeln goldig zitternde Schwüle im Gemach zunähme. Franzeska fuhr sich mit einem seidenen Tuch mehrmals über das Gesicht, auch Nikolo mußte sich die Stirne trocknen. Der Lärm eines auf der Straße vorüber-

rasselnden Gefährts, ließ das Gespräch einen Augenblick verstummen. Während dieses polternden Geräusches streifte Nikolo Franzeska mit einem verstohlnen Seitenblick, schlug aber seine Lider rasch zu Boden, als er bemerkte, daß auch sie seine Gestalt mit einem prüfenden Blick überflogen. Franzeska war überrascht von dem verzehrenden Feuer, das eine Sekunde hindurch das vorher so kühle Auge des Jünglings beseelt.

Nach einigem Zögern erhob sie sich und entnahm einem reichgeschnitzten Kästchen einen Perlenschmuck. Sie fragte den Goldschmied, was derselbe wohl wert sei und dieser lobte ihn sehr.

„Ich möchte, daß mein Gatte ihn mir kaufe“, sagte sie.

Nikolo rückte nun mit der Wahrheit heraus Er habe eben die Perlen nur deshalb gelobt, weil er geglaubt, die Prinzessin besitze sie bereits und es sich dann nicht geschickt hätte, von ihrem Eigentum in wegwerfendem Tone zu reden. Jetzt müsse er aber gestehen, daß er als gewissenhafter Sachverständiger, an den Perlen viele Fehler wahrnehme und nicht raten könne, sie zu kaufen. Sie zuckte ein wenig verdrossen die Schultern.

„Der Kaufmann giebt sie mir für 6000 Skudi“, sagte sie, „wenn sie ohne Mängel wären, würden sie 12000 wert sein . . . .“

Nikolo meinte, wenn der Schmuck auch vollkommen wäre, würde er doch nicht raten, mehr als 5000 Skudi dafür zu geben, denn Perlen seien keine Juwelen, sie würden mit der Zeit geringer.

„Ich will aber diese Perlen“, entgegnete ihm die Prinzessin eigensinnig, „lobet sie doch bei meinem Gemahl — ich bitte Euch darum — und wenn Ihr zu lügen glaubt — nun! so thut es, mir zu dienen — es soll Euer Vorteil sein —“

Gaddi wußte nicht, wie es kam: diese Zumutung, gegen seine Überzeugung sprechen zu sollen, trieb ihm das Blut in den Kopf, weniger wegen der Unehrenhaftigkeit, die in der Angelegenheit lag, sondern mehr, weil es ihm schmeichelte, mit der schönen Frau im geheimen vertraulichen Einverständnis eine kleine Intrigue anzuzetteln. Ihr reizendes Köpfchen hob sich in diesem Augenblick noch überdies so verführerisch von energischen Sonnenreflexen umgoldet vom Fenstervorhang ab, daß Gaddi von ihrem vieldeutigen Lächeln hingerissen, versprach, zu thun, wie sie ihm befohlen. Eben wollte er den Schmuck zu sich nehmen, als es ihm war, als höre er die Stimme seines Herrn aus dem Vorgemach. Franzeska ward ein wenig stutzig, nahm dann aber, da man schon die Schritte Giovanni's auf den Marmorfließen hörte, und Nikolo ihr zuflüsterte: „er kommt hierher —“ die trotzige Miene eines ungezogenen netten Kindes an. Kaum war Giovanni ohne Gruß eingetreten, als er auch schon mit finsterem Gesichtsausdruck barsch den Goldschmied anfuhr: „Wo hast Du den Ring“ —!

„Hier, gnädiger Herr“, sagte dieser bestürzt, auf das glänzende Kleinod deutend.

„Stecke ihn nur wieder zu Dir“, fuhr der Prinz fort, dessen bleiche Gesichtsmuskeln nervös zuckten, „ich

werde mich hüten, einem solchen Weibe, das gar nicht einmal den Namen: Weib! verdient, Geschenke zu überreichen —"

„Wie mein Gemahl?" wendete sich Franzeska ihm zu, „meint Ihr mich?"

„Allerdings", brauste Giovanni auf.

„Wenn ich Euch bitten darf...?" stieß sie heraus.

„Komm, Nikolo", wendete er sich zu dem Künstler, „wir haben nichts gemein mit dieser — — ich wußte es ja", setzte er hinzu, „das ist weiblich — so sind sie Alle — kriechend schlau vor Höheren — grausam hochmütig vor Niederen — die Wurzel ihres Gehabens ist selbstverständlich die Dummheit —"

Er wollte in der That gehen, kehrte sich aber, von Entrüstung übermannt, noch einmal um.

„Was Signora habt Ihr mit Lanzelot, dem Hofnarren, angestellt?" fragte er scharf.

Franzeska's kokett-trotzige Miene, wich einer bestürzten.

„Er hat sich unschicklich betragen gegen mich", sagte sie kleinlaut.

„So? dafür ist er der Narr", belehrte sie ihr Gatte, „ich denke, wenn wir seine Späße ertragen, könnt Ihr es auch — er ist ein Mensch wie Ihr Signora — auch unter dem Narrenflitter klopft ein Herz — vielleicht ein weicheres, als unter manchem Purpur — kurz, ich dulde es nicht, daß hier am Hofe irgend ein menschliches Wesen unmenschlich behandelt wird —"

„Was ist denn geschehen?“ wagte Gaddi zu fragen.

„Sie hat“, teilte ihm der Prinz mit, „den armen Schelm auspeitschen lassen — in einer Weise, die ihn krank gemacht hat —“

Die Prinzessin sah betreten vor sich hin.

„Ich war sehr erzürnt“, entschuldigte sie sich, „vielleicht gingen aber die Diener in der Bestrafung weiter, als ich es wünschte —“

„Folge mir Gaddi“, sagte Giovanni kurz und verließ eilig das Gemach. Franzeska hatte noch Zeit, den seinem Herrn folgenden Künstler mit einem halb schuldbewußten, halb eigensinnigen Blick zu streifen.

Gleich darauf trat Paolo zu ihr ins Gemach. Sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als diesem ihr Leid zu klagen.

„Was braucht er sich denn so eifrig um das Wohl eines Narren zu kümmern“, rief sie unter Thränen, „giebt es nicht wichtigere Leute hier am Hof, für die er sich interessieren sollte?“

„Selbstverständlich, er handelt unverantwortlich“, schmeichelte ihr der Schwager — „ich bedauere eigentlich, daß er mein Bruder ist — am Meisten bedauere ich Dich, liebe Schwägerin, daß Du Dein Leben an der Seite eines solchen Unmenschen ungenossen verwelken lassen sollst — aber das soll anders werden! Ich will Dich aus Deinem Kerker befreien — sieh“, setzte er hinzu, an's Fenster eilend, „blick' da in den Hof hinab — nicht wahr zwei herrliche Rappen?

Echte Ungarn! Auf, machen wir einen Spazierritt in die Umgegend —“

Franzeska brach in ihrem Weinen ab und blickte zu dem hübschen Mann empor, der ihre Gestalt mit zärtlich-feurigen Blicken musterte.

„Es ist eigentlich wahr“, sagte sie wie zu sich selbst, „warum vertrauere ich hier mein Leben in diesem goldenen Käfig, wo die Thüre offen steht und die Freiheit winkt — gut denn! Er kümmert sich nicht um mich — warum sollt' ich auf ihn Rücksicht nehmen — fort! hinaus! ins Leben — je toller, desto besser —“

„So bist Du prächtig“, lachte Paolo und wollte in wildem Übermut, während er ihr einen seidenen Mantel um die Schultern schlang, ihr zugleich einen Kuß auf die Wange versetzen.

„Holla“, rief sie halb im Scherz, halb im Ernst, die Augenbrauen emporziehend und einen Schritt zurückweichend, „seit wann stehn wir so?“

Paolo nahm eine zerknirschte Miene an.

„O verzeih“, lächelte er demütig, „ich — weißt Du — die Versuchung war größer, als meine Willenskraft —“

Sie blickte ihn mit strahlenden herausfordernden Blicken an.

„Nu“, machte sie, „was wär' auch weiter —? meine Wange wird vom Wind, von den Sonnenstrahlen berührt — warum sollten ein paar biedere Lippen nicht dasselbe Recht haben —“

„Freilich“, fiel er lebhaft ein, „das ist doch so harmlos und — nicht wahr —? wenn Dir's sogar

keine Mühe kostet, einen Menschen glücklich zu machen . . . . ?"

„Wär' dieser Mensch dadurch glücklich zu machen?" gab sie schalkhaft zurück.

„Die Antwort kann Dir Dein Spiegel stündlich geben", sagte er, „und sieh! Du begehst doch nicht das geringste Unrecht — Du schenkst einfach die Perle, die der rechtmäßige Eigentümer mit Füßen tritt, Einem, der ihren Wert besser zu schätzen weiß —"

„Wenn man's so betrachtet!" sagte sie nachdenklich.

Er bot ihr den Arm. Sie verließen das Zimmer.

Als Nikolo an der Seite seines Herrn durch die Gänge des Schlosses wandelte, erzählte ihm dieser bewegt, welch peinlichen Eindruck er eben empfangen.

Beide schritten schweigend durch die sonnigen Schloßhöfe. Nikolo hüstelte leise vor sich hin. Er fühlte mit Bestürzung, daß Franzeska's bestechender Liebreiz eine tiefere Wirkung auf ihn ausgeübt, als es gut für seine Pläne sei. Er bat seinen Herrn, ihn zu dem kranken Lanzelot zu führen, weil er im Stillen hoffte, der Anblick des durch jenes Weib Mißhandelten, werde ihn von seiner Leidenschaft eben so rasch kurieren, als sie ihm eingeimpft worden war. Giovanni ging auf diesen Wunsch um so lieber ein, als er sich zuweilen mit einem gewissen Behagen peinliche Eindrücke verschaffte, um sich recht eindringlich von der Jämmerlichkeit des Lebens und der Schlechtigkeit der Menschen zu überzeugen. Schweiß-

triefend, die geblendeten Blicke seufzend zu Boden schlagend, wateten Beide durch den heißen Sand des im gelben Sonnenglast schimmernden Hofs, wie durch einen glühenden Sumpf. Trostlose Oede. Fern wehte von den alten Mauern herüber ein scharfer Stallgeruch, gedämpftes Rasseln und Stampfen.

Manchmal mischte sich die wie aus einem Keller dringende ärgerliche Stimme eines futterverteilenden Stallknechts in dies hohle Gerassel.

Der Brunnen, der in der Nähe der Pferdeschwemme stand, reckte seinen Holzarm verzweiflungsvoll wie um Schatten flehend in den grellen Himmel; nicht weit von ihm spähte eine Magd, die Hand vor den Augen, nach den fernen Ställen, ob sie wohl ihren Geliebten entdecken werde, während ein Kind zu ihren Füßen im Sand spielte. Wie ein schriller Blutfleck flammte ihr roter Rock auf im gelben Sonnenbrand.

Endlich gelangten Beide an einen engen Mauerwinkel des weitläufigen Gebäudes, in dessen weißgetünchte, verwitterte Wände jetzt die Sonne wie in einen Schacht hinein brannte.

Giovanni deutete auf eine halboffene Thüre, aus welcher leises Stöhnen in die erstickende von allen Seiten ausströmende weiße Gluthitze drang, die sich hier in diesem Zwinger gefangen hatte. Nebenan ragte traurig ein schwarzes Gitterthor in das scharfe Sonnenlicht. Durch die düsteren Stäbe dieses Thors blickte man auf einen mißfarbigen Haufen vergilbter Kränze, die in feuchtem Brodem verfaulend, einen leisen Rauch in den sengenden Himmel stießen.

Es war dies der Ort, an den nach Festen, weltlicher oder kirchlicher Art, der Flitter, die Kränze hingeworfen wurden.

Giovanni stieß das Thor auf und stöberte mit dem Fuß in dem Schutt umher, wobei er noch einige frische Rosen unter den vergilbten fand. Gleich darauf stieß sein Fuß an einen gelben Totenschädel, den er dem Flitter entnahm und nachdenklich in der Hand wog.

„Es ist der Schädel eines alten Mannes“, sagte er zu Gaddi, „man siehts an den Zähnen — hm! was meinst Du, Nikolo? Wem wird unser Schädel einmal Gelegenheit geben, Betrachtungen über die Ewigkeit anzustellen?“

„Hoffentlich keinem Pfaffen“, sagte Gaddi.

„Ich wollte“, fuhr Giovanni fort, „der meinige geriete in das Prunkzimmer einer leichten Dirne —“

„Weshalb?“ fragte sein Begleiter verwundert.

„Oder auch in den Thronsaal eines großen Eroberers,“ setzte der Prinz hinzu, „ich würde dann nichts thun, als so grinsen, wie der Alte hier — glaubst Du's? In diesem Grinsen liegt die ganze Weltweisheit verborgen! Das sagt mehr, als jede Moralpredigt —“

„Es sagt eigentlich gar nichts,“ meinte der Künstler.

„Das wäre dann gerad genug,“ lachte der Andere den Schädel auf die welken Kränze schleudernd, „gar nichts — gar nichts,“ murmelte er vor sich hin — „ja gar nichts — das wär' das allerbeste —“

„Ich habe Euch zu sagen vergessen, gnädigster Herr," flüsterte der Goldschmied, „daß man am Hof Eurer Liebeskomödie mit Emilia nicht glaubt —"

„Das kann man halten wie man will," polterte der Prinz, auf den morschen Schädel deutend, „ich werfe meine Maske ab — gerade so wie der Alte hier die seinige für immer abgelegt hat — — mag man mein wahres Gesicht erkennen — — also Franzeska durchschaut mein Spiel?"

„Sie merkt, daß Ihr Emilia nicht liebt, gnädigster Herr —"

„Aber laß doch endlich die feierlichen Anreden, Gaddi," tadelte ihn sein Beschützer, „gnädigster Herr! was soll das zwischen uns! Du gehörst doch nicht zu denen, die sich in der Erniedrigung wohl fühlen —?"

„Erniedrigung?"

„Na — die Geistlichen haben ja das schöne Wort: Knechtseeligkeit dafür erfunden! Ob es dem lieben Gott Vergnügen macht, wenn seine Kreaturen sich vor ihm im Staube wälzen — weiß ich nicht! Ich fühle mich schon zum Sklaven erniedrigt, wenn man mich nur mit ‚Herr' anredet —"

„Horch!" unterbrach er sich, als ein leises Wimmern von der nahen Stallthüre herüber drang, „das ist ja der arme Schelm — den hätten wir bald vergessen — komm rasch mit! Thorheit!" tadelte er sich, auf die Stallthüre zueilend, „anstatt zu helfen — schwatzen!"

An der Thüre blieb er noch einmal stehen und

warf einen Blick über den dampfenden Schutthaufen, in welchem eine vergoldete Kupferkrone aufblinkte.

„Hem, hem,“ sann er vor sich hin, „dieser schöne Sonnenglanz — wie mag er diesen Schmutzhaufen vergolden — welker Flitter — geprügelte Narren — sieh Gaddi — die Sonne hat sich zu Gottes Hofnarr erniedrigt — das geschieht ihr jetzt schon recht — sie muß gar manche Posse und Dummheit ausführen — das Geschlecht, das sie auf der Erde ausgeheckt, ist ihr schlechtester Witz —“

Er trat ein. Im ersten Augenblick konnte er, noch von der Sonne geblendet, im Halbdunkel des Stalls nichts wahrnehmen und da seine feinfühlige Natur den Anblick des Mißhandelten fürchtete, suchte er sich durch vieles, lautes Reden von dem unangenehmen Eindruck abzulenken.

Allmählich nahmen die Beiden die Gegenstände wahr. Durch ein kleines erblindetes Fenster sickerte mühsam ein welker grünlicher Sonnenstrahl über die dumpfen modrigen Wände und über das dürftige Lager, auf welchem Lanzelot sich seufzend regte. Giovanni, der kurz vorher hier war, sah sich erzürnt um in der blaugrünen Dämmerung. Das alte maskenhaft bleiche Gesicht des noch jungen Narren erweckte Ekel, Mitleid und Menschenverachtung in ihm.

„Was?“ fuhr er auf, „wo ist die alte Hexe? hab' ich nicht Auftrag gegeben ihn auszukleiden? und den Arzt zu rufen?“

Da er keine Antwort erhielt, wendete er sich gegen ein Nebengemach, in dem, wie er bemerkte, die alte

Dienerin auf einem Sessel eingeschlafen war. Er rüttelte sie zornig auf und befahl ihr noch einmal sofort den Arzt zu rufen. Die Alte erhob sich brummend und hinkte von dannen.

„Was hältst Du davon, mein Nikolo?“ begann er an das unordentliche Bett herantretend, „Schmerzen leiden im bunten lustigen Narrenkostüm — ist das nicht das richtige Bild des Menschenlebens? Und doch dürft ich doch ein solches Kostüm tragen — wir anderen Narren müssen uns bei unsern Leiden geberden wie Weise — — he! Freund,“ redete er dann den leise Wimmernden an, „haben sie Dich da ruhig liegen lassen? Gieb mir doch dort die Schlüssel,“ wendete er sich an Nikolo, „ehe der Arzt kommt, könnte man dem Schalk doch einige seiner Wunden auswaschen – “

Giovanni entfernte mit Hilfe Nikolos den bunten Anzug von der Schulter des Stöhnenden und Beide versuchten alsdann, so gut sie es verstanden, die sichtbar gewordene blutverklebte Wunde zu verbinden. Giovanni opferte dabei das seidene Futter seines Sammetwamses. Darauf herrschte ringsum Stille, die nur von dem Geplätscher des Waschwassers und dem zeitweiligen Stöhnen des Verletzten unterbrochen wurde. Draußen an der Thüre, vor deren Spalt der Sonnenschein wie eine grellgoldne Spiegelscheibe stand, schlenderte jetzt ein Knecht vorüber, der ein freches Lied vor sich hinpfiff. Bei dem Prinzen mußte der gute Wille, die That ersetzen — er kam schwer mit dem Auswaschen der Wunde zurecht. Innerlich fühlte

er sich jedoch gehoben, es strömte eine süße Befriedigung durch sein Herz, die ihn fast mit der Welt versöhnte und ihn beschließen ließ, von jetzt ab einen Teil seines Lebens damit zuzubringen, Krankheit und Armut zu lindern, um hierdurch die Fehler seiner unglücklichen Natur zu sühnen. Durch das fahle, greisenhafte Knabengesicht des Narren ging allmälig Leben. Der Prinz redete ihm zu und als der Mißhandelte erkannte, wer ihm so sorgsam Hilfe angedeihen ließ, riß er ganz bestürzt seine blöden Augen auf und lallte dann wie ungläubig: Ach Gott —! Ach Gott — wirklich? Ja! ja, ja .... Dann fingen seine roten Augen an feucht zu werden, die aufgeriebene Farbe, die sein Gesicht lächerlich machen sollte, ward dann durch seine ausbrechenden Dankesthränen allmählich weggeschwemmt und mit der Bemalung der unteren Gesichtsteile vermischt. Hierdurch entstand auf den Zügen des Spaßmachers eine Grimasse, die in ihrer Schauerlichkeit den Prinzen lebhaft an den Totenkopf erinnerte, den er eben auf den Schutthaufen zurückgeworfen.

„Gnädigster Herr," stöhnte der Narr, „ich hab' Euch bisher — wie der ganze Hof — für herzlos gehalten —"

„Bin's auch," lachte der Angeredete.

„Verzeiht mir!"

„Warum nicht?"

„Ich fürchte, ich habe Euch bisher nicht gekannt —"

„Wer kennt im Leben den Anderen? Wir betasten stets nur mit Eisenhandschuhen Panzerhemden und das nennen wir Freundschaft schließen —"

Nach einer Pause fuhr der Lustigmacher mit Anstrengung fort:

„Damit Ihr aber seht, daß ich dankbar bin —“

„Was? gleich belohnen?“ unterbrach ihn sein Pfleger scherzend.

Lanzelot hatte sich mühsam umgewendet und legte den dürren Finger an die häßlichen Lippen.

„Es ist Etwas gegen Dich im Werk,“ flüsterte er geheimnisvoll, „ich hab' Deine Feinde belauscht — ich fürchte —“

Als man in diesem Augenblick näherkommende Schritte und Stimmen vor der Thüre hörte, flüsterte der Narr seinem Pfleger noch rasch ins Ohr: „Du wirst beaufsichtigt — sie suchen nach Beweisen, um Dich für geisteskrank erklären zu können —“

„Was?“ fuhr Giovanni zurück, „Du phantasierst —“

„Kniete gestern versteckt unterm Sessel des Herzogs,“ keuchte der Narr in höchster Erregung, „da sprachen sie davon — ward entdeckt — weil ich nießen mußte — deshalb ließ mich Franzeska auspeitschen —“

„Ah — ah — hörst Du, Gaddi?“ wendete sich Giovanni an seinen Freund, der indeß auf die Thüre deutete, durch welche jetzt eine bunte Hofgesellschaft laut redend und lachend eindrang. Der Narr sank mit lautem Stöhnen, den Mund kläglich öffnend aufs Lager zurück.

Die beiden Freunde sahen unter den Höflingen Paolo, den Arzt, Salviatti und den Hauptmann der Sicherheitswachen, Kastoro. Diese Gesellschaft umringte sogleich das Lager. Mehrere äußerten ihr

Erstaunen, daß ein Prinz des Hauses Malatesta hier die Arbeit eines Heilgehilfen verrichtete. Giovanni, von der oben gehörten Mitteilung erregt, zitterte heimlich vor Zorn. Die Entrüstung prägte sich zwar auf seinem behäbigen bleichen Gesicht aus, fand aber keine Worte, um sich zu entladen. Nikolo, der nun einen gefährlichen Wutausbruch seines Herrn fürchtete, suchte ihn zu bewegen, den Stall zu verlassen.

„Warum soll ich die Gesellschaft so gutherziger Menschen verlassen?“ entgegnete er höhnisch, „sieh doch nur diese Stirnen, auf die gleichsam der christliche Glaube seinen milden Stempel gedrückt, um sie dadurch auf immer vorm Denken zu bewahren! Diese Augen, die dadurch, daß sie immer nach dem Himmel und dessen Herrlichkeiten gerichtet sind, es ganz verlernt haben, sich um das irdische Elend ihrer Nächsten zu kümmern. Diese Lippen, die nichts lieber thun, als beten und küssen und zwischen derem edeln Purpurrand selbst eine Verleumdung noch den Glanz und Schimmer der Wahrheit anlegt. — Nein, mein Nikolo, laß mich nur hier — ich fühle mich hier so sicher, wie ein Lamm, das die Wölfe deshalb nicht zerreißen, weil keiner es dem anderen gönnt — oder müßte sich die Perle nicht sicher fühlen, die von zwanzig Hunden zugleich bewacht wird . . .?“

Es ging hierauf eine unbehagliche Bewegung durch die Reihe der Höflinge.

Der Arzt, der sofort erriet, wohin der Prinz zielte, und der menschenfreundlich wie er war, ihm Gelegen-

heit geben wollte, sich den Blicken seiner böswilligen Beobachter zu entziehen, wendete sich freundlich an ihn.

„Durchlauchtigster Herr," sagte er auf den in Ohnmacht gesunkenen Narren deutend, „wäre es nicht besser, Ihr überließt diese unreinliche Beschäftigung mir?"

Giovanni lachte und hielt den blutgetränkten Schwamm mit spöttischer Miene dicht vor die Nase.

„Diese Beschäftigung," meinte er, „ist noch lange nicht so unreinlich, als diejenige eines der hier anwesenden Herrn —"

Seine Blicke richteten sich starr auf Kastoro. Der Arzt erschrak. Nikolo machte von neuem den Versuch, seinen Herrn dieser Gesellschaft zu entziehen, die es offenbar darauf abgesehen hatte, dem Prinzen unvorsichtige, menschenfeindliche oder staatsgefährliche Äußerungen zu entlocken. Kastoro wendete sich mit zuvorkommendem Lächeln an Giovanni.

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte er, „ich verstehe Euch nicht völlig —"

„Was ist da zu verstehen?" gab der Angeredete zurück.

„Wir wissen es Alle," fuhr Kastoro fort, „daß Ihr ein Philosoph seid und diese lieben es, sich dunkel und zweideutig auszudrücken —"

„Ach," warf Giovanni ein, „und Ihr wünschtet natürlich, daß ich mich recht unumwunden und eindeutig ausdrücke? Damit Ihr meine Bemerkungen auch fassen und gleich aufspießen könnt? Nun, gebt nur gut Acht, vielleicht gelingt's Euch. Was sagt

Ihr z. B. zu folgender Äußerung," fragte er mit höhnischem Achselzucken, „nicht wahr? Blut vergießen ist doch eine weit unreinlichere Beschäftigung, als Blut stillen?"

Kastoro nickte bedächtig.

„Ach," machte er, „ich weiß wohin Ihr zielt — aber gnädigster Herr — das Blut, das ich vergoß — wurde im Kampf zum Wohl des Hauses Malatesta vergossen —"

„Nun," lachte Giovanni, „ich beneide Euch nicht darum, auch das Christentum beneide ich nicht, daß es sich von so vielen Feldherrn und Staatsmännern muß als blendendes Aushängeschild gebrauchen lassen —"

„Aber mein Amt ist doch ein notwendiges —" verteidigte sich der Sicherheitswächter.

„Mag sein," meinte der Prinz, „was notwendig ist, läßt sich deshalb nicht immer entschuldigen —"

Kastoro sah mit einem vieldeutigen Blick im Kreise der Höflinge umher, als wolle er diese auf den Geisteszustand des Sprechers aufmerksam machen.

„Also," suchte er den Prinzen weiter zu locken, „Ihr verdammt mein Amt?"

„Wer," erwiderte der Angeredete, „wer Verbrechen verfolgt identifiziert sich mit ihnen, er muß, um das Böse zu entlarven, auch oft zu bösen Mitteln greifen. — Der Scharfrichter ist im Grunde auch nur ein privilegirter Mörder und ich wüßte wahrlich nicht, ob Derjenige, der aus Not, mit Gefahr seines Lebens einen Mord begeht, nicht Demjenigen vorzuziehen ist, der mit Erlaubnis der hohen Obrigkeit, in voller

Sicherheit aus dem Mord ein einträgliches Gewerbe macht —"

„Hm — schöne Ansichten", murmelte Kastoro in den Bart, „so wünschtet Ihr die Anarchie einzuführen?" setzte er laut hinzu.

„Ich wünschte nicht, ausgefragt zu werden", rief der Prinz ärgerlich, „damit Ihr's aber wißt — ich bedauere einen Fürsten, der Leute braucht, wie Ihr Einer seid und ziehe die Anarchie hinterlistiger Tyrannei vor — übrigens", brach er plötzlich ab, „unser Arzt hat das beste Teil erwählt — ich will Euch alle Eure Dummheiten und Sünden verzeihen, wenn Ihr nur einen Blutstropfen stillt, der aus dieses Elenden Rücken quillt —"

Die Herren schwiegen, runzelten die Stirn und sahen sich vieldeutig an. Während dieses Gesprächs, dem Nikolo mit wachsendem Bangen gelauscht, hatte Giovanni dem Arzt seine Stelle abgetreten.

Indeß war auch Emilia unter die Versammelten getreten und leistete dem Verwundeten Samariterdienste. Giovanni war in eine grimmige Laune verfallen.

„So ist's recht", lobte er den Hof-Arzt, „ein Arzt muß mit gleicher Liebe einen König wie einen Narren behandeln — die Krone ist ja schließlich doch nur eine vergoldete Narrenkappe — die Schellen sind oft mehr wert, als die Diamanten — ich bin nicht ganz sicher —" hier fügte er eine Bemerkung hinzu, die bei sämtlichen Anwesenden allgemeines Kopfschütteln verursachte, da sie — obwohl anders gemeint — bei

den Meisten als ein Angriff auf heilige Dinge oder den Papst ausgelegt wurde. Salviati flüsterte entrüstet seinem Nachbar etwas ins Ohr.

Giovanni, dies bemerkend, geriet in eine immer tollere Laune.

„Der Hofnarr meines Vaters ist dienstuntauglich geworden“, rief er, „erlaubt, daß ich so lange sein Amt übernehme . . . .“

Er trat mit burlesken Bewegungen an einen der jungen Kavaliere heran und fragte ihn, wie es dem Pferd gehe, das er ihm vor drei Tagen geschenkt. Der junge Mann errötete, dankte und versicherte, er behandle das edle Tier mit Sorgfalt.

„Ihr thätet besser, es recht schlecht zu behandeln“, sagte ihm Giovanni, „denn es wird Euch Eure Gutherzigkeit doch wohl mal mit einem hinterlistigen Hufschlag belohnen —“

Dann sich zu einem Anderen wendend, ahmte er dessen Art, sich den Bart zu streichen, nach, und fragte ihn mit einer wunderlich traurigen Miene, das wievielte Frauenzimmer er eben unglücklich mache?

„Nun“, riet er dann dem in Rimini als sehr leichtfertig Verschrieenen, „ich will Euch was sagen — schimpft nur immer recht tüchtig auf alle Unmoralischen — denunciert auch ab und zu einen Wüstling — dann steigt Ihr ungemein in der Wertschätzung und im Stillen könnt Ihr dann treiben was Ihr wollt — Euer Schimpfen hüllt Euch in den schönsten Tugendmantel —“

Dann wendete er sich an einen Anderen, von dem man wußte, daß er gern verleumdete.

„Nur immer urteilen, ohne geprüft zu haben“, belehrte er diesen ernsthaft, „das ist keine Kunst, nach genauer Feststellung der Thatsache ein Urteil zu fällen — das kann Jeder — aber die Genialität beginnt da — wo man den Ruf des Nächsten durch eine feine Erfindung verdächtigt — im Übrigen sag ich immer — gegen Verleumdung giebt es nur eine Waffe: — wiederverleumden —“

Als er des Bischofs Salviati ansichtig ward, fragte er diesen, eine närrische Grimasse schneidend:

„Wenn man euch Geistlichen nun einmal zeigte, daß der Himmel leer ist und ohne Gott — was würdet ihr thun?“

„Wir würden trauern“, lächelte der Bischof.

„Ihr würdet euch selbst hineinsetzen und als Gott verehren lassen“, meinte Giovanni.

„Zum Glück kommen wir nie in diese Lage“, entgegnete Salviati, immer noch einen heiteren Ton festhaltend.

„Ja, zum Glück für die Menschheit“, sagte sein Gegner und wendete sich an den Hofjägermeister, der in grünem Sammet prunkte.

„Ei, wie schön Ihr ausschaut“, sagte er, sich verbeugend, „und doch seid Ihr eigentlich nicht mehr, als der Henkersknecht für Tiere —“

„Ich muß doch sehr bitten, gnädigster Herr“, fuhr der Jäger beleidigt auf, „das edle Waidwerk — —“

„Und dabei begeht Ihr sogar noch Justizmorde“, ließ sich der Prinz nicht stören, „denn Eure Hingerichtete sind meist unschuldiger als Ihr — —“

„Aber bedenkt doch die Poesie des Waldes“, entgegnete ihm der Jägermeister ärgerlich.

„Ja, ja, ganz recht“, unterbrach ihn der Andere, „die Jägerei ist eine poetisch vergoldete Metzgerei —“

Er wollte sich eben zu einem anderen Edelmann wenden, als er bemerkte, wie einige der Herren über den nunmehr in Fieberphantasien liegenden Narren lachten. Von einer plötzlich in ihm aufsteigenden dämonischen Wut erfaßt, schritt er auf den einen immer noch kichernden Kavalier zu — einen gewissen Antonio Chigi — und schlug ihm unter drolligen Körperverrenkungen mit den Worten: „Das ist mein Narrenrecht, Du Weiser —“ derb auf die Wange.

„Wenn Ihr Weiteres von mir wünscht, wißt Ihr mich zu finden“, unterbrach Giovanni die plötzlich eingetretene unheimliche Stille und verließ mit dem bestürzten Nikolo den Raum.

Beide hörten, während sie gingen, das lebhafte Durcheinanderschreien und Toben der allmälig wieder zur Besinnung gekommenen Höflinge. Nikolo sah seinen Herrn ängstlich an und flüsterte: „Was habt Ihr gethan —!“

Des Angeredeten Gesichtszüge nahmen eine höchst verdrießliche Miene an.

„Du brauchst mich auch noch zu tadeln“, entfuhr's ihm, „den Schlag hat der Kerl verdient — auch fürcht' ich durchaus nicht die Folgen meiner

That — aber es ist mir unsäglich ekelhaft, daran zu denken. Es ist mir, als hab' ich mich an einem übelriechenden Leichnam verunreinigt — dergleichen setzt herab — still davon —"

Er schritt verstimmt in der Sonnenglut weiter, beständig die Hand, mit der er geschlagen, als wolle er sie reinigen, am Saum seines Sammetwammses reibend.

„Verdammt", murmelte er, „daß Einen die Schlechtigkeit seiner Mitmenschen unwillkürlich ansteckt —"

„Christus hat sie nicht angesteckt", warf Gaddi hin.

„Ja, ja, wer so leben könnte," fuhr der Andere wehmütig fort, „immer nur durch gutes Beispiel tadeln — Unrecht erdulden, als sei es das Recht — wer weiß übrigens", brach er ab, „ob Christus so gelebt hat, wie uns überliefert wurde — in all' diesen alten Aufzeichnungen steckt vielleicht nur ein Körnchen Wahrheit — wer weiß, ob z. B. Sokrates nicht ein Schwätzer war, ob Cäsar nicht eine rohe Soldknechtsnatur, Nero ein gutmütiger Phantast, Tiberius nicht ein edler Menschenfreund und Titus nicht ein gemeiner Bluthund war — —. Die Menschen lügen uns schon ins Gesicht hinein ohne Scham an — mit wieviel mehr Vergnügen thun sie's, wenn sie Feder und Pergament beklexen können —"

Dann schlug er vor, die auf seine Kosten veranstalteten Ausgrabungen am Amphitheater zu besichtigen. Man schwieg längere Zeit auf dem Weg dahin.

„Es ist gemeiner Neid", brach Giovanni endlich

das Schweigen, „was die Kerle zu meiner Verfolgung treibt — die Halbtiere können nicht mit ansehen, wie Einer, der nach innerer Vollendung strebt, sich träumerisch dem Genuß seines Geistes hingiebt und Gleichgeartete an sich zu fesseln sucht.“

Gaddi wußte nicht, wie es kam — schon seit einiger Zeit fühlte er sich von dem eigenartigen Wesen seines Gönners weit intensiver angezogen, als früher. Schon oft hatte er sich vorgenommen, ihn zu verlassen, da er fürchtete, durch seinen Umgang mit ihm in Kämpfe, wohl gar ins Verderben gerissen zu werden — aber er fühlte jetzt, daß er um so weniger sich von ihm trennen könne, je mehr der Prinz die Zielscheibe für die Angriffe seiner Feinde wurde. Des lebenslustigen Künstlers Charakter hatte sich unterm Einfluß der Melancholie seines Beschützers umgewandelt — fast kam es so weit, daß er ihm sogar in Bezug auf dessen Weiberfeindlichkeit innerlich recht geben mußte. Gaddis bestimmbare Phantasie hielt den Gründen und Einwürfen des philosophierenden Prinzen nicht Stand — — er ließ sich oft durch ein treffendes Gleichnis hinreißen und überzeugen.

„Welcher Zufall, daß wir uns im Leben fanden“, sagte der Goldschmied jetzt vor sich hin.

„Was wir Zufall nennen“, erwiderte ihm sein Gönner, „ist vielleicht die deutlichste Absichtlichkeit des Schicksals. Du solltest vielleicht von mir lernen — ich von Dir. Wer weiß, ob ich ohne Dich diesen Stürmen Stand halten könnte, ob Du nicht vielleicht das Werkzeug bist, das mich dazu bringt, meine

Feinde zu überwinden — denn ich bin entschlossen, nun vom Angegriffenen zum Angreifer überzugehen —“

„Das habt Ihr schon oft beschlossen“, meinte der Künstler.

„Laß mir nur Zeit“, beschwichtigte ihn sein Freund, „ich brauche lange Zeit — aber dann handle ich sicher und bestimmt. Die Zukunft“, setzte er dann nachdenklich hinzu, „wer die Gegenwart recht verstünde, müßte auch ihre Rätsel entwirren können — denn nicht wir bilden die Ereignisse — die Ereignisse harren auf uns wie Krieger, die in geordneter Schlachtreihe zum vorher bestimmten Scheingefecht den Feind erwarten. Wer aber kennt die Gegenwart? Leben wir viel anders, als das Tier dahin?“

„Hoffentlich kommen wir aus diesem dumpfen Zustand einmal heraus“, meinte Gaddi.

„Ich habe keine große Hoffnung“, versetzte der Prinz.

Als nun die braunen Mauern des Amphitheaters sich von der tiefen Himmelsbläue abhoben, wie eine feine Seidenstickerei vom Sammet eines prächtigen Königsmantels, kam Giovanni auf seinen langgehegten Lieblingsplan zu reden. Er wollte in dem wieder dem Tageslicht geschenkten Rund mit seinen Freunden eine Tragödie von Sophokles aufführen. Viele der Sitzreihen waren noch gut erhalten, obwohl Büsche und ganze Bäume zwischen den geborstenen Fugen wucherten. Der Prinz hatte die unangenehmen Erlebnisse rasch vergessen, als er sich hier in eine Auf-

führung hineinträumte. Aus den Kellergewölben, die unter der Bühne lagen, wurde eben in Schubkarren Schutt abgeladen. Der Werkführer kam näher, begrüßte den Prinzen und zeigte ihm verschiedene eben ausgegrabene Spangen und Ringe. Unter diesen Gegenständen erregte des jungen Malatesta Aufmerksamkeit besonders das Teilstück eines Sarkophags, das auf den Isiskult sich beziehende Symbole zeigte. Der Künstler war ebenfalls entzückt von der vortrefflichen Arbeit; beide betrachteten lange die Schlange, die sich um die Sonne ringelte und allerlei heitere Szenen aus dem Tierleben, die sich auf der anderen Seite des Steines befanden und sich, trotz ihrer humorvollen Üppigkeit offenbar auf den Tod und den Unsterblichkeitsglauben bezogen.

„Weißt Du“, sagte der Prinz nach einiger Zeit zu dem begeisterten Künstler, „was mich von jeher darin bestärkte, an ein Fortleben nach dem Tode zu glauben?“

„Nun?“

„Der Umstand, daß wir fähig sind, über das Elend des Daseins und die Schrecken des Todes uns lustig zu machen. Wären die Übel reell und wäre der Tode ein für allemal der düstre Schluß unseres Daseins — wie könnte ein Künstler ihn in der Art verhöhnen, wie wir das hier auf diesem Marmor sehen — wie könnten wir im Leben so oft über seine Schrecken spotten. Ja, leben wir nicht dahin, als gehe uns der Tod eigentlich gar nichts an?“

„Das ist gerade kein Beweis," wandte der Goldschmied ein, „es ist ein Gefühl —"

„Und sieh," fuhr Giovanni fort, ohne auf diesen Einwand zu achten, „wir sprachen neulich davon, daß die vielen Übel in der Welt dem Dasein eines vernünftigen Gottes widersprechen —? Nehmen wir nun an, wir wüßten mit mathematischer Sicherheit, daß nach diesem Leben eine bessere Fortsetzung folgt — wären dann nicht die Übel nur ganz traumhafter Natur? Könnten wir uns dann nicht über dieselben mit dem größten Spott hinwegsetzen?"

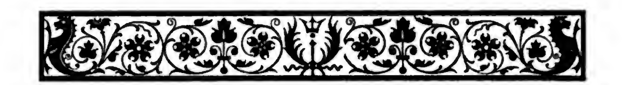
„Gewiß," sagte Gaddi.

„Und doch," fuhr der Prinz fort, „wenn der Mensch die Strafen und den Tod nicht mehr fürchtete — wohin käme der Staat? Die Ordnung? Alle gesellschaftlichen Verhältnisse würden sich auflösen — Kriege zu führen wäre unmöglich — die Menschen würden das Leben mit Lachen abschütteln, wenn sie nur mal ein Floh sticht — jede Entwicklung, jeder Fortschritt wäre gehemmt — das Leben gleich einem Bacchanal, das man nicht ernst zu nehmen braucht und das man gähnend verläßt, wie eine widerliche Kneipe. Es ist daher weit besser, der Mensch glaubt an ein Aufhören seiner Existenz und die Fürsten und Pfaffen sollten sichs wohl überlegen, ob sie durch den Unsterblichkeitsglauben der Menschheit die Freude am Dasein verekeln sollten —" Gaddi sann vor sich hin.

„Die Vorsehung," sagte er dann, „behandelt uns wie eines der biederen Lasttiere, die wir hier auf dem Sarkophag abgebildet sehen — sie treibt uns mit

Schlägen vorwärts und mit dem süßen vorgehaltenen Distelbündel und verbindet uns dabei die Augen — aber wohin führt uns dieser antike Stein?"

„Siehst Du?" rief der Prinz, „so muß ein echtes Kunstwerk auf empfängliche Seelen wirken — der Stein soll in meinem Schlafgemach Aufstellung erhalten."



Franzeska wandelte einige Tage später in Begleitung Paolos nach den Ruinen des antiken Theaters. In der Nähe der Bühne angekommen, hörten sie die Stimme Giovannis, die laut das Echo der epheuumwucherten Mauern wachrief. Einen Myrtenzweig bei Seite drückend, sahen sie den Fürstensohn, eine Rolle in der Hand, vor einem Kreise junger Leute stehen. Er deklamirte übrigens recht fehlerhaft, legte oft den Nachdruck auf Worte, wo er gar nicht hingehörte, führte übertriebene Bewegungen aus und hatte es nur dem edeln Gegenstand seines Vortrags zu verdanken, daß derselbe auf die Zuhörer eine tiefe Wirkung ausübte. Franzeska begann denn auch gleich zu lachen. „Da sieh den Narren,“ flüsterte sie Paolo zu.

„Der Narr scheint Dich doch noch zu interessieren?“ fragte dieser.

„Ja,“ sagte sie, „eben weil er nichts von mir wissen will.“

„Ah! ihr Weiber wollt in der Liebe gepeinigt sein,“ lachte Paolo, „Den liebt ihr am Heftigsten, der euch verschmäht?“

„Leider ist das so," seufzte Franzeska, „ich hasse Giovanni und liebe ihn zugleich — ich könnte ihn töten und wäre untröstlich über seinen Tod —"

„Das verstehe ich nicht —"

„Verstehe ich's denn?"

„Er hat aber doch gar nichts, was euch Weiber reizt?"

„Ihr Männer seid sehr im Irrtum, wenn ihr glaubt, uns gefalle nur körperliche Schönheit —"

„Nun beim Teufel — was gefällt euch denn?"

„Mir gefällt ein gewisses spöttisches Wesen besonders gut —"

„Das müßt ich mir dann also aneignen?"

Franzeska beobachtete mit düstern Blicken ihren gestikulierenden Gatten.

„Ich weiß nicht wie das ist," flüsterte sie, „wenn ich wüßte, daß das einen Eindruck auf ihn machen würde — würd' ich ihm untreu werden — nur um ihn dadurch zur Eifersucht zu entflammen —"

Paolo verstand sie nicht. Trotzdem sagte er: „Diesen Eindruck würde ich schon gern in ihm hervorbringen helfen —"

Giovanni hatte nun im Lesen innegehalten. Die kleine Schar von Künstlern sprachen eifrig dem Rotwein zu, der neben ihnen in Silberbechern prangte. Giovanni nahm neben Gaddi Platz, der seinem Vortrag mit leuchtenden thränenfeuchten Blicken gefolgt war.

„O Todengruft, mein Brautgemach, o finsteres Haus, das ewig mich umschließen soll," wiederholte er

die Worte Antigones, indem er seines Herrn Hand drückte.

„Du hast Dich ganz verändert, mein Nikolo,“ sagte der Prinz gerührt, „Du wardst aus einem Realisten ein Idealist durch den Einfluß der Alten —“

„Die ich durch Euch kennen, bewundern lernte,“ erwiderte der Künstler.

„Wenn Du,“ meinte Giovanni scherzend, „nur mir nach meinem Tod eben eine solche Thräne nachweinst — wie der Antigone —“

„Ich werde vor Euch sterben, gnädigster Herr,“ sagte der Schützling leise.

„Wie so?“ fuhr sein Gönner auf.

„Ich habe seit einiger Zeit eine bestimmte Ahnung davon — nur möcht ich vorher noch ein großes Werk — den Guß meiner Jupiterstatue vollenden —“

„Ach, Unsinn — in dieser Jugend sterben,“ lachte Malatesta, „wie kommt Dir eine solche Idee —“

Gaddi blickte traurig vor sich hin, indeß der gelehrte Altertumsforscher Monaldi sich an den Prinzen wendete.

„Es scheint mir fast,“ hub er an, „als habe Eure düstre Philosophie, gnädigster Herr, unseres jungen Freunds Gemüt verdüstert! — Euer Einfluß auf dies junge Künstlergemüt ist ein übermächtiger — ohne es zu wollen ist das süße Gift Eurer Weltanschauung aus Eurem Munde in seine Poren gedrungen. Ich mache Euch daraus durchaus keinen Vorwurf — das überlasse ich Anderen — aber verzeiht!“ fügte er als gewandter Höfling eine Schmeichelei hinzu, „die

Rüstung, die Euer Geist zu tragen fähig ist, kann einen schwächeren zu Boden drücken . . . ."

Der Prinz betrachtete seinen Schützling lächelnd.

„Wär's möglich?" sagte er, „sollte der schwarze Philosophenmantel, den ich in möglichst antikem Faltenwurf um die Schultern geschlungen habe, auf Deinem unschuldigen weißen Freudenhemdchen Flecken und düstere Spuren hinterlassen haben? Das wäre mir leid. Ich strebe nur nach der Wahrheit und spreche sie aus — mich erquickt sie, so denk' ich, muß sie auch Andere erquicken —"

„Diese erquickende Quelle," entgegnete der Gelehrte, „fließt in solcher Bergeshöhe, daß man nur ganz schwindelfreie Geister zu ihr führen soll —"

„Nein, nein," rief der Prinz und schmetterte seinen Becher zu Boden, „und ich bin doch stolz auf mein Werk — ich würde mich freuen, wenn meine Gründe einen Geist überzeugt hätten — o! ich wünschte nichts mehr, als die ganze Menschheit zu meiner Weisheit bekehren zu können — dann, Freunde, glaubt mir! würden weder Pfaffen noch Fürsten Arm in Arm sich dem Fortschritt entgegenstemmen —"

Die Versammelten sahen betroffen ihren Gönner an, obwohl sie derartige Bemerkungen an ihm gewohnt waren. Sein Auge war von einem seltsamen Glanze beseelt, sein ganzes Wesen schien wie von einem Glücksrausch gehoben.

Gaddi sah immer noch schmerzlich vor sich nieder, was seinem feinen Gesicht einen anziehenden Ausdruck verlieh und schüttelte leise den Kopf.

„Mag sein,“ sagte er endlich mit seiner melodischen Stimme, „daß unseres Gönners Lebensanschauung allmählich auf mich übergegangen ist — aber es ist etwas Anderes was mich drückt — diese Sophokleischen Verse sagen mirs wieder: Du kannst nicht Das leisten, was du leisten möchtest —“

„Ah — ist's das?“ rief Giovanni, „unbefriedigter Ehrgeiz?“

„Nein,“ entgegnete Gaddi, „mein Wollen ist weit größer als mein Können — und das ertrage ich nicht — ich kann nur gute Kleinigkeiten machen — Ringe — kleine Statuetten — mein Streben geht aber auf große Bildwerke — ich möchte mich neben unserem Michel Angelo sehen lassen können —“

„Nun,“ sagte der Prinz, „deshalb brauchst Du noch nicht das Leben aufzugeben — die Werkstatt ist errichtet — morgen beginnst Du mit dem Guß Deines Jupiter.“

Gaddi nickte träumerisch.

„Wenn Du durch die eigene Hand sterben willst,“ fuhr der Prinz fort am Becher nippend, „so tadle ich Dich ja nicht — nur sag' mir's vorher —“

„Wollt Ihr etwa mit ihm sterben, gnädigster Herr?“ fragte der Gelehrte.

„Warum nicht?“ lächelte der Prinz, „ich halte es für eines Weisen würdig in den Armen einer geliebten Person zu sterben. Der kurze Schritt von einem Grab ins andere, den wir Menschenleben nennen — denn der Mutterleib ist auch ein Grab — ist nur eine eilige Flucht vorm Tod an allerlei Schönem vorbei, das wir

mit sehnsüchtigen Blicken streifen und für immer meiden müssen. Der Tod hetzt uns weiter — an keiner Quelle ist uns vergönnt auszuruhen — im Schweiß gebadet, hören wir die Hunde des Schicksals hinter uns bellen — wollen wir uns am Duft einer schönen Blume laben, so gellen uns die Peitschenhiebe unserer Verfolger ins Ohr — vom kühlen Wald genießen wir nur die Dornen seiner Schlinggewächse, vom erfrischenden Bad im See genießen wir nur die schauerende Eiseskälte, denn schon scheucht uns das Waldhorn auf und die gierigen Rüden stürzen sich mit uns in die Wellen. So wird uns jeder Genuß, wenn wir ihn erreicht, zur Qual —. Und schließlich erreicht uns der Jäger doch! Warum also nicht den ewig getäuschten Hoffnungen ein Ende machen und dem Jäger in die Arme stürzen, etwa mit den Worten: ‚Ich will dein Vergnügen nicht länger durch meine Pein würzen — hier —! mach' ein End' —‘ Ach! und selbst dann ist es fraglich, ob der Grausame dem erschöpften Wild eigenhändig den Gnadenstoß giebt — sehr oft läßt er es noch langsam von seinen Hunden zerfleischen —"

„Haben wir nicht Alle hier eine Aufgabe zu erfüllen?" wendete einer der Künstler ein, „und sollte daher der Selbstmord nicht eine Sünde sein?"

Giovanni ließ die Blicke über das traurige Rund des zerfallenen Theaters gleiten.

„Wo sind jetzt die vielen Tausende," hub er an, „die hier auf diesen Sitzplätzen den Tragödieen eines

Sophokles Beifall geklatscht? Sie sind vielleicht ruhig im Bett an den Quaksalbereien ihres Arztes, an einer Magenüberladung, am Wein oder der Liebe verstorben und sie wußten recht gut, warum sie mit erhobener Seele im Theater besonders die Helden verehrt haben, die aus eigener Wahl das Leben verließen —! Die Zuschauer hatten gewiß mehr Respekt vor einem Aias, einer Phädra, einem Oedipus, einer Jokaste, die sich mit Würde und Ekel vom Leben abwandten, als vor anderen Helden, die sich ängstlich vorm Tod versteckten, oder Arzneien verschluckten, um ihn zu hintergehen! Ist es nicht viel edler, ich bestimme selbst, wann, wo, wie ich die Last, die mir zu schwer wird, abwerfe, als ich lasse mir den Schädel von einem plumpen dummen Zufall — etwa einem herabstürzenden Dachziegel — zerschmettern? Ist es nicht weit edler, meine reine Hand bohrt sich den unbefleckten Stahl ins Herz, als ich lasse mir die Brust vom vielgeschändeten Schwert eines Räubers, eines Henkers, eines rohen Soldknechts oder gar vom Zahn eines wilden Tiers zerreißen? Was uns den Wert in der Stufenreihe der Schöpfung giebt, ist ja gerade der Umstand, daß wir bestimmend in unser Geschick eingreifen können, daß uns wenigstens der Schein einer gewissen freien Wahl gelassen wurde — warum sollten wir dieses Recht im Tode von uns schleudern? Warum sollten wir mit stumpfsinniger Geduld abwarten, bis der Henkersknecht des Todes — eine tückische Krankheit — langsam ihr Werk an uns vollendet? Es stirbt deshalb doch Keiner früher, als er sterben soll — und ob

er, durch Selbstmord endet oder nicht — seinen Lebenszweck hat er immer erfüllt —“

Gaddi war während dieser Worte aufgestanden. In sich versunken, wandelte er durch die Gänge des Theaters, die ihn kühl und massig wie Kellergewölbe umfingen. Weite Bogen gewährten Ausblicke auf die Bühne, auf die sonnigen, grauen Sitzreihen. Den jungen Künstler verdroß es, daß er sich nun monatelang diesem müßigen üppigen Hofleben hingegeben hatte, ohne an seine eigentliche Lebensaufgabe zu denken. Er hatte erfahren, was einige seiner Freunde während dieser Zeit Bedeutendes geleistet, und er verbrachte hier seine Tage in träger Ruhe oder verfertigte höchstens einmal einen geschmackvollen Ring. Die erhabene Stimmung, welche der Tod Antigones in ihm erweckt, fachte nun sein künstlerisches Streben aufs Höchste an und ließ ihn aufs Lebhafteste erkennen, daß das Leben durchaus keinen Wert hat, wenn es nicht mit einer bedeutenden Arbeit ausgefüllt wird. Dabei fühlte er allerdings, daß die welt- und menschenverachtende Philosophie seines fürstlichen Gönners stark auf ihn übergegangen war, ihn mit der einschmeichelnden Glätte eines buntschillernden Schlangenleibes umstrickt hatte. Der Geist seines Gönners flößte ihm einen solchen Respekt ein, daß er ihm kaum noch zu widersprechen wagte und allmälig dessen Auslassungen für Orakelsprüche hielt. Erst gestern hatte er seinem fürstlichen Freund zu verstehen gegeben: er sei eigentlich der geborene Herrscher — er allein sei fähig, in diesem Jahrhundert des allgemeinen

Niedergangs die Menschheit zu erhabeneren Zielen zu führen.

„Ihr solltet Euch der Herrschaft bemächtigen“, hatte er seinem Herrn zugerufen, „je früher, desto besser —“

„Durch ein Verbrechen?“ hatte sein Beschützer gefragt.

„Wie bringt Gott die Welt zu höherer Entwicklung?“ hatte Gaddi begeistert zurückgegeben, „dadurch, daß er Altes, Zermorschtes in Trümmer schlägt, Kranke und Dumme aus dem Wege räumt. Wollt Ihr die Handlung ein Verbrechen nennen, die einen bornierten Wüterich beseitigt, um dadurch Millionen glücklich zu machen?“

Der Prinz war nicht abgeneigt, auf solche Ideen und Pläne einzugehen, Gaddi merkte jedoch bald, daß es dem Grübler an Thatkraft fehlte und daß er nur sehr langsam dazu zu bewegen sein werde, seine Gedanken nun auch in Thaten umzusetzen.

Gaddi fühlte, daß erst äußere Ereignisse nötig sein würden, um der Seele des jungen Fürsten einen solchen inneren Ruck zu versetzen, daß sie all' das Finstere, ja Blutige überwinden würde, das dazu gehörte, einen Thron zu erobern. Dadurch entstand allmälig in Gaddi's Phantasie ein seltsamer Plan. Er litt, wie die meisten seiner von der Größe des Altertums zehrenden und ganz in dessen Poesie aufgehenden Zeitgenossen, an einer fast krankhaften Ruhmsucht. Da es ihm nun zweifelhaft erschien, ob er durch seine Bildwerke auf die Nachwelt kommen

werde, nahm er sich vor, seinem Namen durch irgend eine politische That Unsterblichkeit zu verleihen. Wie wär's, überlegte er, wenn du, die hohen Freundschaftsbündnisse des Altertums nachahmend, deinen Beschützer zu einer großen That entflammen könntest — auch wenn du selbst als Opfer dieser That fallen solltest?

Mit solchen Träumereien beschäftigt, blieb er an einem Bogenfenster stehen und blickte durch dessen Schlinggewächse hinab, auf die wild verwachsene Bühne.

Auf einmal traf ihn ein kleiner Stein an der Schulter. Umblickend, gewahrte er zunächst Niemand, bis ihn wieder ein Steinchen am Halse traf. Gleich darauf tauchte Franzeskas üppige Gestalt hinter dem Gebüsch auf, das hier in einer Mauernische wucherte.

Sie lachte und fragte: Nicht wahr, Ihr habt gewiß geglaubt, der Geist eines alten Römers necke Euch?

Gaddi, der noch vor einigen Wochen ein wenig für Franzeskas Reize geschwärmt, empfand in seiner jetzigen Stimmung ein gewisses Unbehagen, als ihn die niedlichen Züge dieses Weibs anlächelten. Giovanni hat doch recht, dachte er — wie energielos ist der Blick eines Weibes — wie schlaff sind diese Gesichtsformen, wie ausdruckslos ist diese fettgepolsterte Hand. Trotzdem ging er natürlich auf Franzeskas Scherz ein, erstaunt darüber, daß er in seiner Jugend empfand wie ein Greis. Jemehr nun Franzeska sich Mühe gab, ihm in Worten und Geberden zu gefallen, desto lächerlicher kam ihm dies Spiel vor. Es ist

merkwürdig, dachte er, wie doch jedes Weib sich einbildet, jeder Mann sei eigentlich nur dazu in der Welt, in ihren Netzen zu zappeln und sei es ganz unmöglich, unbezwungen von solchen Reizen von dannen zu gehen. Diese Franzeska pocht geradezu auf ein ihr von der Natur verliehenes Recht, die Männer an die Speichen ihres Triumphwagens fesseln zu dürfen — wehe dem, der sich ihrem Gesetz nicht fügen wollte! Trotzdem reizte es ihn, ihr anzudeuten, daß ihr Liebreiz heute wenig Eindruck auf ihn machte, wodurch sie geärgert, zu immer stärkeren Mitteln griff, um seine Instinkte zu wecken. Er mußte sogar einmal gähnen, was sie ihm sehr übel nahm.

„Ich glaube, Ihr langweilt Euch?“ fragte sie entrüstet.

„O, in so schöner Gegenwart!“ widersprach er.

„Es scheint fast, Ihr eifert Eurem Herrn in der Weiberverachtung nach?“

„Vielleicht gelingt es Eurem Liebreiz, die Keime dieser Verachtung auszureißen?“

„Also sind doch schon Keime vorhanden?“

„Ich gestehe es — ganz schwache —“

„Was findet Ihr denn Verächtliches an den Weibern?“

„O — Ihr waret es, die von jeher das verzögernde Element abgabt, um den Fortschritt der Menschheit zu verhindern —“

„Oho! . . .“

„Ihr waret es, die Ihr Euch immer an alte Vorurteile klammertet, sie konserviertet und in Sitten

und Gebräuchen dem Manne sie auf einem schönen Teller zum Genuß anbotet — Ihr waret es, die Ihr immer den Glauben über das Wissen setztet — und dadurch geheim und unmerkbar die Thatkraft der Männer lähmtet —"

„Ist mir's doch, als hörte ich meinen Gatten reden".

Der Goldschmied lachte.

„Mein Beschützer", fuhr er fort, „behauptet sogar, Euer vielgerühmter Liebreiz habe die Männerseelen von allem Großen abgezogen und sie nur noch dem kleinlichen Nutzen zugänglich gemacht — er fügte sogar gestern hinzu — — denkt nur —! ein wahrhaft edler Mann müsse sich von dem Instinktiven, das Eurer Gefallsucht innewohnt, aufs Äußerste abgestoßen fühlen — denn der Edle suche den Instinkt zu überwinden —"

„Ich weiß nicht", rief sie ernstlich böse, „redet Ihr im Scherz oder Ernst?" Da er zu lachen begann, mußte sie unwillkürlich mitlachen.

„Mein armer Gatte", sagte sie und deutete dabei auf die Stirn, „er hat hier oben zu viel — was er hier" — sie deutete dabei auf das Herz — „zu wenig hat — und dies Zuviel —" sie brach ab. Er wollte mehr wissen.

„Nun ja — nehmt Euch in Acht", rief sie pikiert, „ich meine es gut mit Euch — rate Euch daher: sagt Euch los von ihm — denn — denn —"

Gaddi spitzte die Ohren.

„Ich bitte Euch“, sagte er, näher tretend, „gewährt mir Euren Schutz — ist etwa gegen meinen Herrn irgend etwas in Vorbereitung?“

„Allerdings“, flüsterte sie.

Gaddi beschloß nun, indem er diesem Weibe gegenüber eine gewisse unterdrückte Glut heuchelte, aus ihr herauszulocken, was die Feinde seines Gönners eigentlich im Geheimen gegen ihn ins Werk zu setzen gedachten.

„O,“ sagte er mit bebender Stimme, „wie dankbar bin ich Euch für Eure Warnung — ich wollte mich schon lange von ihm lossagen — denn ich finde keinen Geschmack an seinen Launen — dürfte ich von Euch, gnädigste Frau, erfahren — ob es mir Gefahren bringt, wenn ich länger des Prinzen Brod esse?“

„Ihr habt mir,“ entgegnete sie, ihn mit einem wohlgefälligen Blick überfliegend, „gleich, als ich Euch das erstemal sah, einen so guten Eindruck hinterlassen — daß ich in der That an Eurem Schicksal Anteil nehme —“

„O tausend, tausend Dank, gnädigste Frau“, stammelte er, näher tretend, als ziehe es ihn unwiderstehlich zu ihr hin.

Sie errötete, die Augen zu Boden schlagend.

„Nun,“ flüsterte sie, „wenn Ihr mir versprecht, mir gut zu dienen —“

„Aber — vom ganzen Herzen —“

„So will ich Euch verraten — es wird nicht mehr allzulange dauern —“

„Was —?“

„Er braucht nur noch ein paar tolle Redensarten fallen zu lassen — oder sich sonstwie seltsam aufzuführen —“

„Ah — ich verstehe —!“

„So dürfte er, als Geisteskranker behandelt und —“

„Und — von der Welt abgeschlossen werden . . .?“

„Allerdings —“

Es ward Gaddi schwer, seine Selbstbeherrschung zu bewahren, noch schwerer Freude zu heucheln. Doch es gelang ihm auszurufen: „Ach, das ist recht — ja das hat er verdient —“

„Wie —? Ihr haßt ihn auch?“ fragte sie.

„Seht Ihr denn nicht,“ entgegnete er, „daß ich ihm nur diene, um meiner Kunst leben zu können —? daß ich ihn aber im Übrigen — wie soll ich sagen —?“

„Daß Ihr ihn gering schätzt?“ fragte sie.

„Seine Sonderbarkeiten,“ antwortete er, „wenn sie auch harmlos sind — stoßen mich von ihm ab — ich suche nur nach einer passenden Gelegenheit, mich für immer von ihm loszusagen —“

„Es ist mir lieb, das von Euch zu hören,“ fuhr sie fort, „doch glaubt nicht, daß seine Sonderbarkeiten so harmlos sind — — vielleicht dürften wir darauf zählen,“ setzte sie hinzu, „daß Ihr, sollte es dazu kommen, ihn fest nehmen lassen zu müssen — als Zeuge auftretet —?“

„Gewiß — und was soll ich bezeugen?“

„Die Art wie er gelebt — seine Verschwendungssucht — seine Gotteslästerungen — seinen Menschen-

haß — seine Weiberverachtung — kurz alle seine Verrücktheiten —"

„Ich werde ein scharfes Auge auf ihn haben," murmelte Gaddi innerlich entsetzt von dem dämonischen Hasse, der aus Franzeskas Augen sprühte, „gebt mir nur den Zeitpunkt seiner Gefangennehmung genau vorher zu wissen — ich stehe dann ganz zu Euren Diensten —"

Sie drückte ihm leise die Hand, die er, wenn auch mit Grauen, an die Lippen führte.

„Sagt, schöne Frau," flüsterte er dann in gemacht gleichgültigem Ton, „wollt ihr ihm wohl auch — ans Leben?"

„Bis jetzt nicht," meinte sie, „aber wenn unvorhergesehene Umstände eintreten sollten —"

Sie brach ab. Gaddi nickte.

„Ihr könnt in jedem Falle auf mich zählen," sagte er, „denn ich bin es überdrüssig, ihm als Sklaven seiner philosophischen Laune zu dienen, und langweile mich zu Tode bei seinen kirchenfeindlichen Reden —"

„Ich bin ungemein erfreut," unterbrach ihn Franzeska, „Euch so vernünftig reden zu hören —"

Sie erwartete offenbar mehr, denn sie blickte dem zögernden Gaddi mit jenem, weichen Blicke in die Augen, wie ihn Palma Vecchio in seinem Bilde der Eva in die trunknen Augen gezaubert, da sie dem Adam den Apfel reicht. Gaddi empfand vor diesem Blick indeß heute nur Widerwillen, den er aber unter einer vielsagenden Miene zu verbergen wußte, so schwer ihm das ward. Er wollte eben notgedrungen ihre

Hand küssen, als er mit Befriedigung wahrnahm, daß näherkommende Schritte in dem Gewölbe widerhallten. Erleichtert wendete er sich nach dem dunkeln Gange — „man kommt“ — flüsternd.

Gleich darauf stand Paolo Malatesta vor den Beiden, dieselben mit zweifelhaften, eifersüchtigen Blicken musternd.

„Denk' nur,“ sagte Franzeska erregt, „wir haben unserer Sache einen neuen Freund gewonnen — der um so viel mehr wert ist, als er im feindlichen Lager beliebt ist —“

„So —?“ sagte Paolo gedehnt. Sie teilte ihm die eben geführte Unterredung mit. Paolo hörte mißvergnügt zu, bis sich Gaddi verabschiedete. Letzterer eilte sofort zu seinem Gönner, den er noch im Kreis seiner Verehrer fand.

„Nun — wo bleibt unser Götterliebling,“ scherzte der Prinz, „hat er eine Nymphe am Brunnen überrascht? Oder hat ihn gar Jupiter selbst durch seinen Adler der Erde entrückt, damit er fähig würde, dessen Gesichtszüge in Erz getreu darzustellen —?“

„Einer Nymphe bin ich allerdings begegnet,“ sagte Nikolo im Herankommen, „aber keiner besonders mildgesinnten —“

„Stelle sie uns vor,“ rief ihm der Prinz zu, „die anwesenden Maler werden sie sogleich porträtieren —“

Der Prinz schritt seinem Freunde, den Becher schwingend, entgegen.

Seine heitere Laune verschwand, als er des Näherkommenden verstörte Gesichtszüge wahrnahm.

„Was ist vorgefallen?" fragte er bestürzt.

Gaddi zog ihn gleich bei Seite und teilte ihm mit, was er eben aus dem Munde Franzeskas vernommen.

„So? mich als Irren behandeln?" rief Giovanni empört, „o! war das nicht von jeher das Mittel der Alltagsmenschen, um den Flug unbequemer Geister zu hemmen?"

„Denkt an Tasso," ließ Nikolo einfließen, „und handelt, bevor es zu spät ist —"

„Du hast Recht," stieß Giovanni heraus und begann dann eine seiner schönen Reden, die ihm als Ersatz für das Handeln dienten. Er malte sich und seinen Freunden aus, wie er gleich jenem Julius Cäsar, der Rimini, als es noch Arminium hieß, so sehr verschönert, sich an die Spitze des Staates stellen wollte — wie er dann mit seinen Freunden ein herrliches, der Kunst geweihtes Leben führen wollte — wie er dafür sorgen werde, daß der leibliche Hunger in seinem Staate einem allgemeinen Geisteshunger weichen solle — wie dann das Christentum zu einem edeln Menschentum werden und vom Hemmschuh der Geister zu derem Flügel werden sollte. — „Ich will nicht eher ruhen," rief er begeistert, „als bis das Marterwerkzeug des Kreuzes in ein sanftes Ruhebett verwandelt wurde, bis die Dornen der Dornenkrone unter Rosen völlig erstickt und ungefährlich geworden sind — das Schwert der Themis soll nicht mehr von Blut — aber von Blumen und Früchten triefen — die Waage des Kaufmanns küsse die Erde mit den

Schätzen Indiens beschwert — der Handwerker schwinge sein Werkzeug mit derselben Begeisterung, mit welcher der Dichter seine Feder, der Maler seinen Pinsel führt und der Soldknecht soll wissen, daß seine Waffen nur zum Schutz der Friedenskünste geschmiedet wurden —“

Gaddi, der seinen Gönner kannte, ließ ihn ruhig ausreden und sagte dann trocken: „Bis Ihr dafür nur den Anfang gemacht, sitzt Ihr längst mit Ketten beschwert im Löwenthurm —“

Der Prinz sah ihn unwillig an.

„Mit glänzenden Reden,“ fuhr der Goldschmied ärgerlich fort, „hat man noch kein Staatswesen umgestürzt — und Ihr seid mir der Letzte einen Cäsar zu spielen. Ihr vergießt statt Tyrannenblut, nur Traubensaft — die Pfaffen ersäuft Ihr nur im Strom Eurer Tinte — die Edelleute spießt Ihr an Euren scharfen Sophismen und dem Volk reicht Ihr statt des Brodes, nur die stachlichen Paragraphen eines Gesetzbuchs — wenn Ihr nicht schon längst vorher an diesen Stacheln zerfetzt hängen geblieben seid —“

Der Prinz runzelte die Stirn.

„Traust Du mir so wenig Thatkraft zu?“ fragte er.

„Nach Allem, was ich bisher an Euch erlebt — Ja!“ erwiderte Nikolo finster, „Eure Absichten sind so edel, hoher Herr — daß die Menschheit glücklich zu schätzen wäre, wenn Ihr sie verwirklichen wolltet — aber dann dürftet Ihr auch nicht vor dem zurückschrecken, was die kurzsichtige Menge — Verbrechen! nennt. Anstatt in Ketten geworfen zu werden, müßt Ihr zuvor in Ketten werfen — Eure Hand darf nicht

davor zurückschrecken, Vaterblut zu vergießen — seid Ihr stark genug, um das zu thun?"

Der Prinz schauerte zusammen.

„Ist das Glück der Menschen es wert, daß ich mein Gewissen mit dem Mord eines Vaters belaste?" stieß er finster heraus.

„Seht Ihr?" rief der Künstler erregt, „Ihr zweifelt schon an Eurer Kraft — und im Grunde — was thut Ihr denn so Ungeheures? Handelt Ihr nicht im Stand der Notwehr? Wollt Ihr lieber als Ambos zu Schanden geschlagen werden — oder als Hammer die Schmiede regieren? Ein Drittes ist nicht möglich —"

„Man kann auch als zertrümmerter Ambos seinen Feinden imponieren," entgegnete Giovanni. Gaddi hatte sich in eine solche Leidenschaft hineingesteigert, da er sah, wie er seinen Herrn nicht würde zu einem entscheidenden Schritt bewegen können, daß er zitterte. In seiner Exaltation wagte er sogar vor seinem Gönner einen Fußfall, so daß ihn dieser ganz entsetzt und gerührt mit den Armen auffangen mußte.

„Verzeiht mir meine losen Worte," beschwor ihn der Künstler mit Thränen in den Augen, „aber thut irgend Etwas zur Sicherung Eures — und unseres Lebens — denn Eure Freunde müssen mit Euch leiden —"

„Ja — was soll ich thun?" fragte der bestürzte junge Fürst verzweifelt, „willst Du mich zum Tiberius machen? Soll ich meine Menschlichkeit in einem Meer

von Blut ersticken? Freilich! Die Menschen verdienen's nicht besser —"

Nun überlegte er und kam zum Resultat, dem Kastellan Alberto Pucci — seinem früheren Erzieher — sich anzuvertrauen. Alberto, meinte er, habe stets zu seinen treuesten Beratern gehört, sei ein Ehrenmann und werde ihn, wenn er ernstlich in Gefahr sei, mit allen Kräften verteidigen. Er besitze zudem das volle Vertrauen der Besatzung und sei ein vorzüglicher Truppenführer.

„Er wird," setzte der Prinz hinzu, „einen Menschen, den er auf den Knieen gewiegt und der ihm im Bart gewühlt, nicht im Stiche lassen — er meint's gut mit mir — und was ihm an Verständnis meiner Person abgeht, das will ich durch die Aussicht auf reiche Belohnung ersetzen — denn leider werden auch die Besten unseres Geschlechts durch den Vorteil regiert —"

Als sich Beide eben auf den Weg machen wollten, kam ihnen eine kleine Schar von Kavalieren entgegen. Darunter war Einer, der ganz in rote Seide gekleidet, mit dem Schwert quer vor dem Bauch, daher stolzierte. Dieser trat auf den Prinzen zu.

„Hoher Herr," redete er ihn an, „Eure Hand hat vor drei Tagen einen Edelmann vor Zeugen entehrt — dieser Edelmann hat beschlossen, diesen Schimpf nicht auf sich sitzen zu lassen —"

„Ah — Antonio Chigi fordert mich zum Zweikampf?" fragte Giovanni sich entfärbend.

„Allerdings," bestätigte der Rosenfarbene sich verbeugend, „indeß — Ihr wißt — als Erbe des Throns

könnt Ihr den Gemaßregelten ehrlos lassen und den Kampf ablehnen —" Er lächelte dabei überlegen. Die Künstler standen betreten in einiger Entfernung, als Giovanni schwieg.

„Ich biete ihm drei türkische Pferde an," sagte er endlich, „damit ist, dächt' ich, der Schimpf wohl wieder gut gemacht —"

„Bedauere," unterbrach ihn der Rosenrote sich verneigend, „er verlangt — Blut —"

Nun war der Prinz durchaus kein Feigling, aber die Aussicht auf einen Zweikampf mit einem weit geübteren Gegner, kam ihm doch überraschend. Er entdeckte mit einigem Erstaunen doch Etwas, wie Unentschlossenheit in seinem Inneren und atmete einmal gepreßt auf.

„Hm —" stieß er heraus, „wenn er Blut will — mag er sich sein eigenes abzapfen — ich schlachte nicht gerne Schweine —"

Über die Lippen des roten Kavaliers mit dem riesigen Haudegenschnurrbart glitt ein ironisches Lächeln, das den Prinzen ärgerte.

„Wie Ihr wollt, gnädiger Herr", näselte der Eisenfresser, „so muß Antonio sehen, wie er beim Herzog Genugthuung erhält —"

Er verbeugte sich, um zu gehen. Die impertinente Miene des Raufbolds trieb dem Prinzen immer mehr das Blut in den Kopf.

Im selben Augenblick bog Antonio, in Begleitung einiger Herren, um die Mauer des Amphitheaters. Der rote Kavalier schritt ihm entgegen und flüsterte

mit ihm. Antonio schien verächtlich die glatten Lippen zu kräuseln. Dem Prinzen wurde bei diesem Anblick heiß.

Als die Herren näher kamen, grüßte er kurz und sagte, indem er sie scharf fixierte: Die Herren haben mich gesucht?

Man antwortete mit einem sarkastischen: Ja! „Um einen kleinen Schlag mit Blut abzuwaschen?“ fragte Giovanni weiter.

Wiederum ein kurzes: Ja!

„Indeß“, setzte der Geohrfeigte hinzu, „ich halte den Schlag jetzt für zurückgegeben —“

„Wie?“ fuhr Giovanni auf.

„Euer Bruder, Herr“, unterbrach ihn Chigi, „giebt mir recht — er meint — wenn Ihr mir den Kampf verweigert — sei das so gut, als sei der Schlag zurückgegeben —“

Giovanni lachte.

„Gut“, meinte er, „ein Esel hat mich getreten —“

„Gnädigster Herr —“

„Still —“ unterbrach ihn der Prinz, „ich bin bereit, meiner ersten Dummheit eine größere folgen zu lassen und mich in die mehr als heidnischen Sitten meines christlichen Zeitalters zu fügen — fechten wir —“

Der rosenfarbene Kavalier meinte: in acht Tagen solle der Zweikampf stattfinden —.

„Was?“ rief Giovanni, zitternd vor Erregung, „könnt Ihr Eure Schande noch acht Tage lang kalt

stellen? Nein, meine Herren — so war's nicht gemeint — auf der Stelle den Degen heraus —"

Die Künstler wollten ihren Gönner zurückhalten, dieser aber drang mit nervöser Wut auf seinen Gegner ein, diesem kaum Zeit lassend, sich zu verteidigen. Bald jedoch blieb Giovanni's Kraft hinter seinem Eifer zurück und ehe er sich's versah, hatte er sich, bei seinem blinden Darauflosgehen, am Degen seines Gegners die linke Wange aufgeritzt. „Prächtig, prächtig"' stöhnte der rote Kavalier entzückt, als dem Prinzen das Blut in den Kragen rann. Die Künstler legten sich ins Mittel, der Gegner erklärte: jetzt habe er die gewünschte Genugthuung, man schüttelte sich die Hände und trennte sich. Dem Prinzen ward ein Notverband angelegt und man brachte ihn, der vor Aufregung und Blutverlust halb ohnmächtig geworden war, in seine Gemächer. Dort erholte er sich bald und belächelte die ganze eben durchlebte Zweikampfsszene.

„Seht nach", sagte er zu seinen Freunden, „ob mein Blut den Abdruck meiner fünf Finger auf Chigi's Wange abgewaschen hat? oder ob man ihn vielleicht noch deutlich sieht?"

Die Freunde hatten es sich angelegen sein lassen, ihrem Gönner jene Herausforderung zum Zweikampf in einem Lichte zu zeigen, die ihn in tiefster Seele beunruhigte. Besonders Gaddi flüsterte ihm zu: jener Chigi habe im Auftrag Paolo's gehandelt und die ihm feindliche Hofpartei habe gehofft, der geohrfeigte Edelmann werde seinen Gegner nicht nur verwunden! Diese Voraussetzung hatte viel für sich — mit jedem

Tag häuften sich die Beweise, daß Etwas gegen den Thronfolger im Werk sei. Man wich ihm aus, oder begegnete ihm frostig.

Eines Abends ließ er Gaddi zu sich rufen, hieß ihn zwei Mäntel bringen und, als man sich in diese eingehüllt, befahl er, ihm durch ein Hinterpförtchen in's Freie, auf die Straße zu folgen. Es müsse, flüsterte er dabei, nun etwas Ernstliches geschehen — er sei entschlossen, die Hilfe seines alten Erziehers in Anspruch zu nehmen — er sei es satt, den Ambos zu spielen.

„Endlich", seufzte Nikolo, „ach! wenn Ihr nur auch nicht vom Wege abweicht —"

„Ich habe gemerkt", sagte der Thronfolger, „daß es doch bequemer ist, das Blut anderer Leute fließen zu sehen, als sein eigenes — und dann! ich bin es dem Genius der Menschheit schuldig! Nur durch mich kann die Welt vielleicht um ein kleines Stückchen weiter gerückt werden — ich hege sogar große Pläne —"

„Und welche?" fragte Gaddi.

„Davon spreche ich nicht gern", fuhr der Thronfolger fort.

Die Straßen Rimini's lagen schon in nächtlicher Stille, nur vereinzelte Spaziergänger kreuzten den Weg der beiden Wanderer. Vielfach hallte Guitarrengeklimper und Gesang von den Straßenecken herüber oder leises Kichern umwehte die im grünlichen Mondschimmer wie durchgeistigt aufstrebenden Brunnensäulen.

Giovanni scherzte über die verschiedenen Liebespaare, die Arm in Arm zuweilen unter den Hallen der Paläste sichtbar wurden.

„Liebe!“ sagte er, „sie ist nur eine andere Art von Haß — Küsse sind im Grund verlarvte Bisse — wie ja die menschliche Sprache nur eine edlere Art von ‚Bellen‘ ist —“

Auf dem Platz Giulio Cesare ballten sich die schwarzen Massen eines Erzpferdes, auf welchem der große Römer saß, finster drohend in den seidenartig blauen Nachthimmel.

„Siehst Du“, philosophierte der Thronfolger mit seiner hohen, heiseren Stimme, „solchen Gewaltmenschen, die rücksichtslos das Glück und Leben von Tausenden zertraten, setzt die Viehherde, zu der zugehören wir das zweifelhafte Glück haben, bewundernd Denkmale — und ihre wahren Wohlthäter hängt sie an's Kreuz —“

Gaddi war mit ganz anderen Vorstellungen beschäftigt. „Hoher Herr“, meinte er ärgerlich, „ich glaube, es wäre besser, Ihr dächtet jetzt mehr daran' von diesen Gewaltmenschen zu lernen, als sie zu verachten —“

„Leider hast Du recht“, seufzte der Getadelte, „die Welt wird weit weniger durch Vernunft, als durch Brutalität regiert —“

Später kamen sie am Dom vorüber. Auch hier konnte sich Giovanni nicht enthalten, einige bissige Bemerkungen zu machen. Unter Anderem meinte er — die Frömmigkeit der meisten Frommen sei eine weit

größere Gottesbeleidigung, als die Gleichgültigkeit der Weltkinder —.

„Siehst Du“, setzte er hinzu, „ein wahrhaft guter Mensch trägt so viel Religion in sich selbst, daß er von außen gar keine mehr braucht — nur Diejenigen bedürfen ihrer, die noch den angebornen Trieb in sich verspüren, ihren Mitmenschen zu schaden —“

„Es ist ein Jammer“, entgegnete ihm der Goldschmied.

„Was ist ein Jammer —?“

„Daß Ihr, hoher Herr, nicht der Regent eines großen Reiches seid — wie könntet Ihr die Welt vorwärts bringen —“

„Die Welt“, lachte der Prinz, „soll wohl nicht zu rasch vorwärts gebracht werden — deshalb hat Gott die Fürsten und Pfaffen erfunden —“

Der Kastellan Alberto Pucci, dem die Bewachung der Stadtmauer übertragen war, wohnte in dem Turm des Augustus, nicht weit von der Stelle, wo die Mauer eine Biegung um das antike Theater beschreibt. Die Wachen am Fuß des Turms ließen, als sie ihn erkannt, den Prinzen ins Innere eintreten. Als sie in die kühle Vorhalle gelangten, fiel der phantastisch-rote Schimmer der Fackel beim Vorübergehen durch eine halboffene Thüre abwärts über ausgetretene Steinstufen in einen kellerartigen Raum und streifte dort in unheimlich blau-grüner Dämmerung mehrere Bänke und Rollen, daran blutbefleckte Zinken und Haken sich wie teuflich grinsende Ungetüme aus der Nacht des öden Steinabgrundes losrangen. Es

waren dies die traurigen Instrumente, die man benutzte, um der ungeschickten Gerechtigkeit zu Hilfe zu kommen und verstockte Verbrecher zum Geständnis zu zwingen. Gaddi, an die drohende Zukunft denkend, erschrak über diesen kläglichen Anblick. Giovanni indeß blieb einen Augenblick sinnend vor der Thüre stehen. Ihn überkam eine Empfindung des Ekels vor seinen Mitgeschöpfen.

„Siehst Du“, wendete er sich an den Goldschmied, „es wird eine Zeit kommen, in welcher menschlichere Menschen die Folter abschaffen — ob aber wohl die Natur je so menschlich fühlen wird, um ihren Geschöpfen durch Abschaffung der Krankheiten, Überschwemmungen, Feuersbrünste, Erdbeben und Kriege nachzueifern? . . .“

Gaddi sah scheu auf die sie begleitenden Lanzknechte, merkte aber an deren stupiden Gesichtern, daß sie schwerlich die Worte des Prinzen richtig verstanden.

Man führte Beide in ein großes Gemach, dessen kahle Wände und Steinfließen einen zwar vornehmen, aber traurig öden Eindruck machten. Über dem schweren Tisch schwebte ein schnörkelreicher Kronleuchter, durchs Fenster vom Hof herauf hallte verworrner kriegerischer Lärm, ab und zu ein Trompetensignal, Kommandorufe, Waffengerassel. Der Kastellan hatte gerade eine kleine Abendgesellschaft bei sich. Der Diener ging, den neuen Besuch anzumelden. Indeß ließ er den Thronfolger nicht lange im Vorzimmer warten. Bald trat ein etwas wild, aber auch gutmütig aussehender älterer Mann, hinter dem Thürvorhang hervor. Er

kam, sich ehrerbietig verbeugend, näher und fragte nach des Prinzen Begehren.

„Alberto“, rief dieser leidenschaftlich, ohne Einleitung, „Du mußt mir helfen —“

„Ei, in wiefern?“ suchte der derbe Kastellan lächelnd die Aufregung Giovannis ins Burleske zu ziehen, „soll ich Euch eine antike Statue oder einen alten Wisch aus den Ruinen des Amphitheaters ausgraben helfen?“

„Ohne Umschweif,“ überstürzte sich Giovanni pustend, mit seiner gequetscht klingenden Stimme, „Du hast ohne Zweifel auch am Hof davon gehört, daß man mit dem Gedanken umgeht, mich — von der rechtmäßigen Thronfolge auszuschließen — “

Der alte Soldat errötete bis in den Bart hinab, seine weinseligen Augen nahmen einen krassen Ausdruck an. Er nickte einmal stumm vor sich hin.

„Nun also,“ knirschte Giovanni, mit seiner, bei seiner weichlichen Beleibtheit fast harlekinartig berührenden Unruhe, „ist das nicht allein schon ein Verbrechen? Allein man geht weiter — man will —“

Alberto erblaßte und ging ein paarmal, als suche er etwas am Boden, um den großen Tisch herum, öffnete die drei Thüren, ob kein Lauscher in der Nähe sei, schloß sie wieder und streifte den Prinzen mit einem mitleidigen Blicke. „Was hast Du?“ fragte Giovanni, dessen Mut mit der Verlegenheit des Kastellans wuchs. Dieser kam zurück und stützte die rauhe Hand auf die buntgewirkte Tischdecke, die andre dem Prinzen entgegenhaltend.

„Ich weiß, wo hinaus Ihr wollt,“ stammelte er, „aber ich bitte Euch — nicht weiter — diese Angelegenheit geht mich nichts an — ich thu' meine Pflicht als Wächter der Stadtmauer, im Übrigen kümmere ich mich um nichts —“

„Also Du weißt bereits von diesem Hochverrat?“ rief Giovanni, einen Schritt auf ihn zumachend, als wolle er ihn zu Boden schlagen. Gaddi hob flehend die Hand.

Alberto sah scheu dem Entrüsteten in das verzerrte Gesicht, dann schlug er furchtsam die Augen zu Boden.

„Mäßigt Eure Stimme, hoher Herr,“ bat er mit gebrochener Stimme, „man könnte lauschen und bitte — verlaßt mich —“

„Das ist ja furchtbar,“ stöhnte der Prinz, „von welchen Gefahren bin ich umgeben —? und keinen Freund hab' ich mehr? alle verlassen mich? selbst Du Alberto, der Du mich auf den Knieen gewiegt, bebst vor den Verleumdungen und Nachstellungen meiner Feinde?“

Des Kastellans alte entzündete Augen füllten sich mit Thränen.

„Ihr habt es ein wenig toll getrieben, gnädiger Herr,“ wagte er leise zu sagen, „Euer Lebenswandel —“

„Was?“ fuhr der Prinz auf, „willst Du mir Moral predigen?“ Der alte Krieger stutzte.

„Du?“ rief ihm Giovanni zu, „von dem die ganze Stadt weiß, daß er neben seiner Gattin noch eine Geliebte hält — und in jungen Jahren — sprich — wie

viele Weiber hast Du etwa ins Verderben gestürzt?"

„Ja, ja," stammelte der alte Soldat sich bekreuzend, „ich war ein großer Sünder — ich bereue meinen Leichtsinn — aber trotzdem — das ist doch was Anderes — das bewegt sich alles in den von den Schranken der Religion gezogenen Grenzen — während Euer Vorgehen —"

Giovanni sah ihm mit einem wilden Blick in die Augen, der ihn verstummen ließ.

„So?" fragte er bitter, „haben Deine oder meine Leidenschaften mehr Unheil angerichtet?"

Alberto schlug beschämt die Augen nieder, während Gaddi sich von Beiden abwendete.

Der Prinz sprach nun in so erhebender, ja begeisterter Weise über die Anschauungen des Altertums, des Christentums und seine eigne Weltauffassung, daß den auch in den Künsten des Friedens nicht unbewanderten Krieger, diese Verteidigung völlig von der Tiefe und edeln Feinheit von Giovannis Leidenschaften überzeugte.

„Nun, lassen wir das bei Seite," sagte Alberto, „darüber mögen Pfaffen und Richter urteilen."

„Glaub' mir, mein Alberto," schloß der Thronfolger seine Verteidigung, „ich bin nicht schlechter, als andre Menschen, die auf den ausgetretenen Wegen der Moral wandeln — auch wenn ich mehr der Phantasie, als der kalten Vernunft gehorche. Ich achte und schütze die Gegenstände meiner Bewunderung weit inniger, als die Verstandesmenschen die ihrigen — ich habe

noch nie ein menschliches Wesen unglücklich — oft aber glücklich gemacht — und bin gewiß, daß mir Christus gerade so herzlich verzeihen wird, wie den übrigen Sterblichen —"

Alberto reichte seinem früheren Zögling gerührt die knorrige Hand hin.

„Laßt's gut sein," wehrte er ab, „ich hege keine Vorurteile — ich bin selbst ein viel zu großer Verehrer der Kunst, als daß ich einem Schönheitsbegeisterten die Bewunderung körperlicher Formen verübeln sollte — mögen diese nun von einer Seele durchleuchtet sein, welche es auch sei . . . ich habe in Rom als Jüngling oft mit dem göttlichen Michel Angelo geplaudert — ich habe ihm zum Modell gesessen — und seine wunderbaren Reden haben mich über das, was die Geistlichen. menschliche Schwächen nennen — o, vielleicht sind's gar keine Schwächen," warf er dazwischen, „aufgeklärt — also schweigen wir von dem was Jeder mit sich und seinem Gott abzumachen hat —"

Dann schritt er einmal unruhig durch das matterhellte Gemach und wies darauf hin, daß nun von wichtigeren Dingen die Rede sein müsse — Denn hier handle sich's um Leben oder Tod.

„Es ist freilich entsetzlich," seufzte er, „die Gefahr ist näher, als Ihr glaubt — man wartet nämlich nur darauf, daß Ihr noch irgend einen thörichten Streich begeht — um dann —" Er stockte.

„Mich gefangen zu setzen?" fragte der Thronfolger. Alberto nickte finster.

„Und Du! mein Erzieher in den Künsten des Kriegs und der Waffen," rief Giovanni verzweifelt. „Du läßt das geschehen und bietest mir nicht den geringsten Schutz?"

Der alte Kriegsmann errötete stark. Der Prinz hatte in den Künsten des Kriegs sehr geringe Fortschritte bei seinem Lehrmeister gemacht, er haßte die Feldherrnkunst, die er barbarisch nannte und war stets ein schlechter Fechter, ein unsicherer Schütze gewesen. Den dumpfen Knall des groben Geschützes konnte er gar nicht vertragen, er machte ihm Kopfweh. Trotzdem hatte sein Lehrmeister den sanften immer so weise redenden Schüler gut leiden mögen. Besonders als der Prinz eine kleine Verbesserung am Zündloch der Feldschlangen erfunden, hatte er sich die ganze Hochachtung seines Lehrers erworben, der oft darüber scherzte, daß der friedliebende Herr sich mit der Verbesserung eines Mordwerkzeugs abgegeben. Jetzt geriet der alte Haudegen in den heftigsten inneren Kampf mit sich selbst, der ihm mehr zu schaffen machte, als alle Schlachten, die er schon durchgekämpft.

„Gut," rief der Prinz, „ich wäre gern der Ambos geblieben — aber man zwingt mich zum Hammer zu werden — so will ich denn eine Herzogskrone unter meiner Wucht zermalmen — es bleibt mir nichts anders übrig —" er griff nach dem Knauf seines Dolches und machte Miene das Gemach zu verlassen.

„Was wollt Ihr thun?" fragte Alberto bestürzt.

„Einen Mord auf mein Gewissen laden —" rief Giovanni.

„Jetzt? — so — wie Ihr da seid —? ohne Vorbereitung —?“ fiel ihm der Kastellan ins Wort.

„Soll ich warten, bis man sich vorbereitet hat, um mich in Banden zu schlagen?“

„Und wer soll Euer erstes Opfer werden?“

„Der, von dem diese ganze Verschwörung ausgeht —“

„Das ist — Euer Vater —“

„Er gab mir das Leben, ohne mich zu fragen — gut — ich fordere jetzt Rechenschaft darüber von ihm —“

„Mit dem Dolch in der Faust?“

„Wer hat ihm erlaubt, mich in die Welt zu setzen, mir all' dies Elend aufzubürden? und zu dieser Grausamkeit dann noch die größere zu fügen und mir das Dasein zu verbittern? Das Wort: Vatermord — klingt nur unphilosophischen Ohren schrecklich — indem mir mein Vater dies unwillkommene Leben meuchlings aufzwang, hat er einen Mord an mir begangen! — Die vielgerühmte Vaterliebe ist weiter nichts, als das Gefühl der Reue, das der Erzeuger über das Los des Erzeugten empfindet — die Kindesliebe ist weiter nichts, als das Gefühl des Verzeihens einer That gegenüber, die nur durch die blinde Leidenschaft gut gemacht wird, in welcher sie vollbracht wurde —“

„Das ist doch nicht Euer Ernst?“ entgegnete der Kastellan.

„Warum nicht —?“

„Ich halte das für Sophismen, gnädiger Herr, „die Ihr selbst durchschaut — mit denen Euer müßiger

Geist spielt, wie der Jongleur mit seinen stumpfen Schwertern —"

„Ich will Dir zeigen, daß der Jongleur seine Schwerter nicht nur als Spielbälle in die Luft zu schleudern versteht —"

„Sondern —?"

„Dieselben auch zum Zuschlagen verwendet — kurz — ich bin entschlossen, mir mit Gewalt Freiheit zu verschaffen."

In diesem Augenblick fiel von der Wachskerze des Kronleuchters ein heißer Tropfen auf Giovannis Augenlid! Er stieß erschrocken einen Klagelaut aus und griff sich nach dem verletzten Auge. Alberto mußte unwillkürlich lächeln.

„Ihr seid nicht zum Helden geboren, gnädiger Herr," sagte er. Giovanni, durch diese Äußerung gereizt, stieß eine Verwünschung heraus, rief: „Das wirst Du gleich sehen!" und stürzte so wütend nach der Thüre, daß man ihm allerdings mehr als einen Mord hätte zutrauen können.

„Halt!" rief ihm Alberto zu, als er ihn so entschlossen sah, „ich kannte Euch bisher nur als zaudernden Träumer, gnädiger Herr, und gedachte Euch daher Eurem Schicksal zu überlassen — jetzt, wo ich sehe, daß Ihr auch Mut und Thatkraft entfaltet — kann ich Euch nicht allein Euren Feinden begegnen sehen —" Giovanni blieb stehen und sah ihn fragend an. Nach kurzem Besinnen fuhr er fort: „Wartet hier einen Augenblick — der Hauptmann Bertino Altrovandi ist eben zu Gast bei mir — er soll uns mit

seinem Rat beistehen — ich will mit ihm sprechen — er weiß um Alles." Nach diesen Worten entfernte er sich.

Gaddi blickte durchs Fenster hinab auf den Hof, dessen düsterzackige Mauern, von mehreren Fackeln schwach gerötet, in den Himmel aufragten. Unter schweren wimperartigen Wolkenstreifen schielte der Mond mit gebrochenem Geisterblick über die Zinnen. Der zitternde warme Fackelschimmer, der sich mit der kühlen Bläue des Mondschimmers mischte, legte trübe Purpurfunken in das Metall einer langen Reihe von Sturmhauben und geschulterten Büchsen. Man hielt den Abendwachtdienst ab. Kommandorufe, das Rasseln von Waffen und Aufstampfen der Büchsenkolben drang dumpf herauf. Nun erschien unten Alberto und zog einen noch jungen Krieger, der soeben die Front der Kompagnie abschritt, bei Seite. Giovanni sah über die Schulter Gaddis das kriegerische Bild im Hof. Die düstern Reihen gleichgekleideter Bewaffneter, die lange blauschwarze Schatten auf den mondscheinüberfluteten Hof warfen, die drohenden Mündungen der dicken Büchsen, der Anblick einiger aus ihren schweren Rädern, wie Drachenhälse herausstarrenden groben Geschützrohre, entzündeten seine Phantasie. Die Idee, die das Ganze zusammenhielt, der diesen Leuten zur Lebensaufgabe gewordene Entschluß, jeden Augenblick für ihre Führer, für Vaterland und Ehre zu sterben, kam ihm nun auf einmal höchst poesievoll und achtungswert vor.

„Sieh, mein Gaddi," sagte er, „es gefiel mir nun

ganz gut, mich an die Spitze dieser Kühnen zu stellen und mit dem Degen in der Faust ein Reich zu erobern —"

Gaddi wollte erwidern, er möge diese Stimmung nur auch in sich festhalten, als der Kastellan in Begleitung des Hauptmanns eintrat.

„Wir sind einig," sagte der Kastellan, während der junge Hauptmann grüßte, „wir sind einig, Euch beizustehen, gnädiger Herr — aber nur dann — wenn Euch ernstlich Gefahr droht —"

Als Giovanni fragte, ob ihm denn das Messer nicht bereits an der Kehle sitze? entgegnete der Kastellan: „Versteht mich recht — der Hauptmann Bertino kann sich auf seine Soldaten nur dann verlassen, wenn diese sehen, daß man direkt Hand an Euch legt — diese schwerfälligen Menschen glauben nur was vor Augen ist —"

Giovanni richtete sich ärgerlich auf.

„Dann hat eure Hilfe keinen Wert," sagte er scharf, „man kann in so heimlicher Weise gegen mich einschreiten, daß Ihr und eure Leute gar nichts davon merkt."

Der Kastellan sah den Hauptmann fragend an.

„Es muß gehandelt werden," fuhr Giovanni lebhaft fort, „noch ehe man mir die Schlinge um den Hals legt —"

Die anderen schwiegen verlegen, während vom Hofe herauf Trompetensignale die Truppen aus ihren geschlossenen Reihen auflösten. Von diesem kriegerischen Laut durchzuckt, fuhr dem um seiner Freiheit tief

besorgten Prinzen ein Plan durchs Hirn. Er trat auf den Kastellan zu und flüsterte erregt: „Hört mich an. Ich gebe in acht Tagen ein Künstlerfest im Amphitheater — das ist der dumme Streich, Alberto, der mir den Hals brechen soll. Besetzt an jenem Abend die Aus- und Eingänge des Theaters mit euren erprobtesten Leuten — ich rechne darauf, daß meine Feinde, die ich einlade, mich am selben Abend unschädlich zu machen gedenken. Thun sie es — so habt ihr einen Grund mich zu befreien und meine Verfolger niederzuschlagen — wagen sie es noch nicht — nun — so werde ich einige meiner Freunde — einige Künstler am Hof meines Vaters — vorher instruieren — sie sollen gewissermaßen einen Scheinangriff auf meine Person unternehmen — der dann euch das Zeichen giebt — die ganze Hofgesellschaft zu verhaften . . ."

Des greisen Kastellans rotes Gesicht ward noch röter. Er sah seinen jungen Herrn ganz erstaunt an.

„Wahrlich eine solche Kriegslist hätte ich Euch nicht zugetraut," sagte er, die weißen Locken schüttelnd, „aber sie ist gut —"

„Ja, ganz gut," bestätigte der junge Hauptmann mit rauher Stimme, „sehen meine Soldaten nur einen einzigen Dolch, den man auf Eure Brust zückt, gnädigster Herr — so sind Eure Feinde verloren."

Giovanni, der gänzlich umgewandelt und zum Feldherrn geworden zu sein schien, versprach den beiden Truppenführern reichen Lohn und die höchsten Ehrenstellen in seinem Staat, wenn das Geheimnis gewahrt

bliebe und die That kühn durchgeführt würde. Er begab sich dann sofort in den Hof hinab, redete mit den bei dem Wachtfeuer sitzenden Lanzknechten, vertheilte Geld unter sie, ließ Wein auffahren und that in Rede und Geberde ganz, als sei er Einer von ihnen. Die derben Kriegsleute, die sich ungemein geschmeichelt fühlten, daß sie mit dem künftigen Staatsoberhaupt in so zwangloser Weise verkehren durften, waren bald von dessen Liebenswürdigkeit begeistert. Besonders rührte die Alten eine gewisse zarte Schüchternheit des Thronfolgers, die Jüngeren sein respektvolles Wesen, sein häufiges Erröten, sein Witz, der nicht verschmähte auch ein wenig cynisch zu werden.

Am anderen Tage konnte Alberto dem Prinzen verkünden — nicht einmal der große Cäsar hätte sich rascher die Herzen dieser Truppen erobern können. „Siehst Du, mein Nikolo", sagte hierauf der Prinz lächelnd, „Menschen von Kunstsinn und Phantasie übertreffen doch in jeder Lebenslage die talentvollsten Alltagsmenschen — Dante wäre als Feldherr so groß gewesen, wie als Dichter —"

Als der Prinz an einem der folgenden Abende nach Hause kam, bemerkte er unter den Dienern eine seltsame Verstörung. Er fürchtete schon, seine Umsturzpläne seien entdeckt, als er sich aber dann nach der Ursache der allgemeinen Bestürzung erkundigte, erfuhr er — mehrere Schloßwachen hätten die verstorbene Herzogin Isotta als schleierhafte durchsichtige Geistererscheinung durch die Gänge des Schlosses wandeln gesehen. Er befragte die Wachen genau, ließ sich alle

Einzelheiten ausmalen und blieb dann lange Zeit in sich versunken. Er hatte sich früher schon einmal mit einem Nekromanten eingelassen, der ihm im Amphitheater des Nachts allerlei Gestalten — unter anderen Julius Cäsar — gezeigt.

Einige der Hofgelehrten wollten ihn davon überzeugen, daß solche Erscheinungen stets nur auf Täuschung und Einbildung beruhten — er aber ließ das nicht gelten und befahl, man solle ihn sofort wecken, wenn sich jene Geistergestalt wiederum in den Schloßräumen zeigen werde.

„Hat uns nicht ein Rätsel geboren?" sagte er zu Gaddi, „rühren wir im Leben nicht beständig an Rätsel —? nimmt uns nicht ein Rätsel wieder von hier weg? Und sind wir nicht in unsere Sinnenwelt eingeschlossen wie ein lebendig Begrabener in seinen Sarg? Wir betasten nur ängstlich die Bretter dieses Sargs und träumen dabei von der Außenwelt — ich lass' mir's nicht nehmen — es giebt noch etwas Feineres als unser Fleisch — etwas Höheres, als unsere Vernunft —"

Von da an hielt er sich oft des Nachts stundenlang in dem Saal auf, in welchem seiner Mutter Bildnis hing. Mehrmals war es ihm, als er zu Bett lag, als streife eine Hand zart und vorsichtig über sein Kopfkissen. Die Hand schien ihn auf irgend etwas aufmerksam machen zu wollen, so dringend nahe kam sie seiner Wange — berührte ihn aber nie. Sobald er Licht gemacht hatte, sah und hörte er nichts mehr.

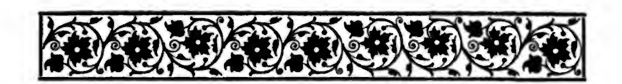
Länger als eine halbe Stunde dauerte dies zarte Streichen und Tasten nie.

Er sprach einmal mit einem Nekromanten hierüber und dieser fragte ihn: ob er ahne, daß ihn irgend eine Person leidenschaftlich liebe?

„Eine Verstorbne?“ gab der Prinz zurück.

„Oder auch eine noch Lebende“, sagte der Priester.

Giovanni mußte an Emilia denken, die in letzter Zeit Spuren von Trübsinn gezeigt ......



Der Bischof Salviati hatte beim Herzog Sigismund um eine Unterredung gebeten. Der Fürst, der seine Jugend mehr als stürmisch und wild verlebt hatte, war im Alter sehr fromm geworden und während er früher am Becher der Kunst und der Liebe in vollen Zügen geschlürft, hatte ihn nun seine Gebrechlichkeit, seine Gicht an das Ende aller Dinge gemahnt, ihn geradezu zu einem fanatischen Verfolger des Schönen und der Schönen gemacht. Sein Sohn Giovanni sagte ihm oft lächelnd: ein Satter haßt die Speisen —! oder: ein Lahmer schimpft auf das Tanzen — aber Sigismund runzelte dann jedesmal sehr verdrießlich die Brauen.

Im Augenblick war der Greis damit beschäftigt, eine goldgestickte Altardecke zu besichtigen, die er der heiligen Jungfrau schenken wollte.

Nebenher, während er die Decke von Pagen, die vor ihm knieten, entrollen ließ, sprach er mit dem Bischof, dem er mitteilte: er werde sämtliche Gelehrte und Künstler, die er an seinem Hofe versammelt, entlassen. Denn vor der heiligen Schrift sei jede Gelehrsamkeit doch nur Thorheit und die Kunst verführe des

Menschen Sinne zur Üppigkeit. Der Bischof gab ihm Recht.

Im Übrigen war es um Sigismunds Kunstverständnis sehr zweifelhaft bestellt gewesen. Er hatte nur Bilder und Statuen gekauft, um sich damit einen Namen zu machen, weil es die Mode mit sich brachte und seine Räte ihn dazu veranlaßten. Im Grunde war ihm ein guter Jagdhund weit interessanter, als das vorzüglichste Gemälde.

Während der zitternde Greis, in Tücher und Decken gehüllt, mit seinen immer entzündeten Augen die Altardecke betrachtete und mit seiner adervollen Hand sie betastete, trat Giovanni ein.

„Vater", rief er empört, „ich höre, Du willst unsere Künstler entlassen?"

„Allerdings —"

„Daraus kann nichts werden —"

„Wie?"

„Bedenke doch — was soll aus den armen Leuten werden —"

„Gott wird sie auch ohne mich erhalten —"

„Gott? Der nach Dir der größte Feind der Kunst ist?"

„Es ist besser, man darbt hier auf Erden, als dereinst im Himmel —"

„Vater, schände Deinen Ruhm nicht so jämmerlich —"

„Mein Seelenheil ist mir mehr wert, als mein Ruhm!"

Giovanni stampfte zornig auf.

„Seelenheil?“ rief er, „das glaubst Du zu gewinnen, wenn Du talentvollen Männern das Brot entziehst?“

„Laß mich in Frieden, Kind“, seufzte der Vater, „und denke Du an Dein Seelenheil — Dein Lebenswandel erregt immer mehr Ärgernis — sage Dich los von diesen üppigen Tagedieben, die Dich zu unerhörten Sinnengenüssen verführt — sage Dich los von diesen Bildern, die das Nackte verherrlichen, von jenen Versen, die dem Eros huldigen — blicke in Dich —“

Er sah dann stumpfsinnig in's Leere, mehrere Fragen seines Sohnes in öder Geistesschlaffheit überhörend.

Giovanni, der, sobald von der Kunst die Rede war, jedesmal neu auflebte, stieß unwirsch heraus:

„Gut ich nehme die Künstler, die Du verstößt, sämtlich in meinen kleinen Haushalt auf —“

Der Vater schwieg, erst als sich sein Sohn entfernen wollte, wendete er sich ihm wieder mit trüber Miene zu.

„Was ist das?“ fragte er, „ich habe vom Bischof Salviati vernommen — Du gingst in Deiner Verachtung des Christentums so weit — daß Du im Amphitheater ein altheidnisches Fest zu Ehren des Zeus abhalten willst?“

„Das will ich,“ warf Giovanni gleichgültig hin. Der Bischof riß entsetzt die frommen Augen auf. Sigismunds Gesicht hatte von jeher durch seine vorgequollenen Augen, über die sich hochgezogene Runzeln kreisförmig die Stirn hinauf ringelten, einen Ausdruck,

als verwunderte er sich über jeden Gegenstand der Welt. Dazu kam ein sein Kinn ringsum umflatternder dünner weißer Flaumbart, der seinen Zügen etwas fidel-närrisches gab, was gar nicht zu seiner würdigen Greisengestalt paßte. Jetzt erhob er sich zitternd von seinem Sessel.

„Du wirst das Fest nicht feiern,“ sagte er.

„Ich werde es feiern,“ entgegnete der Sohn trotzig, „allen alten Weibern und Narren zum Ärger —“

Der Bischof trat hierauf einen Schritt auf ihn zu, eine heftige Handbewegung ausführend.

„Den alten Heidengott anbeten? eine solche Respektlosigkeit dem Heiligen gegenüber?“ begann er salbungsvoll, „freilich — wenn man seinen Vater nicht ehrt — wie kann man Gott ehren —“

„Ja — was habt ihr denn, ihr Priester, aus eurem Gott gemacht?“ fragte der Prinz höhnisch.

„Nun — was denn?“

„Man fühlt sich wahrhaftig,“ fuhr Giovanni fort, „weit mehr zu dem lebensfrohen Jupiter hingezogen, als zu der starren Tyrannengestalt, die bei euch ihre eigenen Geschöpfe verabscheut —“

„Ihre eigenen Geschöpfe . . .?“

„Nun ja — haltet ihr doch den Körper, den Gott erschaffen, für so abscheulich, daß er gar nicht wagen darf sich ohne dichte Vermummung sehen zu lassen —“

„Hier kann ich leider nur sagen,“ entgegnete der Bischof, sich seine breite Nase reibend, „daß Ihr in Feindschaft mit Gott lebt —“

Durch Giovannis Züge ging ein böses Zucken.

„So? Ich will Euch mal was sagen, Bischof," lachte er, „Ihr nennt mich einen Feind Gottes? Der bin ich im gewissen Sinn! Aber ich fürchte — das bekannte Wort: Gott schütze mich vor meinen Freunden — hätte am meisten Ursache auf sich anzuwenden — Gott selbst —"

Der Bischof erbleichte vor Wut.

Über Giovanni war, seit er sich der Hilfe des Kastellans und seiner Truppen versichert hatte, ein dämonisches Machtbewußtsein gekommen. Hatte er so lange den Demütigen spielen müssen, so reckte er sich nun desto stolzer empor und gab zuweilen sogar in seinem Herzen einer gewissen Rachsucht Raum. Als nun der Bischof mit dem Herzog zu flüstern begann und Giovanni bemerkte, daß er der Gegenstand dieser leise geführten Unterredung war, zitterte ihm eine heiße Drohung auf der Zunge, die er aber zum Glück — denn sie hätte ihm wohl sofortige Verhaftung eingetragen — noch hinunter zu schlucken vermochte. Endlich sagte der Bischof in einem milden, christlich sein sollenden Ton zu den Harrenden: Es ist gut, gnädiger Herr — Euer Vater möchte allein sein —!

Hierauf verließ Giovanni das Gemach. Als er ins Vorgemach trat, huschte eine Gestalt aufgescheucht hinter den Vorhang der Thüre. Er hatte dieselbe jedoch erkannt und zog sie lächelnd aus den Falten hervor. Es war der Zwerg Lanzelott, der wieder geheilt war. Der Verwachsene bedankte sich nochmals für die Hilfe, die ihm der Thronfolger hatte angedeihen

lassen. Letzterer schnitt ihm aber alle weiteren Dankesausbrüche mit den Worten ab: Wenn du eine Handlung, die Pflicht ist, hinstellst, als sei sie etwas Außergewöhnliches, erniedrigst Du sie —"

Der Zwerg versicherte dann: wenn er sich auch der größten Gefahren aussetze — er werde dem Prinzen doch dienen. Dann schlich er sich an die Thüre des Gemachs um zu lauschen. Giovanni überließ ihn seinem Schicksal und schritt dem Schloßpark zu. Die letzten mitleidigen Worte des Bischofs gefielen ihm nicht. „So spricht man mit einem Kranken," dachte er, „ich bin begierig was unter dieser affektierten Milde verborgen liegt —"

Dann grübelte er darüber nach, ob er seinen Vater eigentlich liebe oder hasse? Sobald er ihn nicht körperlich vor sich sah, ihn sich nur in der Phantasie vorstellte, erwachte wohl eine gewisse Kindesliebe in ihm, sobald er aber vor ihm stand, seine kleinlichen Worte hörte, wuchs seine Abneigung fast zum Haß. Warum, dachte er, soll ich meinen Vater mehr achten, als irgend einen anderen Menschen, der mich besser versteht? Es ist doch kein Verdienst einem Wesen das Leben gegeben zu haben? Sonst müßte das Christenthum ganz anders über sittliche Schwächen urteilen! Wenn Väter geliebt sein wollen, müssen sie gerade so gut liebenswürdig sein, wie andere Sterbliche! Den alten Herzog zu entthronen, schien ihm daher kein Verbrechen zu sein — nur ging es ihm dabei wie dem Schüler, dem der Anfang seines Schulaufsatzes am meisten Schwierigkeiten bereitet — läge der Beginn

der Arbeit hinter ihm — die Fortsetzung sollte ihm nicht schwer fallen. Es galt diese Energielosigkeit des Beginnens zu überwinden. Hierzu bedurfte es eines gewaltsamen Anstoßes.

Er ging nachdenkend nach der Stelle des Parks, an welcher Gaddi seit mehreren Wochen eine große Hütte samt einem Ofen erbaut hatte, um seine überlebensgroße Statue Jupiters in Erz zu gießen. Von Weitem hörte der Prinz bereits das Brausen der Flamme, die Stimmen vieler Gehilfen und Künstler, die bei dem außerordentlichen Werk zugegen waren. Sogleich machten des Prinzen Bedenken, betreffs seiner Sicherheit, der lebhaftesten Kunstbegeisterung Platz, als er aus dem hohen Schornstein, die rote Flamme, gierig zum Himmel lecken sah.

Er lief mehr, als er ging auf die Hütte zu, die inmitten eines kleinen Pinienhains lag. War doch dieser kühne Erzguß auf seinen Wunsch unternommen worden, wollte er doch der Welt ein Werk schenken, das die Werke seiner geliebten „Alten“ übertreffen sollte.

Noch ehe er die qualmende Thüre der rauchverhüllten Werkstatt erreicht, rief er begeistert den Künstlern zu:

„Wie eine Siegesfahne flattert euere Rauch- und Flammensäule zu den Wolken . . .“

Mit trüber Miene entgegnete ihm jedoch einer der Arbeiter: die Sache stehe schlecht!

„Wie so?“ fragte der Prinz bestürzt.

„Das Metall will nicht recht schmelzen," ward ihm zur Antwort. Der Prinz stürzte in die tosende, rauchende Werkstätte, in der an die fünfzehn Gesellen und Künstler, teilweise um den Ofen herum arbeiteten, teilweise an der in den Erdboden eingegrabenen Form sich zu schaffen machten.

Hier sah es aus wie im Fegefeuer — schwarzer Qualm, in dem sich halbnackte Gestalten bewegten — Glutschein, der sich plötzlich über Köpfe und Rücken ergoß — Rauschen, Brodeln, Knistern von Holz, Geschrei Verzweifelnder, Befehle, Angst und Zornausbrüche. In der Nähe des glühenden Ziegelofens rang, rotangestrahlt, Gaddi verzweiflungsvoll die Arme, griff sich in die Augen, trat und schlug um sich, kurz tobte wie ein Rasender, während zwei Künstler, der Maler Ferrocci und der Bildhauer Piero ihn um den Leib fest hielten.

Oben auf dem Holzdach der Werkstatt, standen noch einige Arbeiter, damit beschäftigt, zu löschen, denn durch die funkensprühende Glut des Schonsteins waren die Sparren teilweise in Brand geraten und so umtobte das kleine Häuflein Gefahr von allen Seiten.

„Was ist — was giebts?" schrie der Prinz in den fürchterlichen Lärm und Wust hinein.

Aller Blicke wandten sich dem jungen Kunstmäcen zu.

„Das Metall, hoher Herr, hat sich im Ofen zu einem breiigen Kuchen zusammen geballt," rief man durcheinander.

„Töte mich, mein Gönner,“ schrie Gaddi, sich ihm zu Füßen werfend mit südlicher Leidenschaft, „mein Werk ist verloren — ich glaubte die Alten zu erreichen — pfui! ich Stümper — ich elender Stümper —“

Der Prinz suchte den halbrasenden Künstler zu beruhigen, trat an den Ofen heran und sah, daß das Metall allerdings hart und zäh da lag. Sogleich, als er Alle verzagt sah, kam eine große Energie und Ruhe über den sonst so Unentschlossenen. Er kam sich vor wie der Kapitän, der ein dem Untergang geweihtes Schiff zu retten sucht — nur, daß das nasse Element hier mit dem feurigen getauscht hatte.

„Pinienholz herbei,“ kommandierte er, „und damit in den Ofen —“

Dieser Befehl ward sofort ausgeführt.

Durch das Harz dieses Holzes angefacht, kam sogleich neues Leben in die Flamme, das Metall regte sich, quoll, brodelte und blinkte. Dieser Anblick gab Allen die verlorene Hoffnung zurück. Plötzlich durchschmetterte ein furchtbarer Krach, von einem grellen Blitz begleitet, den halbdunklen Raum. Schreckerstarrt standen die Arbeiter, Keiner wußte im ersten Augenblick was geschehen war. Nachdem sich der Rauch ein wenig verzogen, bemerkte man, daß der Ofen geplatzt war, die obere Hälfte quoll auseinander. Allgemeine Bestürzung, Ratlosigkeit. Halb, ohne zu wissen was er that, öffnete Giovanni eigenhändig die Mündung der Form und ließ die beiden Gußlöcher aufstoßen. Da begann das flüssige Metall von unten auf in die Form mit dumpfem Geräusch langsam hinab zu sickern.

Aus den Windpfeifen quollen blaue Feuersäulen, die Form füllte sich allmählich. Gaddi stand dabei und sagte, zu sich kommend:

„Herr — es fließt zu langsam — das zu heftige Feuer hat den Zusatz an Zinn verzehrt —“

Der Prinz nickte, winkte mehrere Diener herbei und ließ sofort aus seinen Gemächern seinen ganzen Vorrat an zinnernen Schüsseln, Tellern und Kannen wohl an zweihundert Stück herbei schleppen. Diese Gefäße wurden in die geschmolzene Masse geworfen und sogleich bemerkte Jeder, wie sich die Form allmählich füllte. Endlich blieb die überflüssige Metallmasse im Eingußbecken stehen, der Guß war beendet. Gaddi, als er dies sah, fiel seinem Gönner freudetrunken um den Hals; das große Werk war gelungen und mußte, um aus der Form enthüllt zu werden, jetzt nur noch zwei Tage sich abkühlen. Man gratulierte sich gegenseitig und stärkte sich nach der Arbeit an Speise und Trank.

„Ich bin stolz darauf,“ sagte der Prinz, „an einem so mächtigen Werk mit geholfen zu haben. Nur der Fürst verdient diesen Ehrentitel, der das Höchste, was die Menschheit vom Thier unterscheidet, gefördert hat — die Kunst!“

Später verbreitete sich unter den Einwohnern von Rimini das Gerücht, bei dieser höllischen Rauch- und Feuerarbeit sei nicht mit natürlichen Mitteln verfahren worden — dem Prinzen habe der Teufel oder irgend ein alter Heidengott beigestanden, denn im andern Fall hätte nicht nur die Erzstatue des Zeus

mißraten, sondern die ganze Gesellschaft von Künstlern von den Flammen verzehrt werden müssen.

Einige Tage später entblößte Gaddi im Beisein des Prinzen, vieler Künstler, Gelehrten, Geistlichen und Hofbeamten, die Erzstatue von der Hülle der Form. Außer einigen Kleinigkeiten, wie einer fehlenden Zehe, war das Werk gelungen. Nachdem die Eingußkanäle abgemeißelt waren und die Statue blank ciseliert war, bot sie einen Anblick, den Giovanni mit dem einer badenden Nymphe verglich, wenn ihr bisher nur geahnter Leib nun sichtbar den verhüllenden Wellen entsteigt. Der metallene Kern war glänzend aus der rauen Schale hervorgetreten — ein sitzender Jupiter zu dessen Füßen Ganymed den Adler tränkt. Einer der anwesenden Bildhauer, Bandinelli, suchte durch eine gehässige Kritik das Werk herabzusetzen. Er meinte der Gesichtsausdruck des Gottes sei nicht naturwahr — diese Augen und Stirnbildung sei zu sehr stilisiert. Gaddi wollte sich verteidigen, Giovanni jedoch schnitt ihm das Wort ab, indem er sich mit seinem feinen geistreichen Lächeln an Bandinelli wandte und unter anderem sagte:

„Das, was wir in einem Kunstwerk ‚Stil‘ nennen, ists gerade, was das Kunstwerk natürlicher macht, als die Natur ist —“

„Natürlicher als die Natur?“ lachte Bandinelli höhnisch, „das ist Unsinn — ich bin froh wenn ich die Natur erreiche —“

„Dann hättest Du sehr wenig erreicht,“ meinte der Prinz, „denn Du bliebst dann ganz gewiß weit

unter der Natur. Alles was in der Wirklichkeit lebt, ist durch die Kunst allerdings niemals zu erreichen — eben deshalb weicht der echte Künstler, der das vermöge seines Tiefblicks ahnt, von der Natur ab — um sie durch diesen Umweg weit zu übertreffen — um — wie ich sagte: natürlicher zu sein, als die Natur —"

Die Anwesenden verstanden ihn nun wohl, aus ihren Einwendungen ging jedoch hervor, daß man ihn absichtlich nicht verstehen wollte. Bandinelli fuhr auch fort in hämischer Weise das Werk Gaddis herabzusetzen. Gaddi, den dies immer mehr verdroß, griff nun seinerseits die Arbeiten dieses Naturalisten an. Er wies nach, daß dieselben durch ihre Treue und Wahrheit weit uninteressanter seien, als das was sie nachbilden wollten und der Prinz gab ihm hierin recht, indem er hinzufügte: Da wir immer nur einen unendlich kleinen Ausschnitt aus der Natur geben könnten, der uns durchaus keinen Begriff vom wahren Wesen der Natur gäbe — müßten wir diesen Mangel dadurch ersetzen, daß wir „Ideen" in die Natur hineinarbeiteten, die uns erst das innerste Geheimnis der Natur erschlössen. Bandinelli, durch solche Bemerkungen gereizt, ließ sich hinreißen, das Werk Gaddis als „Teufelswerk" zu bezeichnen. Der Prinz lachte hierzu und meinte, das sei sehr schön vom Teufel, daß er neuerdings zum Kunstmäcen avancierte. Schließlich entfuhr dem immer wütender werdenden Bildhauer eine boshafte in einem Schimpfwort gipfelnde Äußerung über Gaddis sittlichen Lebenswandel, die dadurch allgemeines Entsetzen

erregte, daß sie auch dem Prinzen nicht gleichgültig sein konnte. Der Prinz entfärbte sich, momentan entstand eine schwüle Pause im Gespräch, bis Gaddi unwillkürlich nach dem Dolch griff, um sich auf den Verleumder zu stürzen. Giovanni jedoch legte sich ins Mittel. Durch eine geistreiche Wendung — auf den vor ihm sitzenden Jupiter anspielend — kehrte er das niedrige Schimpfwort des Verleumders ins Komische, so daß die ganze Gesellschaft in lautes Gelächter ausbrach und Bandinelli als der Blamierte erschien.

„Laß den Armseligen in Frieden," setzte der Prinz dann ernsthaft hinzu, „er giebt ja durch seine gar nicht zur Sache gehörige Bemerkung selbst zu verstehen, daß er im Kampf unterlegen ist."

Alsdann verbreitete sich der Prinz in ungemein geistvoller Weise über das Thema: Eros und Kunst! Er führte aus, daß die Liebe eine Seelenfunktion sei, die mit dem eigentlichen Charakter des Menschen in gar keinem Zusammenhang stände. Zudem sei es geradezu Gotteslästerung, die Entzückung der Liebe als sündhaft zu brandmarken.

„Und", fuhr er fort, „tadelt Ihr denn den Genuß, den uns ein warmes Bad — der würzige Duft einer Blume — der Schluck edlen Weins — die Wonne des Einschlummerns nach großer Ermüdung gewährt? Das sind doch auch alles nur sinnliche Genüsse, sogar seelenlosester Art. Wenn Ihr gegen diese nichts einzuwenden habt — warum zeigt Ihr Euch so entrüstet, wenn zwei schöne Körper nach Vereinigung trachten, wobei doch stets auch die Seele mehr zu ihrem

Recht kommt, als bei den vorher genannten, rein auf Nervenreiz beruhenden Empfindungen — das ist unlogisch, ungerecht und eine Beleidigung des Schöpfers . . ."

Die verschiedenen Gelehrten und Geistlichen hörten dem Philosophen zwar ganz gern zu, gaben ihm wohl auch im Stillen recht. Aber einerseits nährten sie gegen den Geist und die feine Ausdrucksweise des Prinzen einen stillen Neid, andrerseits gaben ihnen die oft paradoxen Aussprüche desselben Gelegenheit, dieselben zu verdrehen, zu übertreiben und ihnen revolutionäre Absichten unterzuschieben. Das sah man auch jetzt den verschiedenen gehässigen, bedenklichen Gesichtern an. Das kalte Schweigen, das seine Auseinandersetzungen belohnte, veranlaßte den Prinzen im Weggehen zu Gaddi zu sagen: „O Gott, sollte man nicht glauben, die meisten Menschen seien wie die Waschbütten mit schmutziger abgelegter Wäsche — von oben bis unten mit alten Vorurteilen vollgepfropft?"

„Ja gnädiger Herr," entgegnete Gaddi lächelnd, „nur mit dem Unterschied, daß wir Waschweiber vergebens Wasser und Seife an den alten Kinderhemdchen und Windeln verschwenden —."

„Ja, ja," lachte Giovanni, „da hat sich schon manch fleißiges Waschweib die Finger blutig gerieben — —."

Ehe sie ins Schloß traten, kam der Kastellan auf sie zu:

„Gnädiger Herr," sagte er grüßend, „das Gewitter

zieht herauf — morgen Abend entlädt sich bereits über Eurem Haupt die erste Wolke."

„Ich war immer ein Freund von prächtigen Gewittern," entgegnete der junge Fürst, „aber sprich in Prosa — was beabsichtigen meine Feinde?"

„Ich habe mit dem Narren gesprochen," flüsterte er, „der hat eine Unterredung Eurer Familie belauscht — Franzeska dringt ernstlich darauf, daß man Euch — für einen Narren erklärt und unschädlich macht."

„Prachtvoll", lachte Giovanni bitter, „ein Narr von Profession hilft einem künstlich zum Narren gestempelten Weltweisen, die Narrheit seiner Mitmenschen bekämpfen —."

Alberto konnte nicht mitlachen.

„Die Sache ist sehr ernsthaft," fuhr er fort, „nur Euer Vater hat noch einigen Widerstand geleistet — er will Euch durch den Arzt zuvor gründlicher auf Euren Geisteszustand prüfen lassen — fällt diese Untersuchung ungünstig aus — und dafür hat Franzeska gesorgt, — so seid Ihr in acht Tagen so sicher hinter Schloß und Riegel, als ich jetzt noch Kastellan bin —"

Giovanni sah vor sich nieder.

„So hab' ich Narrenfreiheit und will sie brauchen" murmelte er; „o! ich will diese Heuchler ärgern bis aufs Blut —."

„Diese Rache, gnädiger Herr," warf Alberto traurig ein, ist eines Philosophen, aber keines Fürsten würdig. — Ihr müßt, statt zu schwatzen, handeln. Gebt mir Vollmacht, und ich lasse durch eine treue Kompagnie die ganze Euch feindliche Partei am Hof verhaften."

Giovanni, der Blutvergießen unter allen Umständen zu vermeiden wünschte, besann sich.

„Noch nicht, Alberto, noch nicht," fiel er ihm, peinlich berührt, ins Wort; „unsere Nächstenliebe soll der Unverstand unserer Mitmenschen nicht so rasch in Menschenhaß verwandeln." — Alberto zuckte die Achseln.

„Auch möchte ich," setzte der Prinz fein lächelnd hinzu, „ehe ich einen entscheidenden Schlag thue, erst gründlich die Bosheit meiner Gegner studieren; ich würde mich ja eines wahrhaft künstlerischen Genusses berauben, wenn ich die Anschläge meiner Feinde in ihrer Entwicklung hemmen würde — abgesehen davon, daß ich, um das Maß der Strafe abwägen zu können, zuvor das Maß der Bosheit meiner Feinde kennen lernen muß —."

Alberto schüttelte den grauen Kopf.

„Wie Ihr wollt, gnädiger Herr, aber zaudert nicht zu lang — je länger ein Geheimnis bewahrt bleiben soll, desto leichter naht dessen Entdeckung — meine Truppen sind eben jetzt im besten Feuer, Euch zu dienen — die Zeit kühlt die Begeisterung stets ab —."

Giovanni gab dem alten Kriegsmann die Hand.

„In acht Tagen geb' ich das Fest im Amphitheater," sagte er freundlich, „dann sorgt dafür, daß ich in Euren Kompagnieen willige Werkzeuge finde."

Alberto verabschiedete sich hierauf.



Es waren mehrere Tage vergangen. Der Prinz hatte sich eben gegen Abend in sein Arbeitskabinett begeben, um dort in seinen geliebten Klassikern zu lesen. Er saß vor dem reichgeschnitzten großen Pult, der in diesem Palast selbst wieder einen kleinen Palast darstellte mit seinen Säulchen und Ornamenten. Die Platte des Pults war mit Pergamenten und Büchern bedeckt; die Flügelthüre, die auf den Marmoraltan hinaus sich öffnete, zeigte die Wipfel des Parks und ließ den Glanz der untergehenden Sonne in das mit bunten Teppichen gezierte Gemach fluten.

Hier in seinem Studierzimmer fühlte sich der Thronfolger glücklich. Hier von antiken Statuetten, Vasen und Reliquien der alten Römergröße umgeben, versenkte er sich mit phantastischem Behagen in die Elegien eines Tibull oder Properz. Hier, wo er sich keinen Zwang aufzuerlegen brauchte, wählte er einen antiken Marmorsessel zum Sitz, warf er eine altrömische Toga um die Schultern und setzte sich einen frischen Lorbeerkranz auf die schlichten Haare.

Auch seine Diener und Freunde mußten in griechischen oder römischen Gewändern vor ihm erscheinen.

Er hatte eben eine Seite im Tibull gelesen, als leises Mandolinengeklimper ihn bewog, den Kopf umzudrehen. Er bemerkte Niemand im Zimmer, dachte sich aber gleich, daß sein Schützling Gaddi ihn, irgend wo versteckt, überraschen wollte. In der That ertönte bald aus einem verhüllten Erker eine süßschmachtende Melodie, welcher Gaddi geschickt den bekannten Gesang angepaßt hatte: „Tragen will ich das Schwert verhüllt in Myrten, wie Harmodios und Aristogeiton, da von ihrer Hand fiel der Tyrann und sie dem Volk Athens Freiheit und Recht erkämpft — —"

Der Prinz erhob sich lächelnd, schritt leise auf den Erker zu, zog den Vorhang weg und sah seinen Liebling in einen Sessel geschmiegt, die Mandoline im Arm haltend. Ein griechisches Gewand verschönerte seinen ohnehin edeln Gliederbau, ein Kranz rotglühender Rosen hob prächtig die bräunliche Farbe seines Gesichts. Zwar brannten seine vollen Lippen purpurfrisch — doch in seinen schwarzen Augen bebten Thränen.

„Was hast Du?" fragte ihn der Prinz von seinem Anblick entzückt, „Du bist traurig?"

„Erratet Ihr es nicht weshalb?" seufzte Gaddi.

„Sprich offen —?"

„Wenn die beiden Tyrannentöter Harmodios und Aristogeiton solange gezaudert hätten, wie Ihr — sie würden nie die Unsterblichkeit erhalten haben —"

„Ah — zielst Du da hinaus?" fragte der Prinz.

„Wo Ihr selbst nur ein Schatten seid — bin ich

der Schatten eines Schattens — weniger als ein Nichts —"

Die Melancholie Nikolos, von welcher der Thronerbe so außerordentlich angezogen wurde, saß indeß weit tiefer, als dieser ahnte. In Gaddis Charakter war eine immer um sich greifende Veränderung vor sich gegangen, die er sich jedoch vor seinem Beschützer nicht merken ließ. Er brütete zwar oft finster vor sich hin, sobald ihn aber der Prinz anredete, oder nur anblickte, lächelte er so unbefangen wie möglich. Nur heute deutete er dem Freund die Ursache seines nagenden Kummers an — sein Zaudern, das ihn mit seinem Herrn in Gefahr brachte. Die Beleidigung Bandinellis, die er nicht gut rächen oder vor ein Ehrengericht bringen konnte, drückte sein Gemüt immer tiefer nieder. Zwar dachte er oft daran, den Hof zu verlassen — dann dauerte ihn aber der einsame von Feinden umgebene Prinz. Auch hielt er es für seine Lebensaufgabe, in dieser Lage auszuharren und vielleicht auf das Schicksal von Land und Volk einwirken zu können. Zudem traute er seinem Talente nicht mehr, er glaubte sich nicht allein durchs Leben schlagen zu können. Dies war eigentlich die Hauptursache seiner Gemütsverdüsterung. Er hielt sein letztes Werk, den Jupiter, für gänzlich mißraten, glaubte den nörgelnden Gegnern und hielt das Lob der Freunde für Schmeichelei. Stundenlang konnte er in seinem Atelier vor sich hinbrüten, jedes angefangene Modell zornig zerschlagen. Ein krankhafter Widerwille vor seinen eignen Ideen und Arbeiten lähmte ihm den letzten

Rest von Schaffensfreude — ja überhaupt von Lebensfreude — denn leben war ihm stets schaffen gewesen. Sehr viel zu seiner Verstimmung trug es auch bei, daß er dem früher von ihm bewunderten weiblichen Geschlecht nicht mehr die Zuneigung — weder im Leben, noch in der Kunst — entgegenzubringen vermochte, wie dereinst. Verschiedene Liebeshändel, die er am Hofe angeknüpft, brach er aus einem unbestimmten Mißtrauen, das er in die Stärke seiner Gefühle setzte, wieder ab. Dadurch hatte er sogar mehrmals den Spott der Höflinge über sich ergehen lassen müssen. Eine Dame, der er schon seit längerer Zeit mit herzlichen Gefühlen entgegen gekommen war, hatte ihm gestern in sehr beleidigender Weise, als er bei Tisch ein höfliches Wort an sie gerichtet, zu verstehen gegeben — sie kompromittiere sich, wollte sie auf seine Neigung eingehen. Gaddi brachte es jedoch nicht über sich, seinem Gönner über diese Herabsetzung, die er am Hofe erdulden mußte, ein Wort zu sagen. Er litt stumm. Zu seinem eigenen Erstaunen trug all dies Ungemach dazu bei, die herzlichen Beziehungen, die ihn an seinen unglücklichen Herrn banden, eher zu stärken, als zu lockern. Er entdeckte in sich eine Art von Hingebung und Verehrung, die ihn dadurch, daß sie eher einen weiblich duldenden, als männlich trotzenden Zug trug, fast erschreckte, obwohl er wußte, daß diese Bewunderung eines edel veranlagten Menschen ihn selbst ehrte. Er hatte erst kürzlich zu Giovanni gesagt: es komme ihm fast vor, als habe er sich allmälig in eine Johannesnatur verwandelt — in früheren

Jahren sei er leichtsinnig — oberflächlich gewesen — jetzt komme ihm das Leben wertlos vor, die weltlichen Genüsse hätten keinen Reiz mehr für ihn.

„Wenn Du zum Johannes geworden," sagte ihm der Prinz, „so müßte ich mir Mühe geben — zum Christus zu werden —? o Du stehst Deinem Ideal näher, als ich dem meinen —"

Sie lachten und scherzten viel über den künftigen Kirchenheiligen „Nikolo"!

Auch diesmal gelang es der Liebenswürdigkeit des Prinzen, den Gemütskranken heitrer zu stimmen. Er dankte ihm besonders dafür, daß er auf seine Idee eingegangen war, im griechischen Chiton zu erscheinen.

„So sollst Du gemalt werden," rief er, „ich werde sofort den Roberto holen — er soll eine Skizze entwerfen —"

„Ach nein," bat Gaddi, „ich kann es nicht leiden, wenn mich die Anderen in diesem Kostüm sehen — denken wir lieber daran — was wir thun müssen, um unsere Feinde zu besiegen —"

Der Prinz wollte von Politik nichts wissen. Man solle ihm diese schöne Stunde nicht verderben — es werde Alles noch gut werden. Gaddi geriet durch diese energielosen Reden in helle Verzweiflung.

„O nehmt doch Vernunft an," rief er, „werdet zum Barbaren — zum Helden —"

„Und eben erst," entgegnete ihm sein Gönner, „wolltest Du den sanften Johannes spielen?"

„Man kann seine Ideale nicht immer im Leben

verwirklichen," riet Gaddi, „genug, wenn wir sie in der Phantasie schön gestalten können —"

„Da denke ich anders," meinte der Prinz, „was sich denken läßt, soll man auch ausführen. Wie sollte ich all' meine Geisteskultur über Bord werfen — nur um zum blutigen Umstürzler zu werden? Nein! Ich habe die Feldherrn und Helden immer gehaßt — zwingt man mich dazu ein Barbar zu werden — so muß der Beweggrund, der mich dazu treibt, schon ein ganz unmenschlicher sein — wozu haben wir denn unser Christentum?"

„Um es gerade da am wenigsten anzuwenden, wo es am nötigsten wäre," rief Gaddi ärgerlich, „— im Staatsdienst! Der Staat fußt auf Macht — das Christentum auf Liebe — das Wort: ‚christlicher Staat' ist ein Unsinn — Massen kann man nur durch Massen d. h. Bewaffnete zwingen — ich flehe Euch an, Herr, folgt der gesunden Vernunft und nicht der verweichlichenden Philosophie —".

Der Prinz hörte ihn kopfschüttelnd an.

„Ich hätte nie geglaubt, daß Du so blutdürstig sein könntest," sagte er dann, „aber mach' Dir klar — was Du verlangst? Ich soll, um meine Sicherheit halber — dem Vater den Sohn — der Mutter den Gatten rauben? Soll widerliche Leidenschaften entfesseln? Furchtbare Verstümmlungen auf mein Gewissen nehmen? Hab' und Gut zerstören? Hungersnot und Brand entfachen? Nein — ehe ich mit solchem Menschenelend befleckt in die Ewigkeit spaziere, besinne ich mich doch erst —"

Er war eben, eine antik-pathetische Geberde ausführend, zurückgetreten.

Da bemerkte er, wie in der Thüre eine lange in einen schwarzen rotverbrämten Mantel gehüllte Gestalt ihn beobachtete. Rasch trat er auf den schweigsamen Beobachter zu, schlug seine Toga über die Schulter und erkannte den Leibarzt des Herzogs. Sehr übel gelaunt, fragte er diesen, was er hier wolle.

„O nichts, gnädiger Herr," sagte Sebastian höflich, „wenn Ihr erlaubt — wollt' ich mir nur die Ehre geben, mich mit einem so geistreichen Herrn, wie Ihr ohne Zweifel seid, zu unterhalten — aber ich fürchte," setzte er, einen Blick auf Gaddi werfend, hinzu, „ich störe —"

„Durchaus nicht," stieß der Prinz heraus, „nehmt nur Platz —"

Der Arzt zeigte ein verlegenes behutsames Benehmen, das Giovanni gleich zu denken gab. Errötend erkundigte er sich nach des Prinzen Schlaf — fragte, ob er viel Träume — viel Wein trinke . . .? Giovanni stutzte. Diese Fragen wurden ihm lästig und bald ward es ihm klar, daß der Kastellan gut unterrichtet war — man wollte ihn hier durch den Leibarzt auf seinen Geisteszustand untersuchen lassen. Sofort kam über den Prinzen eine wilde satyrische Laune, hinter welcher er seinen Schmerz, aber auch die Sucht verbarg, zu ergründen, wie weit man sich erdreisten würde in diesem Komödienspiel, das ihm die Freiheit kosten sollte, zu gehen.

„O, o," rief er, „ich bin ganz gesund — wenn nur alle Menschen so klar und gesund dächten wie ich — dann würde es auf diesem armen Erdball gemütlicher sein — wir hätten dann keine Kriege — brauchten weniger Advokaten, Ärzte und gar keine Priester —'

Der Arzt versuchte ein melancholisches Lächeln. Dann warf er auf des Prinzen antikes Gewand und dessen Lorbeerkranz einen verlegenen Blick.

„Gnädiger Herr," sagte er, „Euer Anzug deutet mir nicht gerade auf — auf —"

„Auf Gesundheit?" lachte Giovanni, „nun — ich maskiere mich gern — wer thut das nicht? Gesteht — trägt in dieser Welt des Scheins Einer das Gewand, das er verdient? oder das genau wiedergiebt, was er ist? sehen wir nicht Könige, die statt des Purpurs einen Räubermantel — nicht Professoren, die statt des Pelzmantels ein Narrenkostüm und Priester, die statt des Talars einen Wolfspelz tragen sollten? Es ist Keiner was er scheint — warum wollt Ihr mir die Freude daran verderben, mich für einen alten Römer zu halten?"

Gaddi nickte stumm.

„Nun, nun," beschwichtigte der Arzt, „auf das Gewand kommts freilich nicht an — ich meine jedoch auch Euer Leben, gnädiger Herr, gäbe dem Seelenarzt zu denken —"

„Erklärt Euch deutlicher," befahl der Prinz, erstaunt über die brüske Art, mit welcher Sebastian direkt auf sein Ziel losging.

„Ihr habt so gar nichts Ritterliches, Männliches

in Eurer Lebensführung," betonte er barsch, „fast könnte man sagen, Euer Denken und Fühlen ist weibisch . . ."

Gaddi erhob sich von seinem Sitz und schritt unruhig auf und ab.

Giovanni errötete heftig, immer mehr erstaunt über Sebastians dreistes Benehmen, das darauf schließen ließ, daß er mit großer Vollmacht vom Herzog ausgestattet war.

„Hört mich an, Doktor," sagte er nach langer Pause zwischen Schmerz und Entrüstung schwankend, „weibisch soll ich sein? nun gut — ich behaupte Folgendes: das, was die Menschheit von ihrer tierischen Rohheit im Laufe der Jahrhunderte befreite — war eben das Weib. Ich stelle das Weib sehr hoch — die Liebe zum Weib hat den rohen Urmenschen, allmählich zum Kulturmenschen erzogen, ja hat ihn allmählich mit Weiblichkeit angesteckt und wird ihn immer mehr im Laufe der Jahrtausende verweiblichen."

Ein lebhaftes Bravo! das aus dem Hintergrund des Gemachs hervortönte, ließ die Blicke der Anwesenden sich nach der Nische wenden, aus deren Vorhang nun Emilia lächelnd hervortrat.

„Verzeiht," sagte sie, „ich habe ein wenig gelauscht und bereue es nicht — ich bin reichlich belohnt worden — für meine Niederträchtigkeit —"

Die Herren lachten, nur der Arzt zog eine süßsaure Miene.

„So haltet Ihr Euch also," setzte er das Gespräch fort, während Emilia hinter seinem Sessel stehen blieb,

„so haltet Ihr Euch also, gnädiger Herr, für eine Art von Zukunftsmenschen?“

„Allerdings,“ bestätigte der Prinz, „so wie ich aussehe — wird etwa der Mensch des achtzehnten Jahrhunderts aussehen — seht in mir einen Repräsentanten noch ungeborener Geistesmenschen —“

Der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf.

„Immer schlimmer,“ murmelte er dabei.

„Das will Euch nicht in den finstern Schädel?“ fragte Giovanni mit einem ironischen Blick auf Emilia, „das haltet Ihr für ein Zeichen meiner — Tollheit?“

Emilia ließ einen bewundernden von inniger Hingebung zeugenden Blick über die in der Toga sich würdevoll ausnehmenden Gestalt des Prinzen gleiten.

„Ich hingegen,“ sagte sie mit bewegter Stimme, „danke Euch, gnädiger Herr, im Namen meines ganzen Geschlechts — Euer Gedanke ist tief und wahr . . . eine allmälige Verweiblichung des Menschengeschlechts —?“ setzte sie träumerisch hinzu, „unterscheiden sich nicht jetzt schon die edleren Menschen von den rohen durch größere Feinheit und Weichheit der Körperbildung?“

„Gewiß,“ griff Giovanni diesen Gedanken auf, „nur werden diese Vorboten einer künftigen höheren Menschheit noch nicht verstanden und daher sehr unglücklich werden —“

Gaddi wendete sich mit blitzenden Augen zu seinem Gönner.

„Und sollte nicht das Christenthum,“ sagte er begeistert, „zuerst von allen Religionen gefühlt haben, daß das Weibliche die Menschen neu veredelt —?“

„Gut, sehr gut," rief Giovanni und schlang im Hochgefühl, eine neue Idee ausgesprochen zu haben, seinen Arm hingerissen um Gaddis Schultern, „das Christenthum fühlte gewiß mehr weiblich als männlich — seine Lehren sind weiblicher Art — weshalb ja auch die Kirche sich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie zu ihrem höchsten Ideal ein Weib einsetzte — die Jungfrau —."

Emilia sah freudig die beiden Freunde an.

Der Prinz ergriff ihre Hand, während er noch Gaddis Schultern umschlungen hielt. Die drei Menschen boten so den Anblick einer durch Inspiration gehobenen Gruppe, die in tiefer Liebe, nicht menschlicher Art, verbunden schien.

Der Arzt verzog spöttisch das Gesicht zu diesem Ausbruch einer ihm unverständlichen Begeisterung.

„Nicht übel," lachte er hämisch, „aber dadurch, daß Ihr Eure närrischen Einbildungen in ein System zu bringen sucht, gehört Ihr noch nicht zu den geistig Gesunden, gnädiger Herr."

Diese Äußerung in diesem ihn erhebenden Moment vorgebracht, war dem Prinzen doch zu stark. Er sprang empor.

„Und wodurch wollt Ihr uns beweisen," rief er vor Wut zitternd, „daß Ihr kein Narr seid, Meister Sebastian?"

Der Arzt war erschrocken aufgestanden und schielte

ängstlich nach dem Thürvorhang, als erwartete er von dort Hilfe.

„Verzeiht," stammelte er, „aber Euer Betragen, Eure unbegründete Wut —"

„Unbegründet?" schrie der Prinz, „es ist freilich eine Kleinigkeit und gar nicht der Rede wert, einem Menschen das Bißchen Vernunft wegzudisputieren?"

Er war nun fest entschlossen, dem Kastellan die nötigen Befehle zu geben, damit er ihn von seinen Anklägern für immer befreie.

„Eure Wut, gnädiger Herr," stammelte der zitternde Arzt, sich nach der Thür zurückziehend, „ist bereits ein bedenkliches Zeichen, daß — daß —"

Der Prinz ließ ihn nicht ausreden. Empört über diese Dreistigkeit, riß er seinen Dolch aus der Sammetscheide und würde vielleicht auch — in seltsamem Widerspruch zu seinen menschenfreundlichen Theorieen — Gebrauch von demselben gemacht haben. Indeß stolperte der Arzt aus Schrecken über die Thürschwelle, verwickelte sich dabei mit den Schnabelschuhen in den seidenen Vorhang und riß im Fallen denselben herab. Da gewahrte der Prinz, daß hinter dem Vorhang eine große Menge Hofvolk Zeuge der ärztlichen Unterredung gewesen war. Kopf an Kopf umdrängten die Neugierigen den Herzog, der mit trüben Blicken seinen Sohn beobachtete. Dieser unerwartete Anblick hemmte momentan die Wut Giovannis. Es war ihm, als sähe er ein Traumbild — er fragte sich: bist du wirklich noch bei Sinnen? Der Arzt hatte sich indeß wieder aufgerichtet und war vor den alten Herzog getreten,

der aus der sich teilenden Menge auf seinen Sohn zuschritt, einen mißbilligenden Blick auf dessen gezückten Dolch werfend.

„Ihr seht, durchlauchtigster Herr,“ sagte Sebastian, „daß es bereits nicht ungefährlich ist, mit Eurem Sohn zu verkehren —.“

Der alte Herzog nickte mit seinem ewig verwunderten Gesicht, das ein trauriger Zug entstellte.

„Was soll diese Komödie,“ rief Giovanni.

„Wie kommt's, daß Du auf friedliche Diener meines Hofs die Waffe zückst?“ krähte der Herzog mit seinem altersschwachen Stimmchen.

„So?“ schrie der Sohn aufgebracht, „ist das recht, daß man mich hier beobachtet und belauscht. als sei ich ein gefährlicher Wahnsinniger?“

Er führte eine heftige Armbewegung aus, die seinen Bruder Paolo veranlaßte vor den Vater zu treten und ihm zuzuflüstern, er möge doch mit dem „tollen Menschen“ nicht weiter verhandeln. Der Herzog nickte.

„Du bleibst bis auf Weiteres auf Deinem Zimmer,“ pipste er traurig in der Fistelstimme und wendete sich mit dem Gefolge ermattet zum Gehen.

„Vater,“ rief ihm Giovanni nach, „übel beratener, zu was zwingst Du mich —“. Der Herzog drehte sich um.

„Und zu was?“ fragte er.

„Schon gut, schon gut!“ stöhnte Giovanni. Er stand immer noch an allen Gliedern zitternd. Dann schritt er in sein Arbeitsgemach zurück, unfähig einen Gedanken zu fassen. Er hatte sich eben ganz abgeschlagen in seinen Sessel geworfen und mit unsicherer

Hand nach dem Tibull gegriffen, als er vor der Thür Kommandostimmen und das Aufstoßen von Büchsenkolben vernahm. Emilia hatte sich entsetzt zurückgezogen, Gaddi saß brütend in einer andern Ecke des Zimmers. Nach einer Viertelstunde stürzte der Kastellan ins Zimmer und sank erschöpft in einen Sessel, den sonst geröteten, jetzt aschfarbenen Kopf mühsam mit der Hand stützend. Giovanni wendete ihm das verzerrte bleiche Gesicht zu, sofort bemerkend, daß des alten Herrn tiefe Abspannung die Folge vorhergegangener aufregender Ereignisse war.

„Bin ich ein Gefangener?“ fragte er. — Alberto machte eine beschwichtigende Handbewegung, dabei lispelnd: „Laßt mich nur erst zu mir selbst kommen . .‘

„Was ist Euch?“ fragte Giovanni.

„Es sind zu Eurer Bewachung Leute von unserm Regiment kommandiert,“ flüsterte er. Dann erzählte er ihm, er habe gestern eine Unterredung mit dem Herzog gehabt. Aus derselben sei ihm klar geworden, daß man am Hof Verdacht schöpfe. Der alte Herzog habe ihm gerade ins Gesicht gesagt: „Eure Truppen sind mir nicht mehr treu —“

„Gnädigster Herr,“ habe Alberto gestammelt, „wie kommt Euch solcher Gedanke —?“

„Die Leute wenden sich der aufgehenden Sonne zu,“ habe der Herzog geseufzt, „ich hab's gemerkt, als ich gestern die Truppenschau abhielt, habe aber auch noch andere Kunde davon erhalten, — mein Sohn will mir ans Leben —“

„Wie Ihr Euch vorstellen könnt,“ berichtete Alberto dem gespannt dreinschauenden Prinzen dann wörtlich weiter, „verlor ich fast die Besinnung bei dieser Nachricht. Im Zimmer anwesend war Euer Weib, Franzeska, die mich eifrig beobachtete.

„Gnädigster Herr,“ rief ich entrüstet, „wenn Ihr irgend einem hergelaufenen Lügner mehr glaubt, als mir — der ich Euch bis ins Alter hinein treu gedient — so will ich Euch einen Vorschlag machen —“

Der Herzog sah mich fragend an. Ich fuhr fort:

„Schützt Euch vor Eurem Sohn — laßt ihn einfach in seinem Zimmer gefangen setzen —.“

„Was“, flüsterte der Prinz, „der Plan war Dein Werk?—“

„Ja — um Euch und mich zu retten,“ gab Alberto erregt zurück — „der Herzog besann sich, während Franzeska mir zustimmte.“

„Gut,“ sagte dann der alte Fürst, „bewacht ihn, ich geb' Euch Vollmacht“ — so“, wendete sich Alberto zu Giovanni, „kam's, daß Ihr jetzt hier gefangen sitzt —.“ Der Prinz war indeß nicht ganz einverstanden mit dieser List. Er verbarg aber sein Unbehagen und sah den alten Krieger mit zweifelnden Blicken an.

„Ja, aber was nun?“ murmelte er. Alberto zeigte dem Prinzen ein Blatt, auf welchem alle Namen der Truppenführer standen, die bereits für den Umsturz gewonnen waren, auch enthielt das Blatt einen genau ausgearbeiteten Plan, nach welchem gehandelt werden sollte. „Denkt Euch, gnädiger Herr,“ fuhr

Alberto fort, „was mir mit diesem Pergament eben passierte —! Als ich mich vom Herzog verabschiedete, hatte ich durch mein ruhiges Benehmen wieder sein volles Vertrauen errungen. Gerührt darüber, daß er mir Unrecht gethan, wollte er mich umarmen — bei diesem herzlichen Ansichdrücken raschelte dies verwünschte Blatt so laut in meiner Brusttasche, daß Se. Hoheit aufmerksam ward. Auch Franzeska fragte, was da so knisterte. Ich stotterte: es sei der Brief einer meiner Geliebten. Man wünschte ihn zu sehen, ich bemerkte, mit den Lippen lächelnd, im Herzen mehr tot, als lebendig, das sei eine Sache, die man nicht gern an die Öffentlichkeit ziehe . . .

„Nein, nein, zeigt uns den Brief,“ rief Franzeska. Se. Hoheit jedoch legte sich ins Mittel und hieß mich abtreten.

„Das ist der Grund,“ setzte Alberto tief aufatmend hinzu, warum Ihr mich eben in so elendem Zustande eintreten saht — —“.

„Hm! Hm!“ murmelte Giovanni, „wie doch das Schicksal von Ländern und Völkern oft von kleinen Zufällen abhängt — aber nun sagt endlich — Ihr habt lang genug von Euch erzählt — was aus mir werden soll?“

Alberto ergriff Giovannis Hand.

„Vertraut Ihr mir?“ fragte er, ihm tief in die Augen blickend. Der Prinz stutzte, sagte dann aber unwillkürlich: „Vollkommen!“

„Ich will Euch was sagen,“ flüsterte darauf der alte Krieger treuherzig: „jetzt gleich loszuschlagen,

könnte uns unter Umständen bei dem Verdacht, den man in Hofkreisen hegt, gefährlich werden —! Warten wir noch so lange, als bis sich die Wogen des Argwohns geglättet. Im übrigen thut einfach, als wenn der Arrestbefehl Eures Vaters gar nicht existierte."

Der Prinz sah ihn groß an.

„Geht einfach aus und ein, wie sonst auch," fuhr Alberto lebhaft fort.

„Und Deine Wachen?" fragte der Thronfolger.

„Die werden Euch keinen Widerstand entgegensetzen," beschwichtigte ihn der Kastellan.

„Und mein Vater?"

„Den werde ich zu bearbeiten wissen — laßt mich nur machen — versucht's! Geht morgen Früh in den Schloßgarten — fordert den Grimm Eurer Feinde heraus bis aufs Äußerste —"

„Ich verstehe," nickte Giovanni. „Du willst erst einen triftigen Grund haben, um von dem Herzog mit Anstand abfallen zu können —".

„Ja! Wenn man Eurem Ein- und Ausgehen Widerstand entgegensetzt," sagte Alberto fest und schlug dabei auf den Tisch, „dann verhafte ich sofort Eure sämtlichen Feinde."

Er stand auf. Giovanni war auch aufgestanden. Er reichte dem Kriegsmannn die Hand.

„Ich sehe," sagte er, „wie es Dir schwer wird, Deinen Eid, den Du dem Herzog geleistet, zu brechen. Dies Gefühl ehrt Dich. Ich hoffe aber, es macht Dich nicht zum Verräter an mir — —"

— — — — — — — — — — — —

Am folgenden Tag ließ der Herzog den Kastellan in seine Garderobe rufen.

„Was ist das?" ächzte er dem Eintretenden entgegen, „Du läßt den gefährlichen Menschen frei umhergehen?"

„Wen meint Ew. Hoheit?" gab der Kastellan zurück. Der Herzog berichtete ihm dann, er habe vernommen, daß Giovanni, statt seinen Zimmerarrest abzubüßen, Spaziergänge im Park und sogar in der Stadt unternehme. Franzeska, die an einem Seitentisch saß, bestätigte dies. Sie habe ihren Gatten mit eignen Augen gesehn, die Schloßwachen hätten ihn gegrüßt und frei umhergehen lassen. Alberto stellte sich bestürzt.

„Ja seht Hoheit," sagte er, anscheinend tief niedergeschlagen, „oft sind wir Heerführer die vom Heer geführten, ganz und gar zur Maschine läßt sich nun einmal der Mensch nicht machen — auch der einfache Mensch denkt, und wer von diesen Leuten würde es wagen, Euren Sohn, den künftigen Herrscher dieses Landes, anzuhalten oder gar festzunehmen —?"

Der Herzog warf einen grimmigen Seitenblick auf den Kriegsmann.

„So schlecht könnt Ihr Euch auf Eure Truppen verlassen?" fragte er, die Stirne hochziehend.

„Ich würde Euch nicht raten, hoher Herr," entgegnete der Getadelte, „den Soldaten direkten Befehl zu geben, gegen Euren Sohn ernstlich vorzugehen. Euer Sohn hat zwar Fehler, die auch der gemeine Mann verurteilt — aber diese Fehler sind doch der

Art, daß sie die Phantasie dieser Leute reizen, denn Euer Sohn weiß alles, was er thut, mit einer solchen Poesie und künstlerischen Grazie auszuführen, daß das Volk in ihm mehr einen liebenswürdigen Phantasten, als einen Verbrecher sieht. Man entschuldigt — um seiner hinreißenden Eigenschaften willen — alle seine Absonderlichkeiten und begreift nicht, warum man ihn für geisteskrank erklären möchte —"

„Es ist gut — Ihr könnt gehen," schnitt ihm der Herzog verdrossen die Rede ab.

Paolo war mittlerweile eingetreten und hatte mit Mißbehagen die Worte des Kastellans vernommen. Sein Bestreben ging jetzt dahin, die Erbansprüche des Bruders für nichtig zu erklären und sich selbst zum Thronfolger ernennen zu lassen. Der alte Herzog war nachdenklich geworden. Er mußte zwar die Eigenheiten seines Erben verurteilen, aber das Lob aus Albertos Mund erquickte doch auch wieder sein Vaterherz.

„Welch' ein edler Mensch und großer Fürst hätte aus diesem Kind werden können," sagte er mit Thränen in den Augen, „wer weiß, er ist auch vielleicht noch auf gesündere Bahnen zurückzuführen." — Paolo und Franzeska sahen sich verblüfft an, von diesem Stimmungswechsel wenig erbaut. So war alle ihre Unterminierungskunst vergeblich? Paolo gab sich nun Mühe dem Vater begreiflich zu machen, daß Giovanni nicht zum Herrscher tauge, er besitze absolut kein Regententalent.

Anfangs widerstrebte der Herzog den Beweisführungen seines jüngsten Kinds, allmälig aber siegte

wieder seine greisenhafte Geistesschwäche über sein gesundes Urteil, er versank in Stumpfsinn und billigte schließlich sogar die Ansichten Paolos. Endlich gab er den Befehl: dem Thronfolger nichts Ernstliches in den Weg zu legen, ihn aber im Geheimen durch Spione zu überwachen.

Darauf nickte er in seinem Sessel ein, fuhr zuweilen in die Höhe, um gleich darauf wieder von Neuem schnarchend den grauen Kopf auf die Brust sinken zu lassen. Franzeska betrachtete das Bild des schlafenden Greises mit verächtlichem Lächeln. Im Stillen dachte sie, wenn er doch nicht mehr erwachte! aber sie ließ sich in ihren Mienen nicht ihre Gedanken erraten, sondern gab sich sogar Mühe, dem alten Mann das Kissen zurecht zu rücken und den Speichel aus dem Munde zu wischen, um hierdurch auf ihren Liebhaber einen angenehmen Eindruck hervorzubringen. Während sie dies that, flüsterte sie angelegentlich mit Paolo.

„Wenn Du zu wenig Mut hast, übernehm' ichs selbst," hauchte sie endlich.

Paolo ging hierauf, die düsteren Blicke zu Boden geschlagen.

Später hatte Franzeska in ihrem Ankleidezimmer eine lange Unterredung mit einem unbekannten jungen Goldschmied, der ein nervöses unruhiges Wesen an sich hatte.

„Also ich kaufe diese Diamanten," sagte sie überlaut.

Der Goldschmied Peter Martini nickte und sah sich um, ob auch die Zofen im Nebengemach es gehört.

„Ihr macht mir davon einen Ring," fuhr Franzeska lauter fort. Leise setzte sie hinzu: „Werden die Steine genügen, um zu töten?"

Der Goldschmied rief laut:

„Ich verfertige Euch den Ring," und fügte kaum hörbar hinzu: „Kauft noch diese beiden Steine — wenn die andern zu Pulver zerrieben werden, genügt es nicht die Därme zu verletzen — der Diamantstaub muß öfter als einmal etwa acht bis zehn Mal dem Essen beigemischt werden —"

Die Prinzessin sah sich scheu um, atmete erregt, unterdrückte jedoch ihre Unruhe und nickte dem ebenfalls bleicher gewordenen Goldschmied zu.

„Tritt der Tod auch sicher ein?" fragte sie leise.

„Nach einigen Wochen sicher," flüsterte Martini, hustete dann und fuhr laut fort: „Seht, wie diese Steine blitzen —"

„So?" sagte sie laut, „also es macht sich besser, wenn noch diese zwei Steine den Ring schmücken —? gut — ich kaufe auch diese noch —"

„Fünfhundert Skudi," erwiderte Martini höflich.

„Gut —" entgegnete sie.

Sie zahlte ihm das Geld auf den Tisch.

„Und nun geht frisch ans Werk," sagte sie.

„In zwei Tagen ist der Ring fertig,“ lächelte Martini und setzte leise hinzu: „dann bring ich Euch den Staub mit —“

Ein Augenzwinkern gab ihm Antwort.

* * *

Einen Geniestreich eigener Art, der allgemeinen Anstoß erregte, führte der Thronfolger einige Tage später aus. Er hatte fast sämtliche junge Fischer Riminis auf seiner Galeere versammelt. Sie mußten ihn genau so behandeln, als sei er ihresgleichen, mußten ihn mit „Du!“ anreden, ihre Scherze und Späße treiben, ihn zurechtweisen, schimpfen und durften dafür an seiner Tafel speisen. Er amüsierte sich köstlich über die Naivetät dieser Naturkinder und wenn irgend so ein kaum mit kurzen Hosen Bekleideter, ihm zurief: „Du, schau, was wir da für Fisch' fangen —“ oder „Du könntest auch was Besseres thun, als Maulaffen feil halten —“ lachte er aus vollem Halse. Besonders einer, namens Tobias, ein siebzehnjähriger Fischer, der herrlich sang, und dessen Gliederbau echt antikes Gepräge trug, gefiel ihm so gut, daß er ihn gern in seine Dienste genommen hätte.

Gegen Abend, als die Sonne ins Meer stieg, deklamierte der Prinz verschiedene Stellen aus dem Homer und Virgil, die sich auf ein derartiges Naturschauspiel bezogen.

Da auch unters Volk etwas von dem Gerücht gedrungen war, der Prinz sei eine abnorme Natur, so flüsterten sich jetzt diese Naturkinder, als sie ihn so

begeistert Verse in die Wogen hinaus rufen hörten, zu: „Aha! horcht! er phantasiert — das ist seine Tollheit —“ Man machte ihn auf diese Bemerkungen aufmerksam und er gab sich dann Mühe bei den Fischern den Eindruck, als sei er „verrückt“, wieder durch herzliche Ansprachen zu zerstreuen.

Wie ihm Gaddi vorausgesagt, so traf es ein — Giovanni erhielt, — als er ans Land gestiegen war, einen Verweis von seinem Vater. Es sei höchst unpassend, meinte Letzterer, in dieser Weise mit gemeinem Volk zu verkehren. Der Ruf des Thronfolgers sei ohnehin kein guter, durch solche Extravaganzen ruiniere er denselben gänzlich, denn er ahne es gar nicht, in welcher Art diese Proletarier die Gunst, die man ihnen angedeihen lasse, auffaßten, weiter erzählten und mit höchst niedrigen Glossen versehen.

„Ich glaube weniger,“ entgegnete Giovanni, „daß dies ‚Ausschmücken‘ die Sache der Proletarier — als der Hofherren und Hofdamen ist —“

„Man soll auch den Schein wahren,“ tadelte der Herzog.

„Im Gegenteil,“ rief der Prinz, „man soll der Bosheit und Dummheit keine Zugeständnisse machen und sie ärgern wo und wie man kann. Freilich wer nichts anders im Leben hat, als den ‚Schein‘, der muß ihn ängstlich ‚wahren‘ — wer aber außer dem Schein auch noch das Licht selbst besitzt — wird sich verteufelt wenig um den Lampenschirm kümmern —“

Die Folge dieses Zwiegesprächs war, daß der Prinz den Fischer „Tobias“ eines Abends zu sich ein-

lud. Er hatte einen seiner Säle prächtig mit lebenden Blumen ausschmücken lassen. Der wunderbar gebaute Jüngling mußte — umgeben von Lorbeer und Rosen — beleuchtet von farbigen Lampen, in einer Nische — allerlei an Griechische Statuen erinnernde Stellungen einnehmen. Alle anwesenden Künstler waren entzückt. Besonders die Darstellung des „sterbenden Fechters“ gelang dem graziösen jungen Mann so prächtig, daß alle Zuschauer in Beifall ausbrachen. Als dann dieser Fechter anfing zu singen und den Tod mimisch darstellte, stieg die Begeisterung auf das Höchste. Bildhauer, Architekten, Maler und Poeten dankten dem Prinzen für diesen, die Kunst überbietenden Kunstgenuß.

„Zweifelt ihr nun noch daran?“ fragte der Prinz lächelnd, „daß auch die rein sinnliche Körperschönheit fähig ist, edle Gedanken, erhabene Gefühle in der Seele des Beschauers zu erwecken?“

Nun erhob sich unter den Künstlern ein lebhafter Streit darüber — ob der männliche oder der weibliche Körper von Gott schöner gebildet worden sei. Der Prinz hörte lächelnd zu und gab dann leise einen Befehl. Während sich die streitenden Parteien immer lebhafter bekämpften, teilte sich der Vorhang der Nische zum zweitenmal. Neben dem den Antinous darstellenden Tobias stand nun eine gewisse „Pentesilea“ — eine wegen ihrer Schönheit gefeierten, nicht eben sehr sittsamen Dirne Riminis.

Sie nahm die Stellung einer „Venus“ an. Während nun „Antinous“ ernst und würdig dastand,

konnte es die „Venus“ sich nicht versagen, aus ihrer Rolle zu fallen und allerlei einladende Geberden auszuführen, sodaß der Vorhang rasch über das Bild herabgelassen werden mußte, um den Kunsteindruck nicht zu zerstören.

„Seht,“ rief der Prinz, „hier habt ihr das ganze Weib —“

Man lachte und disputierte nun erst recht hitzig weiter.

Giovanni war so recht in seinem Element — Kunst und Natureindrücke — Philosophie —! Was wollte er mehr!

Daß solche Belustigungen nicht dazu beitrugen, seinen „Ruf“ zu verbessern, wußte er genau, kümmerte sich jedoch gar nicht hierum.

* * *

Indessen hatte der intrigante Bischof Salviati viele Briefe mit dem Papst gewechselt, in welchen er dem heiligen Vater den Vorschlag machte, die Herrschaft über Rimini an sich zu reißen. Der Papst war nicht abgeneigt auf diesen Plan einzugehen und hatte sogar Truppen an die Grenzen geschickt, die nur auf Befehl warteten, in das Herzogtum einzubrechen.

Der Bischof ließ in aller Stille Reisevorbereitungen treffen und war jeden Augenblick, trotz seines kränklichen Zustandes, auf dem Sprung an die Grenze zu eilen. Dem päpstlichen Nuntius sagte er unter Anderem: Das Volk würde sich weit glücklicher unter

päpstlicher Herrschaft fühlen — es dürfte geradezu danach von der milden Hand Sr. Heiligkeit regiert zu werden — der Prinz Giovanni sei ein „armes verirrtes Schaf", dem man dadurch den größten Gefallen erzeige, wenn man es ein für allemal davor bewahrte, der Menschheit noch fürderhin gefährlich werden zu können.

* * *

Eines Abends saß Giovanni auf der Terasse seiner Villa „Egeria", die ihre Mauern und Stufen in den grünen Wellen des Adriatischen Meeres badete. Zwei große Cypressen, von der ewigen Umarmung des Seewinds etwas landeinwärts gebogen, rauschten über ihm und der kleinen Versammlung, die im Begriffe war, ein neues Werk Gaddis in Augenschein zu nehmen. Zwischen den finsteren Cypressen blickte ein in weißem Marmor ausgeführter Genius hinaus über die dumpf heranrollenden Wogen. Er sollte die Idee des selbstgewählten Todes ausdrücken — die edeln Gesichtszüge des Marmorjünglings trugen einen weltverachtenden Ausdruck — seine Geberden verrieten eine schlaffe Kampfesmüdigkeit, die rechte Hand versuchte die Flamme der Fackel mit ruhigem sinnenden Druck auszulöschen, seine Flügel schienen gebrochen.

Die anwesenden Künstler hielten das Werk trotz mancher Schönheiten eigentlich für verfehlt. Man könne, meinten sie, den Selbstmord unmöglich in dieser Weise versinnbildlichen. Gaddi mußte ihnen Recht

geben. Er saß teilnahmslos da und blickte schwermütig über die endlose Wasserwüste, die schaumgekrönte Wellenreihen gegen die breiten Treppen der Villa Sturm laufen ließ. Die untergehende Sonne wob einen ametystfarbenen Schleier über die ferne Wellenwildnis und bemalte die eine Hälfte der schwarzgrünen Riesencypressen mit zartem Kupferrot.

Einige der Künstler fingen nun an, von der Betrachtung des Kunstwerks abschweifend, über den Selbstmord im Allgemeinen zu reden. Man tadelte ihn scharf; der Mensch habe nicht das Recht, das ihm verliehene Leben selbst zu beenden.

Der Prinz, der eine Zeitlang zugehört, beobachtete das in seiner Traurigkeit anziehende Gesicht Gaddis, dessen Locken der Seewind ihm neckisch um die schöne Stirne peitschte.

„O Freunde," begann er mit seiner angegriffenen, meist leisen Stimme, in der ein seelenvoller Klang bebte, „o! Freunde — laßt uns nicht zu schroff urteilen. Es ist im Grunde ganz gleichgültig, ob einer durch Selbstmord endet oder ob ihm ein zufälliger Unglücksfall das Leben raubt. Jener Zufall war ebenso gut Vorherbestimmung, wie sein Selbstmord und fließt aus einer Quelle — nicht aus seinem eigenem Willen, sondern aus dem Willen der allmächtigen Natur. In einem Fall will der Schöpfer das Leben mittels eines Dachziegels enden — im andern Fall mittels einer Dolchspitze — ob letztere durch die Hand des dem Tod Geweihten, selbst in Bewegung gesetzt wird, ist nur eine Laune des Schöpfers — sie könnte ebenso gut

von einer andern Hand geführt worden sein. Genug — dies Leben soll enden — ruft die Natur — und nur für uns, die Zurückgebliebenen, liegt ein Unterschied in der Todesart —."

Gaddi nickte traurig.

Einer der Gelehrten wendete ein: „Das, was Giovanni eben gesagt, widerspräche ja entschieden der Lehre von der Freiheit des Willens!"

„Dem Menschen einen freien Willen unterschieben," erwiderte der Prinz ruhig, „heißt soviel, als den Weltschöpfer zu einem Tyrannen machen, der in seinem Reich den Anarchismus großgezogen hat — —"

Während man sich noch über derartige Fragen stritt, wurde dem Prinzen gemeldet, der Bischof Salviati wünsche ihn zu sprechen. Die kleine Schar bemerkte, wie vom Thor der Villa herüber eine Sänfte getragen wurde, welcher der gichtleidende Bischof entstieg. Der Kirchenfürst, gestützt auf zwei Geistliche, kam näher.

Nach kurzer Begrüßung teilte der Bischof dem ihm Verhaßten mit, er habe soeben aus Rom die Nachricht erhalten, daß der Heilige Vater beabsichtige, den Prinzen seiner Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit halber vor ein Heiliges Inquisitionsgericht zu stellen. Die Freunde des Thronfolgers erbleichten und blickten bestürzt auf ihren vor sich hin lächelnden Herrn. Dieser übergab nun dem Goldschmied einen Schlüssel, flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr und wendete sich dem Bischof zu, während sich Gaddi rasch in die Villa begab.

„Ihr habt mir also bereits den Scheiterhaufen aufgetürmt?“ fragte der Prinz ironisch, „denn diesen Hieb hab' ich doch Eurer Eminenz zu verdanken?“

„Sodom und Gomorrah konnten nur durch Feuer vernichtet werden,“ ertönte die Baßstimme des Kirchenfürsten salbungsvoll.

„Ich bin ja gerade kein Verächter des für den Koch so nützlichen Feuers,“ entgegnete Giovanni erzürnt, „aber trotzdem meine ich, Gottes Gerechtigkeit hätte vielleicht auch andere Mittel finden können, um die Sünder von ihrer Sündhaftigkeit zu überzeugen —“



„Ihr glaubt gar nicht an Gottes Dasein,“ fuhr ihn der Bischof an.

„Und glaubt Ihr mir von Gottes Dasein und Liebe einen Begriff beibringen zu können, wenn Ihr mich verbrennt?“ fragte Giovanni scharf; „o! glaubt mir — wenn ich Gott wäre, würde ich den Gottesleugner mehr lieben, als den, der ihn in meinem Namen verfolgt —“.

Der Bischof flüsterte mit einem neben ihm stehenden Geistlichen.

„Nun, das Inquisitionsgericht wird die weitere Entscheidung treffen,“ sagte er dann und wollte sich entfernen.

In diesem Augenblick kam Gaddi, ein dickes Pergament im Arm, durch den Garten zurück.

„Wartet noch,“ rief Giovanni dem Kirchenfürsten zu, „ich habe Euch und Euren Pfaffen nämlich ebenfalls einen kleinen Scheiterhaufen errichtet, der lustig

empor durch die Welt flackern soll, sobald Ihr mir den meinigen in Brand gesteckt —“

„Was ist das,“ fragte der Bischof, dessen fette Züge sich verfinsterten.

„Nichts, als ein Buch,“ lächelte der Prinz, „indeß birgt sein Inhalt seltsame Dinge. Wenn es Euch nämlich noch nicht bekannt sein sollte, welch' sittenloses Leben die Geistlichkeit unserer Tage führt und wie sie weit eher verbrannt zu werden verdient, als das arme Sodom — so könnt Ihr das aus diesen Blättern lernen, die nichts als sorgsam zusammengetragene Wahrheit enthalten —“

„Wie —?“ fuhr Salviati erschrocken auf.

„Ja,“ setzte der Prinz seine Rede fort, „ich habe durch geheime Kundschafter in Stadt und Land, in Familien und Klöstern Nachforschungen anstellen lassen — das Ergebnis war überraschend — hier“ er schlug bei diesen Worten auf das Buch, „stehen an die tausend Namen von hohen Kirchenfürsten verzeichnet, die sich die schwersten Verbrechen haben zu Schulden kommen lassen, gegen welche diejenigen der Einwohner Gomorrahs als harmlose Belustigungen erscheinen. Sobald Ihr nun, Eminenz, mich vor ein Inquisitionsgericht stellt, wird dies Buch durch die neue Erfindung der Presse vervielfältigt, die Schande der Nachfolger Christi in alle Lande tragen — und ich stehe Euch dafür — da ich auch die Namen der Zeugen anführe und unwiderlegliche Beweise erbringe — der Heilige Vater wird alsdann auf seinem Stuhle das Gleichgewicht ein wenig verlieren — übrigens verschmäht es mein

Buch auch nicht, von der geistlichen Macht ab und zu ein Schlaglicht auf die Sünden der weltlichen zu werfen — Fürsten, Feldherrn, Richter und Sicherheitshauptleute tanzen in diesem Buch um die Flammen der beiden brennenden Städte und beweisen der Welt, daß wir uns gegenseitig mit unserer sogenannten „Moral“ zum Narren halten und daß wir besser thun würden, uns zu verzeihen, als uns gegenseitig unsere Balken in den Augen vorzuhalten —“

Salviati hatte diesen mit wachsendem Zorn hervorgeschleuderten Worten, mit wachsendem Entsetzen gelauscht. Am Schluß derselben wankte er, auf seine Mönche gestützt, eiligst davon, ohne irgend Etwas zu entgegnen.

„Ich fürchte, Ihr müßt Euch jetzt um so mehr in Acht nehmen, gnädigster Herr,“ sagte Gaddi, als die übrigen Künstler dem Prinzen zu seinem „Triumphe“ gratulierten.

„Da kannst Du Recht haben,“ erwiderte ihm Giovanni, „man wird mich nun im Stillen und Geheimen desto schlimmer verfolgen —“

„Euer Verteidigungsmittel ist zudem kein besonders nobles,“ fuhr Gaddi fort.

„Das gebe ich zu,“ meinte der Prinz, „aber die Art, wie man mich angreift, ist auch keine edle —“

Gaddi verfiel hierauf wieder in seine frühere Schweigsamkeit, die seinen Gönner mit tiefster Besorgnis erfüllte. — Einige Tage darauf zerstörte der junge Künstler seinen Genius des selbstgewählten Todes eigenhändig, sodaß nur noch Bruchstücke und

Trümmer von demselben übrig blieben. Er befand sich während dieser Zerstörung, wie in einem Zustand düsterer Raserei. Als er sein Werk beendet, fand ihn der Prinz mitten unter den Trümmern sitzend, in Schweiß gebadet, den Kopf auf die noch bebenden Fäuste gestützt, den blutunterlaufenen Blick auf die Steine geheftet.

„Ajas," rief Giovanni, „der rasende Ajas unter den Leichen der hingemordeten Heerde —"

Nun begann der Künstler heftig zu weinen. Er bereute seine rasche That aufs Lebhafteste und es hätte nicht viel gefehlt, so würde er auch wie Ajas durch Selbstmord geendigt haben. Sein Beschützer hielt ihn nur mit Mühe davon zurück, das Beil, mit dem er das Kunstwerk zerschlagen, gegen sich selbst zu wenden.

„Bedenke," rief ihm sein Gönner zu, „daß Dein Leib ein weit größeres Kunstwerk ist, von dessen Zerstörung Du dem großen Künstler wirst einst Rechenschaft ablegen müssen —"

„Denken wir nicht mehr an die Sache," entgegnete der Künstler und verfiel nun in eine Heiterkeit, die denselben krankhaften Stempel trug, wie vorher seine Traurigkeit.

* * *

Der alte Herzog hatte in einem Anfall von Reue, seiner Jugendsünden gedenkend, Anstoß an mehreren Gemälden des Doms, des Schlosses und an verschiedenen Statuen des Schloßgartens genommen. Er hatte den Befehl erteilt, diese ihn allzusehr an seine

lebenslustigen Tage erinnernden nackten Stellen der Gemälde zu übermalen und die Statuen der heiteren Heidengötter und kecken Göttinnen teilweise zu zerstören, oder sie doch in christlichem Sinn umändern zu lassen. Giovanni war über die Maßregel, als Kunstbegeisterter, empört. Als er nach jener Umarbeitung den Schloßgarten besuchte, stöhnte er geradezu auf, als er seine Lieblinge in gute Christen verwandelt vor sich sah.

„Ist es erhört," rief er, wie immer, wenn er in Zorn geriet, eigentümlich schluckende Kehllaute ausstoßend und oft seltsame unbeholfene, kindliche Fingerbewegungen ausführend, „ist es erhört, daß ein italienischer Fürst den Kunstsinn so wunderlich verquickt mit Religion und Reue?"

Gaddi erinnerte ihn daran, daß der Papst ja gerade so mit den Bildern Michel-Angelos verfahren wollte. Giovanni durcheilte rasch die Gartenanlagen, vor Schrecken und Entrüstung kaum sich umzusehen getrauend, suchte er seinen Vater auf, den er in seiner Garderobe fand und machte dann dem sich eben von seinen Bußübungen Erholenden heftige Vorstellungen. Der Herzog, sich in seinen Sessel setzend, sprang vom Thema gleich ab, ergriff sein Erbauungsbuch und sagte unwillig: Ehe Du weiterredest, lege zuvor einen sauberen Anzug an, setze ein neues Barett auf — dann komme wieder . . ."

Der Prinz, der allzuwenig auf derartige Äußerlichkeiten hielt und wirklich zuweilen nachlässig gekleidet ging, stand verblüfft.

„Wenn man Kunstwerke verteidigt,“ setzte Sigismondo hinzu, „muß man sich zuvor selbst ein wenig zum Kunstwerk gestalten — Du läufst aber oft herum, schmutziger als Dein Stallknecht, in Kleidern, älter, als Deine Götter —“

Giovanni lachte bitter.

„Ja nun, lieber Vater,“ sagte er, „das Leben ist kurz — das meine ist vielleicht ganz besonders kurz — wie viel Zeit verliert man nicht täglich durch Waschen, Kämmen, Anziehen — zudem — warum soll ich mich putzen? Soll ich, der ich, ging es nach dem Wunsch meiner Feinde, längst im Tollhause oder im Gefängnisse säße, wohl Fleiß darauf verwenden mein Barett mit neuen Federn zu schmücken? Da verwende ich, die mir so kurz zugemessene Zeit lieber dazu, meinen Geist neu zu beflügeln — und statt der Schnäbel meiner Schuhe, suche ich vielmehr meinen Worten Hacken, Härte und Schärfe zu verleihen —“

Hierauf stürmte er in seiner schwerfällig-leidenschaftlichen Weise aus dem Zimmer. — Um seinen Vater und die Geistlichkeit zu ärgern, ließ er einige Tage später vor der Jupiterstatue seines Schützlings einen steinernen Altar errichten. Alsdann lud er die noch am Hof weilende Künstlerkolonie ein und gegen Abend, als die Sonne sich anschickte ins Meer zu steigen, mußte die kleine Schar in altrömischen Togen gehüllt, dem Bildnis des Göttervaters ihre Anbetung darbringen, während der Altar eine graziöse Weihrauchsäule um die Marmorstirne des Gottes wob. Der Thronfolger war entzückt und glaubte sich in das

Homerische Zeitalter versetzt, als unter den sehnsüchtigen Klängen eines von ihm selbst gedichteten Hymnus, etwa zehn Jungfrauen und ebensoviel Jünglinge einen feierlichen Tanz um die Statue ausführten, indem sie Lorbeerzweige, dieselben erst graziös um die Häupter schwingend, in die Glut des Altars warfen. Wie, als verstände er, um was es sich hier handelte, lächelte der menschenfreundliche Marmorgott auf die frische Jugendschar herab. Der Horizont drückte seine sinkende Sonne, wie ein glühendes Diadem dem aufschauernden Meer auf die weißen Schaumlocken und küßte — alter Zeiten gedenkend — dem weihrauchumhüllten Marmorzeus die Stirne, so daß in ihrer Glätte Purpurfunken zuckten.

Als man sich dann im Angesicht des Meeres zum heiteren Mahl niedergesetzt hatte, leitete der Prinz was er so gern that, das Gespräch auf höhere Menschheitsfragen. Von weitem herüber schimmerten aus dem Gebüsch des Gartens allerlei Kutten und geistliche Gewänder.

„Das wird die da drüben ärgern," sagte der Prinz mit einer Geberde auf die verstohlen zuschauenden Priester.

„Vielleicht nicht einmal so sehr, als Ihr glaubt, gnädiger Herr," bemerkte einer der Künstler.

„Warum?"

„Nun, der alte Jupiter wird der Kirche nicht mehr gefährlich," meinte der Maler, „hättet Ihr einen neueren Ketzer verherrlicht, das würde böseres Blut gemacht haben —"

„Das mag sein," entgegnete der Prinz, „aber in diesem alten Gotte, verehren wir eigentlich die Idee des Fortschritts — und jeder echte Fortschritt ist Ketzerei —"

Einer der Anwesenden bemerkte: Die alten Heidenpriester hätten übrigens den Fortschritt auch nicht geliebt. Er erinnerte an Prometheus.

Man sprach nun über verschiedene neue wissenschaftliche Entdeckungen und Erfindungen.

„Eigentlich sollten," meinte der Prinz, „die Pfaffen dergleichen Erfindungen, die doch sämtlich vom Teufel kommen, gänzlich ignorieren — wir sehen aber, daß sie im Gegenteil rasch bei der Hand sind, die Errungenschaften, der ihnen so verhaßten Wissenschaften zum eigenen Nutzen gleich zu verwenden — sie drucken und lassen ihre Feinde mit Pulver erschießen — übrigens," setzte er hinzu, „ist es zu bedauern, daß die Weltregierung die christlichen Offenbarungen nicht durch bedeutende, auf der Höhe ihrer Zeit stehende Geister in die Welt treten ließ — sondern, daß der Schöpfer, auffallender Weise, diese Offenbarungen den Weg durch die Köpfe einfacher Handwerker nehmen ließ — wie viel weiter wären wir, wenn uns etwa ein Sokrates, ein Seneka, ein Julian oder Mark Aurel das Neue Testament verkündet hätte —"

Einige warfen nun dazwischen: nicht nur die Kirche, auch der Staat stämme sich der Veredlung, dem Fortschritt der Menschheit entgegen — Machiavelli deute das auch wohl an.

„Das ist richtig," versetzte der Prinz, „die Regie-

rungen können und dürfen den Fortschritt der Menschheit nicht beschleunigen — sie müssen — ihr elendes Material kennend —! immer am Rückschritt arbeiten. Dieser Krebsgang wird aber dadurch doch wieder zum Fortschritt, daß der Fußboden, auf dem der Krebs schreitet, sich ohne dessen Wissen und Willen langsam von selbst vorwärts bewegt —"

Die Glut des Altars war allmählich erstorben, die Sonne war ins Meer gesunken, das leise rauschend ans dunkelnde Ufer schlug. Gaddi machte die kleine Versammlung aufmerksam auf die halberloschene Altarflamme, die in mattglühenden Umrissen die erhabenen Züge des Gottes aus der Nacht hervortreten ließ.

„Jetzt sollte," rief der Prinz begeistert, „Venus aus dem Meeresschaum ans Ufer steigen — das wäre die rechte Stunde —"

Kaum hatte er geendet, so flog ein großer Stein von der Richtung des Gartens herüber, gut gezielt, mitten in die noch glimmenden Kohlen des Altars und zerstreute dessen Funken.

„Was ist das?" rief Gaddi sich rings umblickend.

Gleich darauf flogen aus derselben Richtung noch mehrere Steine, einige trafen den Marmorgott, andere die Köpfe und Schultern der Versammelten. Man erhob sich bestürzt.

„Aha!" sagte der Prinz, „so macht sich der Haß unserer Feinde bemerkbar — da sie nicht fähig sind, das Schöne zu genießen — wollen sie 's zerstören, um auch Anderen den Genuß daran zu verderben —"

Man sah im Dunkel der Gebüsche allerlei schwarze Gestalten auftauchen. Um nicht mit diesen düsteren Gesellen in Streit zu geraten, hielt es die kleine Schar für besser sich zu entfernen.

„O, wie ich immer mehr dazu komme die Menschen zu verachten," sagte der Prinz, während er die Versammelten entließ, — „meine Verachtung ist so groß, daß ich sie gar nicht einmal in Worte fassen mag — das Aussprechen derselben würde die Empfindung schon abschwächen und sie wieder der Achtung annähern —"

„Das ist nicht christlich," lächelte Gaddi, „Ihr solltet den Menschen verzeihen —"

Der Prinz sann vor sich nieder, den Kopf ein wenig schief haltend, wie das seine Art war.

„Nun gut," sagte er dann höhnisch, „ich verzeihe ihnen auch — aus Verachtung —"

* * *

An einem der folgenden Abende hatte der Erbprinz wieder einmal eine seltsame Auseinandersetzung mit seinem Vater. Die Hofgesellschaft saß in der schönen auf den Garten hinaus offenen Säulenhalle. Ein großer Kronleuchter hielt prunkend auf goldenen Armen wohl dreißig flackernde Kerzen über die Köpfe der Geladenen, deren bunte Seidengewänder, Sammetwämse und Barette die Flammen, wie mit einem sprühenden glitzernden Lichtthau überrieselten, während durch die Säulen die warme, sammetweiche Nacht hereinlauschte mit tausend Blätterohren und tausend

Sternenaugen. Der alte Herzog hörte nur noch mit halbem Ohr auf die Disputation zweier Humanisten, die in ihren langen, dunkeln Gewändern, lorbeergeschmückt, in der Mitte der Halle, hinter ihren Kathedern standen und sich gegenseitig mit Injurien bewarfen. Der Eine derselben war außergewöhnlich mager und verteidigte die Lehren eines neuen Umstürzlers, Namens Luther, dessen Geistesblitze allmälig über die Alpen herüber in die italienische Stickluft gedrungen waren; der Andere, ein ungewöhnlich dicker Herr, schrie wütend dazwischen: — Dieser ketzerhafte Mönch verdiene das Schicksal Savonarolas! Als eine Pause eingetreten war, wendete sich der Bischof Salviati an den Erbprinzen, mit der Frage was Er! von dem neuen deutschen Kirchenlicht halte?

Der Erbprinz lächelte ironisch.

„Mir kommen diese kirchlichen Streitigkeiten unsagbar kindisch vor," sagte er leise, „denn — ihr macht euch damit doch nicht weiß, daß ihr echte! Christen seid —"

„Was?" fuhr der Herzog auf, „wir sind keine Christen?"

„Durchaus nicht," lachte Giovanni hämisch vor sich hin, „denn für den Christen giebt es kein höheres Vorbild als Christus, dem wir in allen Dingen nachstreben sollen. Wohin würde aber die Menschheit kommen, wenn wir wirklich alle genau den Lebenswandel Christi befolgen und seine Lehren streng inne halten wollten? Fragt euch selbst. — Der ganze Staat würde aus den Fugen gehen — Soldaten dürfte

es unter keinen Umständen mehr geben — eigentlich auch keine Richter und Steuern mehr — die Gesellschaft würde sich auflösen — Kunst und Wissenschaft, welche Christus verabscheute, gingen zu Grund und wir hätten ein haltloses Geschlecht von allmälig immer tiefer herunter sinkenden Träumern, statt thatkräftig vorwärts strebender Schicksalsbekämpfer —"

Der Herzog, der das mit der Welt zerfallene Gemüt seines Sohns nicht verstand, runzelte mit trüber Miene die Stirn. Salviati, der sich innerlich ärgerte, setzte äußerlich eine wohlwollende Miene auf.

„Wir haben uns," begütigte er, „nur an Christi Worte, nicht an seinen Lebenswandel zu halten —"

Den Prinzen erfaßte sein dämonischer Haß, gegen die Lehren der Geistlichen.

„Das ist Sophisterei, mein werter Bischof," rief er heftig, „Ihr wißt so gut, als ich, daß die Thaten Christi von seinen Werken nicht zu trennen sind — daß, wer seinen Lehren folgt, auch seinem Wandel folgen muß, will er kein Schein-Christ bleiben . . ."

Der Bischof spielte entrüstet mit dem Saum seines Gewands und hüstelte nervös vor sich hin: „So, so — wir sind also Schein-Christen?"

„Der neue Reformator," fuhr der Prinz fort „eifert zwar, wie ich höre, gegen den unchristlichen Lebenswandel der Geistlichen — aber er merkt wohl schwerlich, daß er sich von den Lehren seines Vorbilds nur desto weiter entfernt, je mehr er das Recht der freien Forschung betont —! Der edle Menschensohn hat nicht geforscht — zu was auch? Er wußte

ja Alles! — ihm löste die Liebe lächelnd alle Rätsel der Welt —“

Als den Sprecher ein begeisterter Blick aus Emilias schönen Augen belohnte, stand er auf, schritt zu der zwischen den Säulen ragenden Büste des Zeus, umarmte sie und drückte einen Kuß auf ihre kalte Marmorstirn.

„Zum Glück,“ rief er dabei, „zum Wohle des Fortschritts ist ja unsere Seele immer die liebe alte Heidin geblieben, die im Stillen noch um die flammenden Altäre der Schönheit und Menschlichkeit ihre freiheitlechzenden Tänze aufführt —“

Aus der Mitte der Gesellschaft, heraus ertönte Beifallsgemurmel und sogar verzagtes Händeklatschen, das aber sofort durch ein unwilliges Gezischel unterdrückt wurde.

Hierauf verließ der Prinz die Halle, während ihm mehrere seiner Schützlinge in die Nacht hinaus folgten.

„Ah,“ sagte er, sich dehnend, „hier ist mirs wohler in der freien Natur, als da drinnen bei diesen Dogmenerfindern — horch! kehrt sich wohl die Nachtigall, die dort so sehnsüchtig flötet, an spitzfindige Moralgesetze?“ setzte er mit komischer pastoraler Entrüstung hinzu. „Denn eben die Heiden, die das Gesetz nicht haben,“ zitierte Gaddi die Heilige Schrift, „sind sich selbst ein Gesetz —“

Giovanni sah sich nach seinem Freunde um.

„Du hast recht,“ bemerkte er, „das Christentum haßt die Naturgesetze — aber diese geben ihm den

Haß sehr unchristlich zurück — die Wissenschaft der Natur ist der eigentliche Antichrist —“

Die kleine Schar schritt weiter, in allerlei interessante Gespräche vertieft. Nach längerem Spaziergang durch die Gärten war man da angekommen, wo eine von Pinien und Cypressen gekrönte Landzunge in das Meer hinausragte. Leise im Mondglanz rauschend, schlummerte die öde Wasserwüste wie eine feste, metallische Masse; nur wo der Mond eine breite Goldstraße über diesen finsteren Rücken goß, zitterten und wimmelten die Wellen, als suche dort eine Schar goldener Ameisen nach verborgenen Schätzen.

Rechts hoben sich die Maste des Hafens, wie ein feines Gespinnst vom grünlichen Nachthimmel ab; man sah diese Maste samt dem ganzen Hafen durch den halbzerfallenen Portikus eines antiken Tempels, der einen prächtigen, von Schlinggewächsen umsponnenen Rahmen bildete.

„Fürwahr,“ sagte der Prinz lächelnd, „die Natur — die vom Christentum so bitter gehaßte — ist herrlich, — aber ihr Eindruck wird gesteigert durch die Kunst — hört, ich hab' Euch eine kleine Überraschung bereitet.“

Er winkte mit dem Taschentuch nach dem zerfallenen Tempel hinüber — sogleich begann aus den Gebüschen des Ufers ein wilder Gesang, der sich mehr und mehr nach der See zu entfernte. Es waren die Stanzen des „Befreiten Jerusalem“, die von Fischern vorgetragen, von anderen weit draußen auf dem Meere schwimmenden beantwortet wurden und die den Eindruck hervorbrachten, als beklage eine einsame im un-

endlichen Meer verlorene Seele den Untergang eines großen, schönen Heldenzeitalters.

„O Freunde," wendete sich der Prinz zu der kleinen, andächtig lauschenden Schar, „welche Gewalt schläft doch in den echten Kunstgenüssen — seh' ich nicht Thränen in Euren Augen? Könnten wir nicht aus dem Gefühl, das uns beim Anhören schöner Verse, süßer Töne die Seele bis zur Auflösung berauscht, weit sichrer den Schluß ziehen, daß es außer dieser Welt noch eine überirdische giebt — als aus den Verheißungen ohne Beweis, den die Religion uns bietet?

Einer der Gelehrten wendete ein, die Kunst „beweise" ja auch nichts.

„Die Wissenschaft", fuhr der Prinz fort, „will freilich beweisen — aber was sind alle diese Vernunftschlüsse, die stets nach fünfzig Jahren wieder umgestoßen werden, gegen ein einziges echtes Gefühl —? gegen das Wunder, das ein schönes Lied in unserer eignen Brust erschließt? Alle Beweise beweisen nur, daß nur die Empfindung und die Anschauung überzeugt —"

Als sich der Prinz tief ergriffen auf einen der umherliegenden antiken Säulentrümmer setzte, trat Gaddi zu ihm heran. „O gnädigster Herr," sagte er, „wenn Ihr doch diese edlen Gefühle, statt sie in Kunstgenüssen zu vergeuden — in Thaten umsetzen wolltet —"

„Aha! — kommst Du wieder damit?" fragte der Getadelte.

Auch die andern traten näher.

„Gebt diesen 10 Sängern da draußen", fuhr Gaddi fort, „statt der Mandolinen Dolche in die Hände — und sie nehmen Euch die ganze noch versammelte Hofgesellschaft gefangen — —" Beifälliges Gemurmel durchlief die kleine Versammlung.

„Dieser Gedanke wäre der Erwägung wert," rief Alberto, der Kastellan, lebhaft, „in Staatsangelegenheiten bewirkt oft eine plötzliche rasche That größere Dinge, als die sorgfältigste Überlegung — wenn Ihr Euch an die Spitze von zehn kräftigen Fischern stellt, reißt Ihr die noch Wankelsinnigen mit fort — das Plötzliche der That, das Überraschende wird den Erfolg bringen —"

Der Thronfolger war aufgestanden.

„Er ist dahin —, unwiederbringlich —" murmelte er, den Kopf sinken lassend.

„Wer?" fragte Gaddi erstaunt, „wer ist dahin?"

„O, o!" stöhnte der Prinz, „ich hatte einen so schönen Gedanken — Ihr — mit Eurem politischen Geschwätz habt mir ihn verscheucht —! Gedanken sind wie zarte Blumenkeime, die über der rauhen Scholle ihr duftiges Haupt erheben — ein grober Tritt — und sie sind verschüttet — für immer — —"

„Über was habt Ihr nachgedacht?" fragte einer der Künstler.

„Ich dachte," erwiderte Giovanni zögernd, „ich bedachte, daß die Kunst eine durch unsern Geist hindurchgegangene Natur ist — also vermenschlichte Natur? . . . Was ist nun, überlegte ich weiter: der

Menschengeist, wenn er durch den Weltgeist hindurchgegangen ist?"

„Es ist zum Verzweifeln," rief Gaddi händeringend, „mit solch nutzlosen Fragen vertändelt Ihr Eure kostbare Zeit? O, o! Euch ist nicht zu helfen," setzte er fast weinend hinzu und eilte, die Hände vor's Gesicht drückend, davon, in die Nacht hinaus.

Der Prinz sah ihm bestürzt nach.

„Haltet ihn zurück," sagte er zu seinen Freunden, „führt ihn zurück — man muß ihn behandeln wie einen lieben Kranken" — —

Alberto flüsterte einem der Künstler ins Ohr: „Er selbst scheint mir der Kranke zu sein —"

Der Angeredete entgegnete: „Mir scheint er eine Art von Genie zu sein, so etwa wie es Tasso war —"

Der gelehrte Basinio, der diese Phrase gehört, wendete sich um.

„Da könntet Ihr recht haben," flüsterte er, „ich halte das Genie für eine Entwicklungshemmung — unser gnädigster Herr ist gewissermaßen: ein Kind —?"

Im Weiterschreiten stritten nun die gelehrten Humanisten über den Begriff des Genialen! Aussprüche der Alten und Neuen wurden ins Treffen geführt, so daß schließlich auch Giovanni aufmerksam auf diese Unterhaltung wurde. Er lächelte, als er merkte, daß er selbst das Thema dieses Streites bildete. Um die gelehrten Herren ein wenig an der Nase herum zu führen, that er nun mehrere seltsame Aussprüche, bei welchen sich nichts recht denken ließ und fragte sie, ob das die Geistesblitze eines Genies seien —? was einige

der Herren bestätigten. So sagte er einmal, sich vor den spitzfindigen Grammatiker Tribolo Juvenale hinpflanzend:

„Seltsam — die Genies machen oft mehr den Eindruck von Dummen, als die Dummen — wie?" Ein andermal, als von einem Reichen die Rede war, der das „Recht" gebeugt: „Das Gold ist doch der größte Anarchist —" Als von einem großen Schwindler gesprochen wurde, der in Rimini hunderte von Familien um Hab' und Gut gebracht, meinte er: „Man kann es den Menschen eigentlich nicht so gar übel nehmen, wenn sie sich gegenseitig betrügen — hintergeht und betrügt sie doch das Schicksal täglich —!" Die Gelehrten wußten nicht, ob er das ernst meinte, oder ob er scherze. Als man ihn darum befragte, sagte er lachend: „Ich kann euch mit noch mehr so schönen Äußerungen dienen, was sagt Ihr z. B. zu folgender: Bis jetzt haben alle gescheidten Ideen den Dummen nur dadurch genützt — daß man sie milder beurteilt hat —!?"

„Eure Bemerkungen," sagte Alberto, „deuten auf eine tiefe Menschenverachtung —" Giovanni verzog die Mundwinkel und hob die Augenbrauen sarkastisch:

„Derjenige verdient allerdings meine gründliche Verachtung, der die Menschen achtet," lachte er, einen abschiednehmenden Blick auf das Meer werfend.

„Aber was schwatzen wir da und streiten," rief er begeistert, auf das Meer deutend, „ein solcher Anblick bewirkt, daß ich Gott verzeihe, daß er mich und Euch erschaffen hat —!"

Zwischen finsteren Cypressenwipfeln hindurch schimmerte smaragdgrün, wie durchgeistigt, ein Stückchen Meer, in das eben die große Mondscheibe goldschauernd hinabstieg.

„Seht, seht, sagte der Prinz, „das ist das leuchtende Thor, das aus der irdischen Finsternis ins Jenseits führt — in die Welt Homers und Platos —!“

Er war indessen sehr unzufrieden mit seiner heutigen Geistesverfassung — gerade weil er im Augenblick sich bemühte, geistreich zu erscheinen, fiel ihm absolut nichts Gescheidtes ein. Er ärgerte sich über das Erzwungene, Inhaltsleere seiner Bemerkungen und zog sich frühzeitig in seine Gemächer zurück.

* *
*

Franzeska hatte schon mehrere Nächte hindurch kaum geschlafen. Jener Gedanke, der sich schon einmal — angeregt durch eine Novelle Boccaccios, an sie herangeschlichen, verfolgte sie mit krankhafter Beständigkeit. So lang ihr Gatte lebte, war sie nicht mehr als eine Gefangene, die ihre schönsten Lebensjahre in einem goldenen Käfig vertrauern mußte. Sie wußte, daß sie schön war — sollten diese Reize unbenutzt verkümmern? Hatte sie nicht die Pflicht, einen Mann glücklich zu machen mit dieser ihr von Gott doch nicht bloß zum Betrachten verliehenen Schönheit? So grübelte sie heute hin und her in der Einsamkeit ihres nächtigen Lagers. Die Kissen wurden ihr zu heiß, sie streifte die Decke zurück und suchte für ihre brennen-

den Glieder Erquickung im Nachthauch, der sich scheu wie ein Dieb durch die offene Thür der Altane hereinschlich und ihre schweißgebadeten Wangen und Arme beleckte. Sie malte sich, während sie zum Mond aufblickte, aus — wie das wäre, wenn nun ihr Gatte an die Thür pochte, einträte — was sie dann thun würde! Ja — sie würde ihm verzeihen, denn sie mußte sich gestehen, daß gerade seine Kälte sie fesselte — in gewissem Sinn liebte sie ihn sogar, denn vieles an ihm imponierte ihrem launischen Gemüt. Dann aber, wenn sie an sein höhnisches Wesen dachte, sich daran erinnerte, wie er in jener Nacht ihre Hingebung zurückgewiesen, ihren Liebreiz verachtet — nein! so etwas kann kein Weib verzeihen —! Sie wälzte sich stöhnend in den Kissen. Horch! Jetzt pochte es leise an der Thüre. Sie erhob sich vom heißen Lager und lauschte. Sie wußte recht gut, wer da pochte. War sie doch den versteckten Prüfungen ihrer Schönheit, die ihr aus Paolos Augen entgegenleuchteten, entgegengekommen. Gestern an der Herzoglichen Tafel hatte er leise gefragt, ob er sie nicht einmal „allein“ sprechen könne. Sie hatte ihm diese Bitte errötend abgeschlagen. „Wenn ich aber zu Dir komme?“ hatte er gefragt. „Ich werde nicht öffnen, hatte sie entgegnet. „Darf ich den Versuch wagen?“ „Um Alles in der Welt nicht —“

Nun hatte er den Versuch doch gemacht. Er stand vor der Thüre und ihr wars, als ob sie seinen Herzschlag vernehmen könnte, dem der ihrige entgegenpochte. Der Mond blickte durch dichtes Lorbeergebüsch

ins Gemach — gerade über seiner glänzenden Goldstirne schwebte ein graziöser Lorbeerzweig, ihn gleichsam zum Poeten krönend. Er verklärte denn auch mit der blausilbernen Poesie seines ewigen Antlitzes die Cypressenwipfel, die wie neugierig ihre Äste zum Altan heraufreckten und in das teppichbelegte Schlafgemach lugten. Nochmals hallte das begehrliche Pochen in die mondtrunkne Stille des Gemachs . . . am bronzenen Thürgriff drückte vorsichtig eine siegsgewohnte Hand —!

Franzeska hielt, sich emporsetzend, den Atem zurück. Sie wünschte aufs heißeste, die Thür möchte nachgeben und schreckte doch vor dem Gedanken zurück der Räuber ihres Friedens könne eintreten. Ihres Friedens? Sie mußte sich gestehen, daß ihre Seele längst zur Ehebrecherin geworden war — ja zu noch etwas weit Schlimmerem! Nun schlüpfte sie behutsam aus den Seidenpolstern, schlich auf die Thüre zu und flüsterte: „Wenn Du so lärmst, hört man uns —!“ „Deshalb mache auf,“ tönte es gepreßt zurück.

Langsam reckte sich ihr nackter, jetzt vom Mond wie in weißen Marmor verwandelter Arm, nach dem Riegel. Gequält blickte sie zurück nach dem Mondgesicht, als erwarte sie einen Rat von ihm, der schon soviel süße Liebestrauer, soviel Wunden, Thränen und Blut mit seinem teilnahmlosen Lächeln verklärt hat. Ihr war, als nicke er schelmisch schmunzelnd. In der That schob ihr beringter Finger leise den Riegel weg — doch wie erbebte sie, als sich mit pantherhafter Geschmeidigkeit der hübsche Paolo des Vorteils be-

mächtigte und durch die Spalte schlüpfte. „Ich danke Dir im Namen der Venus,“ stammelte er und wollte mit irrem Lächeln seine schöne Schwägerin an sich pressen. Sie trat einen Schritt zurück und wehrte mit der Hand ab.

„Glaube nicht, ich würde mich Dir ergeben,“ flüsterte sie, „wenn Dein Bruder mir treu wäre — ja — wenn er nur wenigstens einen ritterlicheren Charakter zeigte — aber so wie er ist, kann ich ihn nur verachten —“

„Gewiß,“ erwiderte er, „seine Charakterlosigkeit entschuldigt Deine Untreue —“

„Meine Untreue ist die einzige Rache, die ich an ihm nehmen kann,“ fuhr sie fort, „ich war rein, mild er hat meinen Charakter in sein Gegenteil verwandelt jene Nacht, da er meine Liebe zurückstieß, hat mich verändert — ich kenne mich selbst nicht mehr —“

Paolo begriff nicht, was diese Einleitung sollte. „Ich muß gestehen,“ murmelte er mechanisch, „seine Sonderbarkeit verwandelt uns alle hier am Hof — und weckt Leidenschaften in uns, die wir vorher nicht kannten —“ Sie hatte sich ihm genähert. Schließlich erfaßte er ihre Hand, die sie ihm überließ, doch wagte er nicht weiter zu gehen. Beide standen so längere Zeit, vom Mond silbern überrieselt, und blickten durch die offne Altanthüre hinaus in den zartblauen, duftig hinter der schönen Landschaft aufgespannten Nachthimmel.

Plötzlich ergriff Franzeska ein Frösteln, das ansteckend auf Paolo überging.

„So wie er ist," lallte sie, „halte ich Alles und Jedes für erlaubt —"

Er sah sie an. Sie hatte die Augen geschlossen, ein geheimer Schauer schien ihre Nerven zu durchbeben. Dann hob er den zwar schönen, aber ausdruckslosen Kopf. Es war ihm, als sollte er ihre Hand loslassen. Er ließ sie auch los, sie sah ihn fragend an und er streifte sie mit einem scheuen Seitenblick. Franzeska empfand innerlich diesen Blick wie ein entsetztes Betasten ihrer geheimsten Seelenregungen; sie schlug schuldbewußt die Augen zu Boden. Draußen in den Lorbeerbüschen entfuhren einem schlafenden Vogel seltsame zartgirrende Töne im Traume.

„Was willst Du damit sagen, Franzeska?" flüsterte er.

„Mit was?"

„Alles und Jedes hieltest Du für erlaubt . . .?"

Sie wollte „Nein" sagen, aber ein innerer Krampf zwang sie weiter zu gehen —!

„Ja — ich meine," stotterte sie, „frage Dich selbst — verdient Er's hier im Lande zu regieren?"

Die Cypressenwipfel rauschten träumerisch im Nachthauch. Nun ging Franzeskas Frösteln auf Paolo noch stärker über, er fing an sichtbar zu zittern.

„Du willst sagen," fuhr er fort, „er sollte nicht der Nachfolger meines Vaters werden?"

„So meine ich —"

„Und —?"

„Nun das Andere ist doch selbstverständlich —"

„Du willst einen Kain aus mir machen?"

Es lag ein weher Vorwurf in seinen Worten.

„Er ist nicht so unschuldig und gottwohlgefällig, als Abel," gab sie hastig zurück.

„Und wie denkst Du Dir —" er stockte.

„O — sehr einfach," flüsterte sie, eilte an ihre Toilette, entnahm derselben eine Silberbüchse und hielt dieselbe ihrem Anbeter vor die Augen, ihn dabei durchdringend anblickend.

„Was?" stammelte dieser, „Du bist schon so weit —? Das ist Gift —?"

Sie nickte ganz harmlos, naiv.

„Und zwar ein Gift," fuhr sie fort, „das auf völlig unmerkbarer Weise das Leben zerstört! Diamantstaub — —" setzte sie geheimnisvoll hinzu.

Paolo erbebte. Er kannte dessen Wirkung.

„Und — ich soll —?" stotterte er.

„Nun — wer sonst? Du kannst doch von einem Weib nicht verlangen —"

Sie hielt inne, da sie einen widerwilligen Zug auf seinem Gesicht entdeckte.

„Ihr Weiber kocht —! nicht wir —" flüsterte er, ohne recht zu wissen, was er meinte.

„O, das ist gar nicht so schrecklich, als Du Dir einbildest," sagte sie ganz ruhig, gleichsam unschuldig, „man muß sich nur mit derartigen Gedanken einmal vertraut gemacht haben — dann verlieren sie ihr Entsetzliches — Dir ist ein solcher Entschluß nur ungewohnt — ich habe solange darüber nachgedacht, daß ich garnichts mehr dabei finde — im Gegenteil — das zieht an, weißt Du — mächtig! o, mächtig —

wie ein tiefer, tiefer Brunnen, in den Du hinabstarrst und in dessen schwarzen Massen Du Dein Spiegelbild erkennst — o! o!" seufzte sie und gähnte dabei — „wie die Tiefe anlockt —"

Er war von ihr weggetreten und betrachtete sie mit den Blicken, mit welchen man etwa ein schönes, aber gefährliches Raubtier bewundert. „Brudermord?" raunte eine Stimme in ihm. Doch der furchtbare Gedanke trat nicht in seiner vollen Häßlichkeit vor seine Seele — kam er doch aus so begehrenswertem Munde, ward er doch von so viel Grazie, von so viel heißem Liebreiz seines giftigen Stachels beraubt, wusch ihm doch das süßeste Glück der Erde das Blut von der gräßlichen Stirn und den scheußlichen Schlangenhaaren. Je mehr er sich in die Linien dieses Halses, in dies schmachtende Auge vertiefte, desto mehr verlor sich sein Grauen vor der That, die ihn zum Herrscher Riminis und zum Besitzer eines der schönsten Weiber machte. Sobald Franzeska merkte, daß jener Gedanke in ihm Wurzel zu fassen begann, lächelte sie ihn mit feurigen verlockenden Blicken an. Er, von diesen Blicken im Innersten entzündet, eilte auf sie zu, um sie in die Arme zu schließen. Sie ließ ihn herankommen — dann trat sie hastig zurück. Er hatte jedoch schon ihre Hand erfaßt. Nun entstand ein kleiner Kampf — sie entriß ihm ihre Hand und eilte vor dem ihr Folgenden an die Thüre des nächsten Gemachs.

„Ich darf Dir erst dann angehören," flüsterte sie, als sie der Wirkung ihrer Reize gewiß war, „wenn der nicht mehr lebt, der das Recht hat uns zu trennen —"

Nun spielte Paolo auf den Goldschmied an — ob sie diesen nicht bereits erhört? Sie lachte. Den habe sie nur zum Besten gehabt — übrigens sei der auch allmählich zum Weiberfeind geworden, unterm Einfluß seines Bruders. Paolo empfand, daß sie recht hatte. Er wollte zudringlicher werden und deutete ihr, als sie ihn abermals abwies, verletzt an, daß ihm ihre Liebe doch nicht so viel wert sei, daß er deshalb einen Brudermord auf sein Gewissen laden werde.

„Ich wußt' nicht, daß Du feig bist," flüsterte sie mit verhaltenem Atem.

„Feig?" fuhr er auf, „wenn ich nicht zum Mörder werden will?"

„Im Staatsdienst — in der Politik giebt es kein Verbrechen," sagte sie, deren Geisteskräfte, durch die Spannung des Moments sich erhöhten, „hier ist Alles Macht — wer die Macht hat, hat auch das Recht. Und bedenke — wird nicht Dein Bruder sein Land ins tiefste Unglück stürzen? Wird er nicht den heiligen Vater bekämpfen? Den Menschen das höchste Gut — den Glauben entreißen durch sein Beispiel? Wird er nicht gern die sittenlosesten Zustände einführen? Ist es also nicht ein Verdienst — und durchaus kein Verbrechen — ihn bei Seite zu schieben?"

Paolo sah sie überrascht an.

„Wenn man 's von der Seite betrachtet," flüsterte er und stockte.

Nun änderte sie ihre Kampfesweise. Sie brach in

Thränen aus, rang die Arme und erklärte sich für die unglücklichste Frau unter Italiens Sonne.

„Wenn mein Gatte hier zur Herrschaft kommt,“ jammerte sie, „wird das Erste sein, was er thut, daß er mich in ein Kloster steckt —“

Dieser Grund wirkte heftiger auf den jungen Malatesta, als alle übrigen.

„Es muß Etwas geschehen,“ sagte er und versuchte es die Unglückliche in etwas plumper Weise zu trösten. Sie steigerte absichtlich noch ihren Thränenguß und brachte ihn durch das Kindliche, Hilflose ihrer Angstgeberden ganz um die Sinne. Als er sich ihr nun zu Füßen warf und sie merkte, daß seine Leidenschaft auf den Höhepunkt angekommen war — schlüpfte sie rasch durch eine kleine Tapetenthüre und ließ ihn, von Sehnsucht verzehrt, auf dem Teppich liegen . . .

* * *

Indessen fühlte der Prinz schon nach einigen Tagen die Folgen des väterlichen Befehls, der gebot, daß man den Sohn auf Schritt und Tritt beobachtete. Sobald er sich auf der Straße oder in der Umgegend der Stadt zeigte, bemerkte er Personen, die ihm nachgingen, sich scheinbar zwecklos in seiner Nähe aufhielten. Dem Goldschmied war diese Spionage, diese Allgegenwart der heiligen Themis ganz unerträglich. Er geriet in einen überreizten Zustand, schlief kaum mehr, sah überall Feinde und verschloß jede Thüre doppelt. Es kam vor, daß, wenn er eben erst eine

Thüre geschlossen hatte, es ihn zwang, vom Stuhle sich zu erheben und das Schloß nochmals zu prüfen. Obwohl er sich genau überzeugt, daß es unversehrt war, stand er gewiß noch zwei- bis dreimal des Nachts aus dem Bett auf und prüfte das verdächtige Schloß. Seine Melancholie nahm zu, was Giovanni mit tiefer Besorgnis erfüllte. Giovanni lachte anfangs über die Versuche der Agenten, die ihn ausforschen wollten. Er meinte, wenn Themis zu solchen Mitteln greifen müsse, um Vergehen an's Licht zu ziehen, möge sie lieber gleich ihre Binde in eine Maske, ihre Wagschalen in Schminktöpfe und Geldteller verwandeln und völlig zur Dirne werden.

Als er eines Tags im Schloßgarten spazieren ging, setzte sich ein junger, hübschgewachsener Mensch neben ihn, redete ihn an und versuchte es, ihn zu allerlei unbedachten Äußerungen zu verlocken. Giovanni merkte zum Glück bald, wohin der junge Versucher zielte — er gab sich nun Mühe aus demselben herauszubringen, wer ihm diese schmähliche Rolle zugeteilt.

Als der junge Mann sah, daß er entlarvt war, errötete er und eilte dann rasch davon.

Tief empört über diese Behandlung, versprach der Prinz seinem immer trauriger einherwandelnden Schützling, nun endlich ernstliche Maßregeln zu ergreifen. Der Herzog gab am folgenden Abend zu Ehren eines päpstlichen Nuntius ein großes Hoffest. Diese Gelegenheit wollte Alberto benutzen und drang in den Prinzen, er möge gestatten, daß er den Festsaal, der vom Schloß

abgesondert im Park lag, mit seinen Truppen umstellte. Auf einen dem Alberto gegebenen Wink sollten die Soldaten alsdann über die von Wein erhitzte Hofgesellschaft herfallen — einige gefangen nehmen, andere niederstoßen. Nach einigem Schwanken willigte Giovanni ein.

So kam denn der Abend heran, an welchem der Saal und zugleich der freie Platz vor dem Saal im Glanz der Fackeln erstrahlte. Die Tafel war unter den duftenden Zweigen eines Citronenwäldchens gedeckt. Die Äste waren mit bunten Lampen behangen. Indeß machten die Diener darauf aufmerksam, daß ein Gewitter im Anzug sei, die Wolken zögen mit Macht näher.

Der alte Herzog, der ein Feind aller glänzenden Lustbarkeiten geworden war, würde sich weit lieber in seinem Schlafgemach geistlichen Übungen, als hier im Freien weltlichen Freuden hingegeben haben. Doch verlangte die Staatskunst diese Repräsentation, und er war zu klug, um öffentlich seine Sinnesänderung zur Schau zu tragen. So schritt er jetzt im pelzverbrämten Fürstenmantel durch die strahlenden Marmorsäle, durch die Reihen der Gäste, bald einem fremden Gesandten, bald einem hohen Geistlichen ein paar Worte zuwerfend. Später riefen Hörner die Versammelten in die linde Nacht hinaus, woselbst sie sich an der prächtig dekorierten Tafel niederließen, die wie ein Hochaltar sinnlicher Freuden in der Pracht kunstvoll gearbeiteter Gold- und Silbergeschirre, funkelnder Becher und edel-



steinbesetzter Schalen erstrahlte. Des heranziehenden Gewitters achtete man nicht weiter, da ja die Flügelthüren des großen Saales ihre schützenden Arme in nächster Nähe gegen die Tafel hin ausbreiteten.

Ringsum in den Gebüschen hatte Alberto seine zuverlässigsten Mannschaften verteilt. Scheinbar sollten dieselben als Wachen dienen, um neugieriges Volk fernzuhalten.

Als der erste Gang aufgetragen und das Gespräch lebhafter geworden war, erschien plötzlich Giovanni in Begleitung Gaddis, der schon seit Wochen sehr angegriffen aussah. Er trug eine römische Toga, die allgemeines Befremden erregte. Der Vater runzelte die Stirn und warf einen mißbilligenden Blick auf den Prinzen, der unbefangen lächelte, während es Gaddi recht unbehaglich zu Mute war. Die Unterhaltung stockte einen Augenblick, als Giovanni dem Goldschmied etwas zuflüsterte, worauf dieser in einiger Verlegenheit einen verborgen gehaltenen Lorbeerkranz hervorzog und denselben seinem Gönner vor allen Gästen auf den Kopf setzte. Der Hofnarr Lanzelot stellte sich alsdann mit einer Guitarre vor den Gekrönten und sang ihn mit krähender Stimme an, allerlei possierliche Verrenkungen ausführend.

„Oho, was soll das heißen?“ rief der Prinz außergewöhnlich laut, „Gaddi will mich zum Dichter krönen? Und Lanzelot verheißt mir die Unsterblichkeit? Weißt Du nicht, daß mir meine Gattin eine sehr entschiedene Sterblichkeit verspricht?“



Franzeska blickte erbleichend auf Paolo, der ein Zittern unterdrückte.

„Und mein Vater," fuhr Giovanni fort, „mir eine weit edlere Kopfbedeckung ausgewählt hat?"

„Und welche?" fragte der Narr grinsend.

„Na — die hier —" rief der Prinz und riß dabei dem Narren die Schellenkappe vom Kopf, dieselbe sich über die Ohren stülpend.

„Oho — wollt Ihr mir ins Handwerk pfuschen?" höhnte Lanzelot.

„Ein wenig," rief Giovanni, „nun hab' ich das Narrenrecht, der Welt die Wahrheit zu sagen —". Der Arzt Sebastian beugte sich zum Herzog.

„Das ist eine einstudierte Komödie," flüsterte er.

Das Gespräch an der Tafel stockte, Alle blickten betreten auf den Prinzen.

Dieser schritt unter allerlei possierlichen Körperverrenkungen auf seine erblaßte Gemahlin zu, machte einen Knix vor ihr und sagte hämisch:

„Wie lange, Signora, erlaubt Ihr mir noch ein und dieselbe Luft mit Eurer reizenden Nase zu atmen?"

Es war ihm nämlich durch den lauschenden Lanzelot zu Ohren gekommen, daß seine Gattin mit Paolo einen Plan gegen sein Leben geschmiedet. Indeß traute er diesem Gerüchte nicht, da er die menschliche Natur, trotz seiner Weltverachtung, doch nicht für so entartet hielt. Franzeska errötete und nippte an dem vor ihr stehenden Kelch.

„Die Luft gehört doch Euch so gut wie mir," entgegnete sie lächelnd.

„Die Luft gehört dem Schöpfer und unser Leben auch," flüsterte ihr Giovanni bedeutungsvoll zu. Sie rückte ein wenig von ihm ab, indem sie sagte:

„Und das Eure möge Gott noch lange Jahre erhalten —"

„Das ist nicht mein Wunsch," entgegnete er traurig.

„Ihr lebt nicht gern?" fragte sie, als handle sich's um einen Scherz.

„Nicht hier —!" warf er hin.

„Wo sonst?" gab sie zurück.

„Wo es weder Mann noch Weib giebt," lispelte er.

„Ein solches Land giebt's nicht," lächelte sie.

„Schluckt ein Körnchen Gift," flüsterte er, „dann seid Ihr gleich dort —!"

„Ah — so meint Ihr's —?" entgegnete sie errötend.

„Nun," fuhr er fort, „vielleicht verhilft mir eine mitleidige Hand dazu —"

„Zu was . . .?" fragte sie, jetzt erbleichend.

„Bald da weiter zu leben," flüsterte er müde, „wo der Mummenscherz dieser Erde ein Ende hat —"

Sie zog unwillkürlich ihre auf dem Tisch liegende Hand unter die Tischplatte.

„Der Fluch des Himmels treffe diese Hand," sagte sie mit gut gespielter Entrüstung.

„Nicht doch," lächelte er, „man soll keinem Menschen fluchen — denn auch der Böse ist ein Werkzeug in der Hand Gottes —"

Man begann aufmerksam zu werden, da Franzeska verwirrt vor sich niederblickte.

„Von was redet ihr da?“ ließ sich der alte Herzog vom oberen Tischende her vernehmen.

„Ach gnädigster Vater,“ rief der Thronfolger, „ich habe meine Gattin nur im leisen Verdachte gehabt, daß sie meine Geburt rückgängig machen möchte —“

„Was soll das?“ gab der Herzog zurück, „ich verstehe nicht recht —“

„Fragt meinen Bruder,“ lachte Giovanni, „vielleicht kann Euch der Auskunft geben —“

Paolo legte das Messer hin, mit dem er sich gerade Brod schnitt und wendete sich an seinen Bruder.

„Wie? Ich? was soll's mit mir?“ fragte er, ein wenig erschrocken.

„Ach bester Bruder,“ rief Giovanni, „es kam mir zu Ohren Deine brüderliche Liebe habe ganz enorme Dimensionen angenommen —“

„Das ist möglich,“ versuchte Paolo zu scherzen.

„Ja,“ fuhr Giovanni fort, „sie umschattet mich dicht von allen Seiten, wie eine Wolke und soll sich jetzt sogar auch auf meine bessere Hälfte erstreckt haben?“

„Oho,“ sagte Paolo stirnrunzelnd.

„Nun, nun,“ schien Giovanni beschwichtigen zu wollen, „je mehr Liebe, desto besser — wenn diese Wolke brüderlicher Liebe nur keinen Blitz in sich birgt —“

Paolo that ganz unbefangen, als verstehe er dies Gleichnis nicht.

Giovanni ergriff nun einen Becher und that, als

wolle er trinken, reichte ihn dann aber mit einer Geberde des Entsetzens seiner Gattin.

„Versucht,“ sagte er rauh.

„Weshalb?“ fragte diese.

„Der Wein könnte ja vergiftet sein —“

„Ich verstehe nicht was Ihr sagen wollt,“ murmelte Franzeska und schien die Tafel verlassen zu wollen. Ihr Gatte flüsterte dem Goldschmied ein hörbares: „Merkst Du?“ ins Ohr.

Nun legte sich der Bischof Salviati ins Mittel, um die unbehagliche Stimmung zu verscheuchen, die sich nach Giovannis argwöhnischen Sticheleien über die ganze Tischgesellschaft verbreitet.

„Gnädigster Herr,“ sagte er würdevoll, uns Allen ist der Sinn Eurer beleidigenden Bemerkungen vollkommen dunkel —“

„Ist Euch der Inhalt der heiligen Schrift klarer?“ fragte der Prinz schmunzelnd.

„Was soll diese Frage hier?“

„O — ich will nur sagen — daß in einer gewissen Dunkelheit, oft die höchste Weisheit verborgen liegt — im Übrigen verratet Ihr Euch selbst —“

„Wie?“

„Ihr sagtet: Der Sinn Eurer ‚beleidigenden‘ Bemerkungen?“

„Ja —!“

„Wenn Euch diese Bemerkungen ‚dunkel‘ sind — wie können sie Euch beleidigen? O Bischof — wären Euch doch Eure Dogmen so klar — wie meine Bemerkungen —“

„Meine Dogmen," fuhr Salviati auf, „sind mir allerdings klar —"

„So?" spottete der Prinz, „mir ist nur Eines klar: wenn das Christentum von je her naturfeindlich auftrat, so muß ich gestehen, daß die Natur ihm diesen Haß tausendfach und sehr unchristlich zurückgab — so sehr, daß es einst an diesem Haß zu Grunde gehen wird —"

„Das Christentum geht nie zu Grunde!" entschied der Bischof feierlich.

„Mag sein," fuhr Giovanni lächelnd fort, „aber Eines ist mir klar: Der Glaube sollte erst da anfangen, wo das Denken aufhört — aber er hört meist da auf, wo das Denken anfängt —"

„Eurer Rede Sinn ist dunkel," bemerkte Salviati.

„Nicht so dunkel wie eine Mönchskutte," warf der Thronfolger dazwischen. Als eine Pause eintrat, tippte der Prinz dem verdrossen vor sich hinstarrenden Kirchenfürsten zart auf die Schulter.

„Ich will Euch einen Rat geben, Bischof," grinste ihn der Prinz an, „laßt aus dem Fett, das Eurer Leiche dereinst nicht mangeln wird — Kerzen ziehen —"

„Ihr meint —?"

„Damit Ihr doch nach dem Tod wenigstens noch Licht verbreitet — während Ihr im Leben nur Schatten gespendet —"

Ein allgemeines Mißbehagen ging durch die Gesellschaft, als der scheinbar seine bissigen Bemerkungen mit größter Harmlosigkeit um sich streuende Giovanni sogar den eigenen Vater nicht verschonte.

„Ihr meint vielleicht," fragte er diesen, „ich sei ein Menschenverächter, weil ich so rede? Das bin ich freilich — aber, wißt, nur große Seelen bringen's so weit —"

„Es steht geschrieben," rief ihm der Vater finster zu, „liebe deinen Nächsten, wie dich selbst —"

„Was?" rief der Prinz, „es steht auch geschrieben: Du sollst dich nicht selbst lieben! Also müßt's wohl heißen: Hasse deinen Nächsten wie dich selbst? Damit bin ich einverstanden!"

Der alte Herzog warf einen mißbilligenden Blick auf seinen Sohn und flüsterte dann erregt mit seinem Tischnachbar.

„Er muß unschädlich gemacht werden," gab dieser zurück, „sonst geht er vom Wort zur That über — und wer ist dann vor seinem Menschenhaß sicher —"

„Ich sehe das leider zu spät ein," seufzte der Herzog.

Sein Sohn spöttelte dann über dessen in jungen Jahren gezeigten Sinn für die Künste, der jetzt einer übergroßen Frömmigkeit Platz gemacht hatte. „Religion ist Poesie am unrechten Ort," meinte er und deutete alsdann an, daß er der Fürsten Kunstliebe für Ruhmsucht und deren Christentum für Staatsklugheit halte. Als sich nun plötzlich seine Gemahlin erhob, ihr Taschentuch auf die Wange pressend, fragte er besorgt, was ihr fehle?

„O," klagte sie, „ich habe mir an diesem harten Gebäck einen Zahn ausgebissen —"

„Hoffentlich war das Euer Giftzahn?“ fragte er aufatmend.

Franzeska verließ die Tafel.

„Was sagst Du, Gaddi?“ rief ihr der Prinz nach, „hat Lanzelot recht? Biß sie so heftig auf das harte Gebäck, oder biß sie ihr Gewissen in ihr hartes Herz?“

„Ich glaube, so benimmt sich das Gewissen,“ lächelte Gaddi.

„Und sollte mein Vater damit einverstanden sein?“ fragte der Prinz, „meine Geburt rückgängig zu machen?“

„Das anzunehmen wäre schon allein ein Verbrechen,“ erwiderte Gaddi, während sich des Herzogs Gesichtszüge verdüsterten. Er begann zu ahnen, worauf sein Erbe anspielte und war tief erschrocken. Die furchtbare Ahnung raubte ihm fast die Besinnung und die Fähigkeit, irgend einen Befehl zu erteilen. Auch die übrigen Tischgenossen fühlten, daß nicht nur ein Gewitter am Himmel im Anzug sei, Alle fühlten das Bedürfnis sich in Sicherheit zu bringen. Giovanni scherzte indeß ganz unbefangen weiter. Erst hänselte er noch einen alten Truppenführer, später einen würdigen Staatsmann, mit Namen Casano. „Was ist der Staat?“ fragte er diesen.

„Eine Vereinigung der Menschen zu gegenseitigem Schutz,“ meinte Casano.

„Ah bah,“ warf der Prinz trocken hin, „der Staat ist diejenige Einrichtung, die die Dummheit als das Maß- und Ausschlaggebende hinstellt —“

„Das versteh' ich nicht,“ sagte der Rat.

„Darum beneid' ich Euch," erwiderte Giovanni mit einem Blick gen Himmel. Dann machte er sich an den alten Hofpoeten Basinio, der gar nichts mehr zu besingen hatte und nur noch zur Dekoration da war. Erst tadelte er in heiterer Laune dessen Verse, worüber der Poet in großen Ärger geriet, dann ließ er allmählich mit burlesk wichtiger Miene einiges Lob einfließen. Basinios Züge klärten sich auf. Am Schluß schien Giovanni, einige Verse des Dichters mit übertriebenem Pathos deklamierend, von deren Schönheit entzückt. Der Poet nannte ihn nun einen „feinen Kenner"! Plötzlich begann der Prinz, unter allerlei komischen Gesten, die Verse wieder heftig zu tadeln — so daß ihm der Dichter sofort von Neuem jede Kennerschaft absprach.

„Wer ist nun hier der größere Narr?" rief der Prinz, einen komisch sein sollenden Sprung ausführend. Vor einen am Tisch sitzenden Richter hintretend, lachte er diesem derb ins Gesicht. Als der alte Herr fragte, warum Seine Hoheit lache, erwiderte er: Darüber, weil eure Gesetze dem Menschen einen ‚freien Willen!' unterschieben — und Ihr nicht einmal Eurem Weibe gegenüber ‚frei' seid —"

Der Richter verteidigte das Gesetzbuch und die Annahme eines freien Willens.

„Ja," meinte der Thronfolger, „die Verderbnis der Menschen ruft die Gesetze hervor — aber die Gesetze verderben wiederum die Menschen! Geht mir! Wie wollt ihr denn mit euren plumpen Paragraphen das Feinste und Komplizierteste — die Menschenseele —

beurteilen oder gar bessern! Das Gesetz ist der dünkelhafteste Feind des Versuchs, die Menschen verstehen zu lernen . . ."

Man verstand ihn nicht, was ihm ein unbehagliches Schweigen andeutete. Neben dem Richter saß der Bischof Poggini. Giovanni beobachtete die Beiden schmunzelnd.

„Wißt ihr, warum ihr zusammenpaßt?" fragte er dann die Verlegenen.

„Nein, gnädiger Herr," entgegnete der Bischof stirnrunzelnd.

„Den meisten Pfaffen," lachte der Prinz, „ist die Bibel ein poetisch verziertes Strafgesetzbuch — den meisten Richtern ist das Strafgesetzbuch eine in Prosa übersetzte Bibel —"

Sowohl der Richter, als der Geistliche lachten gezwungen und meinten, ganz so schlimm sei es doch nicht.

Vor Emilia, die auch am Tische saß, kniete er nieder — stand dann aber hastig wieder auf und sagte: „Nein, Signora, ich verehre Euch nicht — meine Gefühle für Euch sind anderer Art. O ihr Weiber, nehmt Euch vor Euren Anbetern in Acht — das sind Eure größten Feinde — ebenso wie die Priester die größten Feinde Gottes sind —"

Als er gegen das untere Ende der Tafel kam, fiel ihm ein Gesicht auf. Der Träger dieses Gesichts suchte sich in den Reihen der Diener, die hinter den Stühlen standen, zu verbergen. Giovanni hatte jedoch in ihm einen jener Spione entdeckt, die ihn während

der letzten Tage zu unvorsichtigen Äußerungen zu verlocken suchten.

„Ah, gnädigster Vater,“ schrie er plötzlich von einer furchtbaren Wut übermannt, die er unter einer närrischen Grimmasse verbarg, „läbst Du auch die Zuhälter der Gerechtigkeit zu Deinen Festen?“

Im ersten Augenblick dachte er daran, dem Kastellan, der schon hinter einer Cypresse darauf wartete, das Zeichen zur Überrumpelung der Gesellschaft zu geben. Der Anblick jenes Spions riß ihn jedoch zu einer That hin, die den ganzen Angriffsplan über den Haufen warf. Er griff, unter possierlichen Körperverrenkungen, nach seinem in der Toga verborgenen Dolch, trat unter die Diener und stieß dessen Schneide dem jungen Menschen in die Brust. Der Getroffene, der an einem Baumstamm lehnte, breitete ächzend die Arme aus und rutschte, den kraß, gleichsam erstaunt aufgerissenen Blick auf seinen Mörder geheftet, am Baumstamm hinab, bis sein Körper schwer am Boden aufschlug. Während in diesem Augenblick ein greller Blitz des nahenden Gewitters die Tafel erhellte, gleichsam als zeige der Himmel die rasche That begrinsend, höhnisch seine Zähne — entstand ein allgemeiner Tumult. Die ganze Gesellschaft erhob sich und griff zu den Waffen. Ehe der Prinz noch aus dem Taumel seiner Wut erwachen konnte, hatte sich die Tafel und der Platz bereits unter wüstem Geschrei entleert. „Schützt den Herzog,“ hörte man noch durch die Nacht rufen, während Gaddi auf seinen

Gönner zutrat, mit der entsetzten Frage: was habt Ihr gethan?!

Giovanni fuhr sich seufzend an die Stirn, den zuckenden Leichnam, der vor ihm lag, anstarrend.

„Nun — was ist's weiter," stammelte er geistesabwesend, „ein Insekt weniger in der Welt —"

Gleich darauf stürzte Alberto über die umgeworfenen Stühle, Leuchter, Teller und Tische herbei, mit allen Anzeichen der Hoffnungslosigkeit auf dem erglühenen Gesicht.

„Was ist das?" klagte er, „sie eilen alle davon? Man umringt den Herzog mit Geschrei und gezogenen Schwertern und bringt ihn in sein Kabinett, als sei eine Revolution ausgebrochen?"

Gaddi klärte ihn auf, indem er auf den Leichnam wies. Alberto trat erschrocken zurück.

„Das verdirbt freilich vorerst alles," stieß er heraus. „jetzt hegt man gar Verdacht — daß —"

Er wollte noch mehr reden, merkte aber, daß ihm der in sich versunkene Thronfolger gar nicht zuhörte.

„Wie kam ich nur dazu?" murmelte dieser wie im Traum, mit scheuen Blicken das fahle Gesicht seines Opfers betrachtend. Die Toga hatte er mißmutig von den Schultern genommen, nahm jetzt die zu Boden gefallene auf und breitete sie über die Leiche, die unter den weißen Falten einen unheimlichen Eindruck machte.

Gaddi, der am ganzen Leibe zitterte, riet dem Kastellan, sogleich über das Schloß herzufallen. Der Kastellan meinte mit einem mutlosen Blick auf die jetzt von Gewitterwolken schwer umtosten Schloßtürme

— das sei ein gewagtes Spiel — der Herzog habe in diesem Augenblick wohl seine treuesten Wachen um sich versammelt, befürchtend, man unternehme einen Streich gegen sein Leben. Indeß war das Gewitter näher herangezogen, alle Büsche und Bäume rauschten wie plötzlich empörte Unterthanen wild auf, ein dumpfes Grollen durchbebte den fernen Horizont. Jetzt schimmerten Fackeln durch die Lorbeerzweige, die Büchsen und helmumglänzten Köpfe mehrerer Bewaffneter mit bläulichem Purpur umzitternd.

Der Prinz starrte die näherkommenden Häscher an, die dann vor ihm Halt machten. Der Anführer trat vor und wollte offenbar anfangs einen barschen Befehl erteilen, als er aber den stirnrunzelnden Alberto erblickte, änderte er seine Sprechweise und sagte beinahe zaghaft: „Gnädigster Herr — Euren Degen — Befehl des Herzogs —“

„Thut mir leid,“ erwiderte der Prinz kalt, „meinen Degen erhaltet Ihr bloß — wenn er in Eurem Leibe steckt ——“ Er riß dabei das Schwert aus der Scheide, das er unter der Toga verborgen gehalten.

„Alsdann hab' ich Befehl, Euch festnehmen zu lassen —“ fuhr der Hauptmann noch betretener fort, während die Soldaten die Büchsen in Bereitschaft setzten.

„Wenn ich nicht Euch zuvor festnehmen lasse,“ knirschte Giovanni aufgebracht.

Den Mut, so zu reden, gaben ihm viele aus der Nacht auftauchende Gestalten, in welchen er Soldaten

aus dem Regiment Albertos erkannte. Diese Soldaten kamen näher, und als ihnen klar wurde, um was es sich hier handelte, umringten sie mit drohenden Gesichtern ihren künftigen Regenten, ihm deutlich ihren Schutz zusagend. Der Anführer der Häscher hielt es daher für besser, sich zurückzuziehen. Nun brach das Gewitter in voller Heftigkeit los. Der Regen stürzte nieder und der Herzog hatte es vielleicht nur dieser gewaltsamen Naturerscheinung, die die Büchsen der Soldaten unbrauchbar machte, zu verdanken, daß nicht die begeisterten Krieger Albertos ins Schloß drangen.

Giovanni flüchtete in seine Gemächer, woselbst ihn Emilia bereits erwartete. Sie sagte ihm, der Herzog sei im höchsten Grade aufgebracht und habe anfangs davon gesprochen, seinen offenbar mit dem Hochverrat spielenden Sohn hinrichten zu lassen. Erst als Salviati und Paolo ihn in diesem Vorsatz bestärkten —! sei er stutzig geworden und betrachte nun die That seines Sohnes in milderem Lichte. Giovanni besprach sich auf und abgehend mit Alberto, der ihm seine Soldaten als Wachen vor die Zugänge dieses Palastflügels aufgestellt hatte.

„Der arme Schelm dauert mich,“ begann der Prinz, „wie er die Augen so entsetzt aufriß — ha ha!“ lachte er „nicht jeder genießt die Ehre, durch eine Fürstenhand zu fallen — und — ja! wahrhaftig — ich wünschte, ich läge an seiner Stelle —“

Er setzte sich, stützte den Kopf auf und starrte trübe in die vor ihm flackernden Kerzenflamme, wäh-

rend Gaddi mit krankhaft schimmernden Blicken, wie im Fieber vor sich hinstierte.

Emilia legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Sprecht nicht so mutlos“ sagte sie, „ich habe Euch jetzt erst verstehen gelernt — gewiß — Ihr seid zu Großem berufen —! Gott will durch Euch die Welt von jahrtausend altem Druck befreien — Ihr sollt das Menschengeschlecht zu einer höheren Stufe führen — da dürft Ihr nicht so genau auf den Weg und die Mittel sehen — was bedeuten ein paar Blutstropfen an Eurer Hand? Die küßt Euch der Genius der Menschheit lächelnd ab, wenn Ihr ihm Eure edelsten Opfer auf dem Altar der Freiheit und Brüderlichkeit darbringt —“

Giovanni sah überrascht zu Emilia empor.

„Aber ich habe — getötet,“ sagte er ernst.

„Wen?“ gab sie zurück, „ein Wesen, das kaum verdiente zu leben — und diese That wird der Ausgang größerer Thaten sein, die sich vielleicht in Blut hüllen müssen, wie in einen purpurnen Cäsarenmantel. Tötet die Natur nicht auch? Das Meer, der Sturm, das Feuer —? Es kommt nicht darauf an, was wir thun, sondern welchen Zweck unser Thun verfolgt — Gott ist gezwungen zu töten und bleibt deshalb doch der Allerhalter —“

„Du denkst größer — heroischer wie früher!“ sagte er freudig. Ihr Auge flammte auf.

„Ja,“ erwiderte sie mit einem begeisterten Lächeln, „Ihr habt mir zu einer höheren Denkungsart verholfen, gnädiger Herr — ich denke nicht mehr an kleinliche

Wünsche — ich möchte Euch aufrütteln, zur That treiben, damit die Welt, von verrosteten Vorurteilen erlöst, aufatmet und endlich das ihr zugemessene Glück genießt —"

Giovanni stand auf.

„Mein Herzogtum ist klein," philosophierte er, „aber das schadet nichts — von einem kleinen Punkt aus wanderte das Christentum durch die Welt — das Land des Perikles war auch nicht groß — es kommt nur auf ein erhabenes Beispiel an — und Du hast Recht, Emilia — das Beispiel will ich geben — es soll Licht werden in der Welt —".

Er war nahe zu Emilia herangetreten und sah sie mit strahlenden Blicken an.

„Endlich ein Weib," sagte er bewegt, „das Seelengröße besitzt. Jetzt will ich Dir auch enthüllen — warum ich den Spion niederstach. Sieh! Ich kenne meine unentschlossene Art selbst sehr genau — durch diese Blutthat wollte ich mich in eine Zwangslage versetzen — jetzt muß ich zur Empörung greifen —"

Der Thronfolger fühlte, daß er hier nicht völlig bei der Wahrheit blieb, daß er nur den ängstlichen Versuch machte, seinen Wutanfall, der ihn zu der unüberlegten That hingerissen, vor seinem Gewissen zu entschuldigen. Die andern glaubten ihm jedoch. — Das Gewitter war ebenso schnell vorübergezogen, als es nähergekommen war. Nur durchbrauste noch vom Meere her ein majestätischer Sturm den Schloßpark und rüttelte an den Fenstern des Gemachs so heftig, als wolle er Einlaß begehren. Die Kerzenflamme wand und drehte sich auf dem Leuchter, wie eine arme

von Gewissensangst gequälte Seele; im riesigen Marmorkamin grollte es dumpf, die Bäume und Büsche des Parks schienen sich vor Schmerz von den Wurzeln losreißen zu wollen.

Man hatte dem Prinzen eine kleine Mahlzeit vorgesetzt. Er hatte keinen Appetit — und nahm nur bald von dieser, bald von jener Schüssel ein wenig Braten oder Salat.

„Halt, gnädiger Herr," sagte auf einmal Gaddi, der seinem Gönner beim Essen zugesehen, „Ihr knirscht so eigentümlich mit den Zähnen?"

„Ich weiß nicht," entgegnete Giovanni das Messer niederlegend und sich mit dem Finger nach dem Mund fahrend — „der Koch scheint Glassplitter unter den Salat gemischt zu haben — was ist das? Vorgestern hatte ich übrigens eine ähnliche Empfindung beim Essen — —"

Gaddi rückte mit mißtrauischem Blick die Kerze ganz nahe heran; Giovanni zog ein grünes, weiches Salatblättchen aus den Lippen, und sowohl Gaddi, als Emilia bemerkten auf demselben winzige, glänzende Krystalle. Der Prinz, der kurzsichtig war, hielt das Blättchen dicht vor die Kerze. Gaddi zog seinen Dolch, untersuchte aufgeregt die silberne Salatschüssel, legte einige ölglänzende Blätter auf den Tisch und flüsterte dann mit bebender Stimme und wilden Blicken: „Das ist ein teuflisches Bubenstück — seht her —! unter die Blätter ist Diamantstaub gemischt — —"

„Nun — und — was soll der?" fragte der Prinz, von einem Ahnungsschauer überrieselt.

„Was? Euch die Därme langsam aufritzen," flüsterte Gaddi empört, „so daß ihr in zwei Wochen eine Leiche seid —"

Giovanni erinnerte sich jetzt, daß er schon seit einigen Tagen dies eigenartige Knirschen zwischen den Zähnen beim Essen gefühlt, aber in der Meinung, es werde durch Sand hervorgerufen, nicht darauf geachtet hatte. Er sagte sogleich zur entrüsteten Emilia — — dieser Mordanschlag gehe von seinem Weibe aus, worin ihm das Mädchen beipflichten mußte. Während sie noch über das Abscheuliche dieses hinterlistigen Plans sprachen, hörten sie den Goldschmied leise höhnisch lachen. Sich umsehend, bemerkten sie, wie er mittelst seines Dolchknaufs die kleinen Krystalle auf der Marmorecke des Kamins zerdrückte.

„Was ist?" fragte sein Gönner, „was lachst Du?"

„Diesmal hat uns der Eigennutz gerettet" sagte Gaddi, „seht —! wäre das Diamant, so hätte ich ihn unmöglich zerquetschen können — es ist unschädlicher, weicher Beryll — der arme Schelm, der ihn Euch ins Essen mischte, hat die kostbaren Diamanten selbst behalten —"

Der Prinz betrachtete nachdenklich die zu feinem weißen Staub zerriebenen Krystalle.

„Hm," murmelte er, „Du hast recht —! Seltsam, daß auch die Unehrlichkeit Gutes stiften kann — indeß jetzt brauch' ich keine Rücksicht mehr zu üben —" er war nahe daran, in Thränen auszubrechen, stützte den

Kopf und verbarg sein zuckendes Gesicht. „O!“ klagte er endlich, „an eine solche Hinterlist hätte ich nicht gedacht — da seht Ihr wieder, wie man mein Leben weniger achtet, als das eines Lieblingstiers. Sie denken: ‚pah, was liegt an einem solchen Sünder! Seine Sonderbarkeiten nehmen ihm das Recht zu existieren.‘ Und so hatte Lanzelot doch richtig gehört? Franzeska sann auf meinen Tod? O!“ setzte er dann hinzu: „was hat dieser Unsterblichkeitsglaube schon für Unheil angerichtet — nur diesem verdanken wir's daß der Mensch so wenig Respekt vor dem Leben des Menschen hat —! ‚Er kommt ja in den Himmel‘, sagen die frommen Seelen und mischen ihm Gift. Die Menschheit wäre menschlicher, wenn sie jede Fortdauer nach dem Tode für unmöglich hielt . . .“

Emilia bestritt diesen Satz, der Prinz verteidigte ihn erregt. „Die Unsterblichkeitslehre“, meinte er, „wäre besser eine Geheimlehre geblieben“ und ganz vergessend, daß es sich hier um seine Sicherheit handle, vertiefte er sich in die schlimmen Folgen, die der Unsterblichkeitsglaube gezeitigt.

Gaddi hatte die Entdeckung des Mordanschlages so aufgeregt, daß er plötzlich mit fieberglühenden Wangen und irren Blicken auf seinen Mäcen zuging und ihm mit bebender Stimme sagte: wenn er jetzt nicht endlich dem Alberto den Befehl zur Festnehmung seiner Feinde erteilen würde — würde er, Gaddi, den Hof verlassen. „Ihr seht, wohin Euer Zaudern Eure Gegner geführt,“ rief er mit einer plötzlichen Erregung, die man nie in dieser Heftigkeit an ihm beobachtet,

„kein Mensch ist hier sicher — die Schurken verdienen sämtlich aufgeknüpft zu werden — wollt Ihr jetzt noch den großmütigen Esel spielen?“

„Ich bitte Dich — solche Ausdrücke — unterbrach ihn Giovanni vorwurfsvoll.

Nikolo reckte sich auf einmal hoch empor, wie von einem furchtbaren Dämon erfaßt.

„O darauf kommts jetzt nicht an,“ schrie er ganz außer sich — „ich tadle Euch mit Recht — auf was wollt Ihr noch warten ? Bis ihr einmal die Hand hebt, haben sie Euch zehnmal vergiftet — wenn Ihr jetzt nicht sofort handelt, wag ichs, Euch eine Schlafmütze — ein altes Weib — einen Feigling zu nennen — Ihr mordet Euch — mich — Alle — Ich weiß es genau, daß man mir nach dem Leben trachtet — schon mehrmals schlichen mir Mordbuben nach — — wenn Ihr mich liebt, so rettet mich —“

Giovanni wußte, daß er die Wahrheit sagte. Man hatte Gaddi mehrmals auf offener Straße in Händel zu verwickeln gesucht, doch hatte er immer hierüber gescherzt. Diesmal war seine Exaltation ganz anderer Art wie sonst. In seinem Auge blinkte ein irrer Glanz.

Emilia und der Prinz sahen den Zitternden, Keuchenden ganz erschrocken an.

„Was ist mit Dir?“ beschwichtigte ihn der Prinz bestürzt, „beruhige Dich doch — ich werde ja heute noch die nötigen Befehle erteilen —“

„Nein, nein, nein,“ schrie Gaddi mit rollenden Augen, „Ihr kommt nie dazu — es ist schon zu spät,

Alles ist verloren — seht wie sie da aus allen Ecken dringen, die finsteren Gestalten — da — da — seht Ihr nichts? hier Franzeska mit dem Gift in den Händen — dort Paolo mit dem Dolch — da der Herzog mit rasselnden Ketten — weh! bringt sie doch weg — fort — hinaus — fort —"

Er schlug mit den Fäusten in die Luft, während Emilia und Giovanni erschüttert aufgesprungen waren.

„Das ist Wahnsinn," flüsterte das Mädchen dem Thronfolger zu, der mit mitleidigen Blicken an den verzerrten Zügen seines Lieblings hing.

„Die ewige Gefahr, die Verfolgung und Spionierererei, in der wir hier leben, hat dem Ärmsten den Verstand verwirrt," rief der Prinz mit klagender Stimme und suchte den sich nun scheu in eine Ecke drückenden, angstvoll stöhnenden Künstler zu beruhigen. Als dies nichts fruchtete, rief er hastig Diener herbei. Als diese gekommen waren, brach Gaddi bewußtlos, einen dumpfen Angstschrei ausstoßend, zusammen, im Wahn, die Diener seien Verfolger.

„Sogleich mit ihm zu Bett," befahl der Prinz. Er wachte alsdann mit Emilia am Lager des Unglücklichen, der, die Lippen öffnend, leise stöhnend dalag und manchmal wie von schweren Träumen gepeinigt mit den Fingern zuckte.

Zuweilen kam der Kastellan ins Krankenzimmer und erstattete Bericht. Im ganzen Schlosse herrschte eine schwüle, bange Spannung. Der Herzog mochte fühlen, daß seine Truppen sich in zwei Parteien geteilt

hatten, denn er wagte es nicht, den Befehl zur Verhaftung seines Sohnes zu geben. Er beriet die ganze Nacht hindurch mit seinen Räten, was zu thun sei. Diesen war es selbst höchst unheimlich zu Mut in dem Schloß, dessen Gänge und Treppen von Waffen rauschten und das fortgesetzt von Söldnern durchschritten wurde, die sich mit feindseligen Blicken musterten. In diesen Augenblicken wußte Niemand genau, wer ihm Freund oder Feind sei — Jeder mißtraute dem Andern. Die Räte in ihren langen Mänteln umdrängten zitternd den gebrechlichen Greis, der ihnen zum Teil Vorwürfe ins Gesicht schleuderte, weil sie ihm üble Ratschläge erteilt. Den jüngeren Sohn hatte er geradezu aus dem Zimmer gejagt, ebenso Franzeska, der er nicht mehr traute.

„Man hat mich betrogen,“ jammerte er, „man hat seine eigenen schlechten Absichten benutzt, um mir die Liebe meines Kindes zu rauben — auch über die Stimmung des Volks und der Truppen war ich falsch unterrichtet — mein Herzogsstuhl wankt —“

Die Bischöfe und Räte schwiegen verlegen. Eine Ampel goß über dies Bild der Verwirrung ihren schlaftrunkenen Schimmer, lieh den fahlen Gesichtern noch größere Blässe und tauchte die weißen oder roten Mäntel in geheimnisschwüle Schatten, aus welchen zuckende weiße Hände, Dolchgriffe, Harnische blinkten. Man sprach nur im Flüsterton. Zuweilen erschien eine Wache und brachte die Meldung, daß sich das Volk vor dem Schloß zusammenrotte, daß diesem oder jenem Regiment nicht mehr recht zu trauen sei. Der Herzog stierte mit müden, verzweiflungsvollen Augen

durch die Fenster. Als er sich nach dem Bischof Salviati erkundigte, erhielt er die Nachricht, derselbe sei in ganz Rimini nicht aufzufinden, man habe ihn aber in einer Sänfte liegend auf der Landstraße nach Coriano erblickt.

Draußen auf dem Marktplatz sang das Volk allerlei Spottlieder, bald tönten Trommelwirbel von dort herauf, bald huschte der blutrote Schein von Fackeln gespenstisch durch die Fenster über das alte Getäfel. Giovanni ward von dieser schwülen Stimmung, die wie auf Eulenflügeln durchs Schloß wehte, kaum berührt. Er versank ganz in den bejammernswerten Anblick des Kranken, dem dicke Schweißtropfen unter den schwarzen Locken hervorperlten und dessen feine Gesichtszüge durch den Ausdruck des Leidens an seelenvoller Milde gewannen.

Plötzlich kam der Fiebernde zu sich, reckte sich und schlug die großen Augen erstaunt auf. Kaum hatte er den freudig ihn anlächelnden Prinzen erkannt, so verzog sich sein Gesicht. Er seufzte und kehrte sich mit einem Blick rührenden Vorwurfs in den großen Augen von ihm ab, der Wand zu.

Dieses schmerzliche sich Abwenden brachte auf den Prinzen einen erschütternden Eindruck hervor. Einen hilfesuchenden Blick auf die weinende Emilia werfend, erhob er sich, beugte sich über seinen Liebling und rief ihn flehendlich beim Namen.

„Er giebt mir die Schuld an seinem Zustand,“ klagte er, als Gaddi beharrlich schwieg, „und er hat recht — mein Zaudern hat seine Nerven zerrüttet —“

Er war aufgestanden und schritt verzweiflungsvoll, schweratmend im Gemach auf und nieder, manchmal einen Blick durchs Fenster auf die dunkeln Massen werfend, die über den Marktplatz marschierten, manchmal auf das Klirren der Waffen lauschend, das die Echo in den öden Gängen und Hallen des Schlosses wachrief.

Mittlerweile kam Alberto und meldete: die Spannung sei aufs Höchste gestiegen — seine Truppen glühten vor Verlangen, sich mit den dem Herzog anhängenden Soldaten zu messen. Ob er des Sieges ganz gewiß sei? fragte Giovanni. „Wer könne das voraus sagen," meinte der Kastellan, „die Kräfte seien ungefähr gleich."

„Dann warte noch bis Mitternacht," befahl der Thronfolger, „dann schlagen wir los —"

Alberto ging. Der Prinz drückte die heiße Stirn an die Fensterscheibe, wendete sich dann wieder dem Bett des Gaddi zu und lauschte wie zuvor auf die seltsamen Echo der alten Schloßhallen, die dumpf murrten.

„Was soll ich thun?" flüsterte er dann Emilia zu und rang dabei die Hände, „den Dolch gegen den eigenen Vater erheben? Zwietracht unter Tausende schleudern? Mordgier, Habsucht entfesseln? Wird all dies Unglück aufgewogen durch das Glück, das ich meinem Volk zu bringen gedenke? Kann nicht auch ich der Unterliegende sein und ist dann nicht so viel Blut umsonst geflossen . . .?"

Er sank seufzend auf einen Stuhl. Auf einmal war's, als flackerten die Kerzen ängstlicher, trüber. Giovanni zeigte eine nervöse Unruhe, auch Gaddi reckte sich im Bett auf. Emilia wollte dem Thronfolger zureden, als er plötzlich den Kopf hob und krass nach der dunkeln Zimmerecke stierte. Sie folgte erschrocken seinem suchenden Blick. Da war es ihr — es begann ihr dabei vom Hinterkopf aus ein eiskalter Krampf den Rücken hinabzurieseln — als balle sich aus den Schatten, die dort am Kamin lagerten, eine weißliche Nebelmasse zusammen, baue sich in Wirbeln auf, ziehe, recke sich zu Armen, Leib, Kopf, nehme allmählich eine menschliche Gestalt an. Ein weißes Gewand — schlanke edle Glieder — eine sanfte feine Frauengestalt erhob sich wie Dunst schwebend — kam näher. Emilia reckte starr den Hals nach der Gestalt hin, in der sie deutlich die Züge ihrer verstorbenen Herrin Isotta erkannte. Vor dem Sohn machte das Phantom der Mutter Halt — reckte den Arm langsam nach ihm aus, grüßte ihn mit einem unendlich schmerzlichen Blick und schwebte zur offenen Thüre, die in ein anderes Gemach führte. Durch drei bis vier Gemächer wandelnd, manchmal zurückblickend, entschwand sie schließlich den Blicken der regungslos ihr Nachstarrenden, als habe sie der blaue Mondschimmer aufgesogen, der dort durch die Scheiben quoll. Emilia wie aus einem Traum erwachend, blickte zu Giovanni hinüber. Dieser war kreideweiß geworden stand bebend auf, trat dicht vor Emilia und fragte mit rauher Stimme:

„Hast Du gesehen?“

Bebend flüsterte diese: „Ja . . .!“

„Isotta —?“

„Ja —“

„Also war's keine Einbildung? Meine Mutter? Wie sie leibt und lebt —? Du sahst sie? Genau? Im weißen Gewand? Ihr mildes ernstes Gesicht? O! so giebt's doch ein Fortleben nach dem Tod?“

„Gewiß war sie's — ich kann's beschwören —“

„Ich sah's und glaub es doch nicht! Hier — hier stand ihre liebe Gestalt — und ich fürcht', wir haben Beide nur geträumt —“

„So deutlich träumt man nicht —“

„O — ich weiß nicht mehr was wahr und was falsch ist — ich weiß nicht, soll ich lachen oder weinen — aber — ja! ja! Du hast recht — so deutlich träumt man nicht —“

Der Prinz wandte sich ab, bedeckte das Gesicht mit den Händen und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus, das seinen ganzen Körper erschütterte.

Diesen ganzen mystischen Vorgang hatte der Kranke, der sich im Bett wieder umgedreht, ebenfalls wahrgenommen. Die sonderbare Erscheinung hatte ihn so tief erregt, daß er aus dem Bett gesprungen war. Als er nun seinen Herrn so fassungslos schluchzen hörte, kehrte ihm das volle Bewußtsein zurück. Er wankte auf ihn zu, schloß ihn in die Arme, weinte und bat ihn, diese Erscheinung richtig zu deuten.

„Seht —“ rief er wie in Extase, „o! bester Herr — das bedeutet — Ihr sollt Euch von dem lästigen

Druck befreien — Eure Mutter verläßt das Grab, um Euch Mut zum Handeln einzuflößen — jetzt! jetzt! ist der richtige Augenblick gekommen — sogar die Geister Eurer Ahnen stehen auf unserer Seite und schwingen das Banner der Empörung —"

„Weißt Du das so genau?" entgegnete Giovanni traurig, „mir hat die ehrwürdige Gestalt meiner Mutter —" er blickte scheu durch die Flucht der Gemächer, in welchen sie verschwunden war — „mir hat diese Gestalt nicht den Eindruck gemacht, als wolle sie mich zu einer That auffordern — im Gegenteil — ihr Auge sah mich traurig warnend an — gewiß mein Nikolo, sie rät mir ab, mich mit dem Blut meiner Verwandten zu beflecken —"

Diese mutlosen Worte brachten auf den hocherregten Künstler eine niederschmetternde Wirkung hervor. Er warf sich mit einem zornigen Klagelaut auf's Bett, wälzte sich wie in ohnmächtiger Wut auf demselben umher, sprang wieder auf, stampfte den Boden und rief: „Kann Euch denn nichts bewegen? Ist Alles — Alles vergeblich? Nein — ich gebe Euch auf — Ihr seid verloren — und reißt uns Alle mit hinab ..."

Dann sann er auf dem Bettrand sitzend, finster vor sich hin, während ihn Giovanni angstbeklommen beobachtete.

„Was sagst Du hierzu?" fragte er dann Emilia.

„Ich gebe ihm recht" erwiderte diese, „der Zeitpunkt ist gekommen — ich bin gewiß — diese wunderbare Erscheinung bedeutet den Untergang Eurer Familie — nur Ihr sollt alle überleben —"

„Auch Du? auch Du?“ rief der Prinz gequält ich weiß wohl, ich bin nicht zum Helden geboren — daß mich aber sogar ein Weib beschämt — das hätt' ich nicht gedacht. Wie aber, meine Emilia — hast Du noch nie davon gehört, daß solche geisterhafte Erscheinungen oft gar nicht existieren? Daß sie nur in unsrer krankhaften Phantasie ein nichtiges Dasein haben? O, wir sind Alle krank — die Schrecknisse der Zeit haben uns Allen den Verstand angefressen — Einer steckt von uns die Andern an mit seinen Wahnphantasien —“

„Ihr frevelt, Herr,“ meinte Emilia, „wenn Ihr die wunderbare Gestalt Eurer Mutter für ein Wahngebilde erklärt —“

Indessen drangen einige der Künstler und Gelehrten, die es noch am Hofe ausgehalten, ins Gemach und beschworen ihren Beschützer, doch jetzt nicht die Gelegenheit zu versäumen, um sich mittelst eines energischen Rucks von den Ketten zu befreien, die ihn — schüttelte er sie jetzt nicht ab — über kurz oder lang zu Boden drücken mußten. Ciuffagno und Foruci thaten sogar einen Fußfall vor dem unentschlossenen Prinzen, während Roberto und die beiden Brüder Paggini mit Thränen in den Augen seine Hände umfaßten. Als dann Alberto eintrat und mitteilte: soeben schienen die Feinde schärfere Gegenmaßregeln zu ergreifen — man schlösse die Palastthore — wendete sich der innerlich gefolterte Giovanni an diesen.

„Folge mir durchs Schloß,“ sagte er, „ich will

mich selbst davon überzeugen, wie die Sachen stehen und ob wirklich die Begeisterung für mich so groß ist unterm Volk und Heer ... Lebe wohl, mein Nikolo" setzte er noch hinzu und eilte hinaus, während ihm Alberto mit der Schar der Künstler folgte. Ihre Schritte hallten dumpf in den Gängen und Treppen des Schlosses nach.

Gaddi, der düster vor sich hin gebrütet, geriet nun wieder in so große Erregung, daß Emilia sich nach ihm umblickte und ihn fragte: was denn in ihm vorgehe?

Er sprang auf und eilte gestikulierend durchs Gemach.

„Emilia!" stieß er mit irrem Blick heraus, „er muß handeln — ich zwing ihn dazu — ich! — glaub mir! ich! der arme schwache Gaddi bewegt diesen schwerfälligen Marmorblock vorwärts — ja! ja! — siehst Du — so — so drück' ich ihn — stoße ihn — zur Empörung —"

Er führte mit beiden Armen heftige Bewegungen in die leere Luft aus.

Emilia merkte, daß etwas Unheimliches in dem Armen vorging und beobachtete ihn mit Grauen.

Er blieb vor einem hohen Spiegel stehen, als lausche er in weite Fernen.

„Ja — sie rufen mir, die Unsterblichen'" flüsterte er dann und nickte freudig bewegt, „Cäsar — Brutus — ich weiß! Ihr bewundert den, der die Welt verläßt, um seinem Lande zu nützen — Euch stand Freundschaft höher als Liebe — mich grüßen die Tyrannen-

mörder aller Zeiten und ich darf mich in ihren strahlenden Reihen zeigen — sie nehmen mich auf — Phidias winkt mir — Hadrian, weichlich an Antinous göttliche Schulter gelehnt, reicht mir den Lorbeer — Pindar besingt mich — o, o! sieh doch dies herrliche strahlende Wallen um uns her — es ist zu viel, zu herrlich — ich ertrag' es nicht — —"

Emilia sah, wie er die Hände, als blende ihn ein Glanzmeer, vor die Augen hielt und sich erschöpft niedersetzte. Sie wollte ihn fragen, er aber unterbrach sie.

„Still, still," hauchte er mit erhitztem, ermattetem Gesicht „stör' sie nicht — denn jetzt weihen sie meinen Entschluß — — horch! olympische Hymnen — Der Göttervater selbst strahlt durchs Gewölk — er breitet die blitzverklärten Hände segnend gegen mich — ja, ja! es muß sein — —"

Wiederum versank er lauschend in sich selbst.

„Du hast recht," lispelte er hierauf, als gäbe er auf eine mahnende Stimme Antwort, „das bewegt ihn gewiß — wenn er mich so sieht — ja! dann — dann — — ist er zu Großem fähig — —" Er hob den Kopf. Ein irres Lächeln zuckte um seine bleichen Lippen, in seinen Augen brannte die dämonische Flamme eines übermenschlichen Entschlusses.

Emilia wagte nicht ihn anzureden. Wie von einem überirdischen Glück berauscht, wankte er an die Thüre des Gemachs. Dort angekommen, blickte er sich noch einmal nach dem von einer dunklen Ahnung er-

faßten Mädchen um, während gewaltsame Thränen durch seine Wimpern perlten.

„Es wird ihm leid thun," flüsterte er, „aber er braucht diesen Schmerz —! Der Schmerz wird für dies edle Roß zum Sporn — das ihn zum Höchsten trägt — der Schmerz ist unser bester Lehrer und treuester Freund — und aus dem Tod sprießt am raschesten neues Leben! Mein Dasein hat sonst keinen Zweck — ich bin und bleibe in meiner Kunst ein Stümper — erreiche nie, was mir vorschwebt — warum soll ich mir den Kranz der Unsterblichen nicht auf andre Weise verdienen —?"

Sie sah dem leidenschaftlich Bewegten fragend ins gerötete Gesicht.

„Versteh' ich Dich?" entfuhr es ihren Lippen.

Sein ganzes Wesen schien in krankhafter Weise gehoben — eine Art Größenwahn schien sich seiner Seele bemächtigt zu haben . . .

„Wenn Du mich wahrhaft verstehst," fuhr er in pastoralem Tone fort, „wirst Du mein Thun billigen und mich preisen — als einen zweiten Christus —"

„Gaddi — Du willst —?" Ihr Auge redete deutlicher, als ihr Mund.

„Ja — ja — für ihn — für die Menschheit," murmelte er geheimnisvoll, „die Götter wollen's —"

Sie legte ihm die Hand auf den Arm.

„Bedenke — er wird trostlos sein —" flüsterte sie wie im Traum.

In diesem Augenblick hörte man ein lebhaftes: „Er lebe!" vom Schloßplatz herauf dröhnen. Gaddi

eilte ans Fenster. Von unsicherer Fackelglut umzittert, sah man dort eine Truppenmasse, die sich tumultarisch um den Thronfolger drängte, ihm die Hände, ihm den Saum des Mantels küßte. Er sprach zu den Leuten, er schien sie zu beschwichtigen, ihre Begeisterung im Zaum zu halten. Ein wenig enttäuscht, schienen sich dann die fackelgeröteten Reihen aufzulösen, als der Thronfolger dem Schloß zueilte, eifrig mit seinen Freunden redend.

„O, o“, seufzte der Künstler, „schon wieder Wasser ins Feuer? Nun will ich selbst das Feuer zünden — ich selbst — o! es soll auch ihn, den Kalten, mit fortreißen —“

Emilia wußte nicht, was sie thun sollte — ihn, den offenbar geistig nicht mehr ganz Zurechnungsfähigen, zurückhalten? Ihn wohl gar in seinem düsteren Entschluß bestärken? Es faßte sie wie ein Wirbel mannigfacher Eindrücke und Gedanken . . . .

Mittlerweile hatte Gaddi das Zimmer verlassen.

Sie machte einen Schritt nach der Thüre zu; gleich darauf hörte sie die Stimme Giovannis, der mit seinen Freunden durch die Flucht der inneren Gemächer näher kam.

„Aber wenn wir unterliegen?“ hörte sie den Prinzen eifrig disputieren, „wir gebieten höchstens über dreitausend Mann — dem Herzog bleiben mindestens viertausend —“

„Zeigen wir Mut,“ drang Alberto auf ihn ein, „so vergrößert sich unser Anhang rasch! — Ihr habt

bemerkt, wie beliebt Ihr seid — sieht Euch das Heer an der Spitze — so fallen Alle uns zu —“

Giovanni wollte erregt entgegnen, als ein dumpfes Stimmengewirr, vermischt mit Waffenlärm vom Schloßplatz herauf ins Zimmer tönte. Alle stürzten an die Fenster.

Im gespenstisch über die Häuserwände und Volksmassen hinhuschenden Fackelpurpur, manchmal vom Rauch wie eine Höllengestalt zugehüllt, schien dort ein aufgeregter Mensch aufrührerische Reden unter die Truppen zu schleudern. Er gestikulierte heftig; deutlich hob sich jetzt seine schlanke Gestalt, sein zuckender Arm, sein lockenumwallter Kopf von der düsteren Glut des Hintergrundes ab.

„Gaddi?“ rief der Prinz erschrocken. Die Andern erkannten ihn auch. Emilia stand wie gebannt, die Zunge lag ihr wie gelähmt im Munde.

Die Truppenmassen umtosten und verschlangen die phantastische Gestalt — sie war plötzlich im Fackelrauch verschwunden, als hätten sie die Schrecken der Nacht aufgesogen. Die tosenden Haufen zerstreuten sich.

„Was fällt ihm ein?“ rief Giovanni außer sich, „bringt den Unsinnigen zu mir! welcher Gefahr setzt er sich aus —! er weiß das nicht — sie werden ihn verhaften — ermorden —“

Man gab ihm Recht, Keinem aber fiel es ein, den Waghalsigen heraufzuholen. Schon wollte der Prinz selbst hinunter eilen, als man Schritte, Stimmen, Waffengeklirr und Stöhnen vor der Thüre vernahm.

Die Thüre ward aufgestoßen. Der Prinz fragte,

was es gäbe — trat dann aber bebend zurück, als ihm der Schimmer einer hochgehaltenen Fackel das bleiche entstellte Gesicht seines Schützlings zeigte.

„Nikolo?“ flüsterte er und bemerkte jetzt erst, daß zwei Soldaten den jungen Mann unter den Schultern gepackt hielten und daß der auf diese Art langsam ins Zimmer Geschleppte aus einer Wunde in der Nähe des Herzens blutete.

Als der Schwerverwundete näher kam, schlug er matt die Augenlider auf.

Giovanni, als er seinen Augen trauen mußte und deutlich erkannte, daß Gaddis Brust durch einen Dolchstoß verletzt war, stieß einen markerschütternden Schrei aus:

„Mein Nikolo —! was ist geschehen?“

Gaddi sah ihn wie trunken an.

„Dein Bruder — Franzeska — ein Überfall —“ seufzte er mühsam. Zugleich hatte er mit diesen Lauten einen um Stillschweigen bittenden Seitenblick auf die ihn kraß anstarrende Emilia geworfen, die das einzige Wesen unter den hier Versammelten war, das erriet, daß sich der exaltierte Goldschmied die Verletzung selbst beigebracht hatte.

Kaum hatte Giovanni die Äußerung des Schwerverwundeten vernommen, als sich sein sonst so behäbiges Gesicht vor Wut bis zur Unkenntlichkeit verzerrte.

„Mein Bruder?“ schrie er zitternd, „Franzeska? O! so mußte es kommen! — Alberto!“

Der Kastellan trat aus der entsetzten Gruppe.

„Ihr befehlt?“

Alles was er bisher erduldet, zog noch einmal in glühenden Bildern vor des Prinzen innerem Auge vorüber. Sein Schwanken machte plötzlich einer ehernen Energie Platz, die an Grausamkeit grenzte.

„Ihr befehlt?“ fragte Alberto nochmals gespannt.

„Zum Angriff,“ ächzte der Prinz tonlos, „die ganze Bande — tot oder lebendig — Alle — Alle —“

Gaddi, der diesen Befehl gehört, blickte triumphierend auf Emilia.

„Endlich,“ murmelte er und schloß, erdfahl werdend, die Augen.

Durch die Reihen der Künstler ging ein Aufatmen.

Alberto, ein freudiges Lächeln auf dem bärtigen Gesicht, stürzt ohne Erwiderung zur Thüre hinaus, während der Prinz unter der Wucht seiner dämonischen Rachsucht und des unendlichen Schmerzes zusehen, wie man seinen sterbenden Liebling auf das Lager bettete, fast zusammenbrach. Er schleppte sich an's Bett, bedeckte die herabhängende Hand des Röchelnden mit Küssen und fragte ihn beständig: wie er sich fühle?

Einer der anwesenden Gelehrten suchte das Blut der Wunde zu stillen, das über das Wamms zur Erde tropfte.

Gaddi war in Bewußtlosigkeit verfallen, während von den Schloßtreppen herüber nun Stimmen, Wehrufe, Kommandoworte und Schüsse die Echo wachriefen. Emilia hatte Wasser und Wein gebracht; die Wunde wurde so gut es gehen wollte verbunden, doch durfte

man den Körper des Leidenden nicht viel bewegen, da jede Bewegung das Blut heftiger fließen ließ.

Emilia fühlte den Drang, dem Prinzen ihre Vermutung betreffs der Verwundung Gaddis mitzuteilen. Doch brachte sie es noch nicht über sich, den gänzlich einem wütenden Schmerz zum Opfer Gefallenen, zu stören.

So verging einige Zeit, während welcher die Anwesenden schweigend um das Bett standen und den röchelnden Atemzügen des Sterbenden lauschten, die sich mit dem dumpfen Waffenlärm, dem Schreien und dem Knall der Büchsen vermischten. Jetzt wimmerte die Sturmglocke vom Thurm.

Allmälig hatte sich der Kampf auch bis auf den Schloßplatz fortgesetzt. Manchmal ward das düstere Zimmer grell von den Blitzen, der auf dem Schloßplatz abgefeuerten Schüsse erhellt, so daß die kleine Kerzenflamme angstvoll zusammenzuckte.

„Was ist das?“ fragte der Prinz zerstreut, als das unaufhörliche Schießen und Dröhnen ihn störte.

„Man kämpft,“ flüsterte einer der Anwesenden, durchs Fenster blickend.

„Wie? Wo? Wer?“ entfuhr es dem Prinzen.

„Ihr gabt ja selbst den Befehl —“ antwortete man.

„Ah so — ja! Gut! Mögen die Mörder zur Hölle fahren — nein! auch die Gnade hat ihre Grenzen — ich bin zu tief beleidigt —“ Dann wendete er sich wieder dem Sterbenden zu: „Mein Nikolo — wie ist Dir? Was hat man Dir gethan —? Still — das Schießen thut ihm weh — seht, er regt sich —“

Die Versammelten bemerkten, wie der Verwundete die Augen aufschlug und sich stöhnend nach der Herzgegend griff.

„Was that ich," hauchte er, „Unsinn —! sterben —? zu früh — viel zu früh —"

„Du wirst leben," beruhigte ihn der Prinz weinend.

Gaddi lächelte ironisch.

„Meint Ihr? O nein!" stöhnte er, meine Hand weiß was sie thut — sie führt den Dolch sicherer als den Meißel —"

Giovannis Auge bohrte sich lauernd in die Züge des Sterbenden.

„Was sagst Du? Deine Hand —?" fragte er, „hat nicht mein Bruder das gethan?"

Gaddi sah ihn erschrocken an.

„Ja, ja," klagte er, „Dein Bruder . . . Dein Bruder — aber — es ist doch schwer das Sterben — ich hab' mir's anders vorgestellt —! beim Teufel — wenn ich's noch einmal zu thun hätte — ich — ich — ah — dieser Schmerz —" Er stockte, nach Atem ringend.

„Er phantasiert," meinte Einer der Künstler.

Der Prinz ward unruhig.

„Sprich weiter, mein Nikolo," forschte er, mit angehaltenem Atem.

Doch dieser schwieg und sah kraß zur Decke. Emilia beugte sich zu Giovanni nieder.

„Gnädigster Herr," flüsterte sie sanft, „ich fürchte —"

„Was meinst Du?" lispelte der Angeredete.

„Euer Bruder ist unschuldig an diesem Mord —“, hauchte Emilia zitternd.

Gaddi traf sie mit einem vorwurfsvollen Blick.

„Nimm keine Lüge mit ins Jenseits,“ sagte Emilia zu ihm mit leisem Vorwurf in der bebenden Stimme.

Giovanni beugte sich gespannt lauschend über Gaddis Antlitz. Dieser murmelte allerlei Sinnloses vor sich hin. Dann sah er wieder den Olymp mit allen Göttern vor sich.

„Seht, seht,“ lächelte er, „sie tragen alle Narrenmützen — o! wie das klingelt — ha! ha! ha! ist das seltsam —“

„Mein Nikolo,“ flehte der Prinz.

Der Angerufene wendete den Kopf, wie aus einer tiefen Betäubung erwachend.

„Ja — ja — ja,“ seufzte er, „Du hier?“

Da er ohne Zeugen in traulichen Stunden den Prinzen „duzte“, vergaß er sich in seinem jetzigen Zustand.

Der Prinz sah ihm mit einem bittenden Blick ins brechende Auge und fragte:

„Wer hat Deinen Mord auf dem Gewissen?“

Wiederum keine Antwort, regungsloses Starren.

Der Prinz wendete sich an Emilia.

„Was weißt Du von der Sache?“ fragte er beklommen.

„Seinen Reden nach, die er vorher führte,“ lispelte Emilia, „muß ich annehmen, daß er — selbst —“

Giovanni zuckte zusammen:

„Was sagst Du?"

Die Übrigen lauschten gespannt, während gelle Aufschreie, Schüsse und Befehle das Gespräch oft fast unverständlich machten.

„Vielleicht ist sein zerrütteter Geist daran schuld — vielleicht glaubte er Euch durch diese That zu rascherem Handeln zu veranlassen," meinte das Mädchen.

Giovanni biß sich auf die Lippen.

„Wenn er das gethan hätte," stammelte er dann, „selbst? —! mit eigener Hand —? mir meine einzige Stütze zu rauben —? mich durch sich selbst zu berauben —? Gaddi, hörst Du, weß' man Dich anklagt?"

Der Verwundete riß die Augen auf und tastete mit seiner Hand nach der seines Gönners.

„Könnt Ihr mir nie verzeihen?" hauchte er matt. Der Prinz sprang vom Stuhle auf mit einer fast komisch wirkenden Bewegung.

„Also ist's Wahrheit?" schrie er verzweiflungsvoll auf, wiederum eine beinahe burleskwirkende Armbewegung ausführend.

Gaddi sah ihn groß an.

„Warum empört Euch das so?" fragte er verwundert, „gelten Euch die Beispiele der Alten nichts mehr? Sollen deren Thaten ewig nur auf dem Papier prangen und verdammt man den, der sie in Wirklichkeit umzusetzen versteht?"

„Wußtest Du denn nicht, was Du mir bist?" schluchzte der Prinz, „wußtest Du nicht, daß Du mir in Deinem Leben das meine nimmst? Meinst Du, ich könnte jetzt noch weiter atmen? Könnte noch irgend

etwas thun ohne Dich?“ Sein Schmerz trug einen so kindlichen hilflos-komischen Charakter, daß die Anwesenden tief ergriffen nach Fassung rangen.

Gaddi hatte sich mit letzter Kraft aufrecht in den Kissen emporgearbeitet und blickte mit einem rührenden Ausdruck von Güte und Dankbarkeit auf seinen Freund.

„Ihr werdet jetzt erst recht anfangen zu leben ohne mich,“ stöhnte er, „mein Tod wird Euch ein Ansporn sein zu großen Thaten — hört Ihr? Die Rache wird Eure Feinde zerschmettern, die Liebe wird Euer Volk glücklich machen — Ihr werdet der Welt ein glänzendes Beispiel geben — werdet alte Vorurteile zertrümmern, neue Sitten und Gesetze einführen, die die Welt um Jahrhunderte früher ihrem großen Ziele entgegenführt — und ich darf mir dann im Jenseits sagen, daß mein Tod die Triebfeder Eurer Größe war — — darum verzeiht mir —“

Er wendete den schon fast seelenlos gewordenen Blick auf Giovanni.

Dieser konnte nicht sprechen, ein weher Krampf schnürte ihm die Kehle, schlug ihm die Glieder in eisigen Bann.

Ich wußte, daß es Euch schmerzt,“ fuhr Gaddi mit erlöschender Stimme fort, „aber der Schmerz ist ein heilkräftiges Bad für die Seele — er wird Euch aufrütteln aus Euren haltlosen Träumen — wird in die laue Milch Eures schlaffen Fühlens den starken Wein der raschen Thatkraft träufeln —“

Emilia stand dem mehr und mehr in sich Zusammensinkenden bei, dessen Auge sich gänzlich trübte.

„O, o," stöhnte er noch kaum hörbar, „seht —! er verzeiht — mir — nicht! — O — so mög mir — Gott — ver — — zeihen — —"

Langsam fiel er in die Kissen zurück.

Jetzt erst kam wieder Leben in Giovanni. „Er verzeiht," rang es sich aus seiner Brust. Dann warf er sich über den Körper des Erkaltenden und zwar bei seiner Körperfülle in so seltsamen nervösen Verrenkungen und ans Possierliche streifenden Schmerzgeberden, daß die Anwesenden, wären sie nicht durch die Majestät des Todes, durch die Heiligkeit dieses aufrichtigen Kummers zum Mitleid, zur Ehrfurcht hingerissen gewesen, vielleicht ein Lächeln kaum hätten unterdrücken können.

„Es ist aus," jammerte der Verzweifelnde, „seine Seele flieht — wohin? Jupiter nimm sie auf — nein! Gott — wollt ich sagen — o! meine Freunde," redete er dann mit erschütternden Tönen hilfloser Verlassenheit die Umstehenden an, „seht — sollte man nicht meinen, er schliefe jetzt? weit sanfter und tiefer als sonst? Und seht seine Schönheit, die der Todeskampf weggewischt — kehrt zurück! Ihr staunt, daß ich so verzweifelt bin?" unterbrach er sich. „O! Nur weil Ihr nicht ahnt, wie mir seine Anhänglichkeit das Leben erträglich machte, die Sorge um sein Wohl mir meine Sorge erleichterte — denn wir leben ja nur glücklich in Andern — wer nur für sich lebt, ist zu bedauern — o! Emilia — Du verstehst mich" wendete er sich

an die heftig Schluchzende und — was er nie gethan und auch unter anderen Umständen nie gethan haben würde — er umarmte sie.

„Ja — ich weiß," stotterte sie vom Weinkrampf unterbrochen, „ich weiß . . . was er Euch war —" und ein Zug unendlicher Liebe — reinster Schwesterliebe — prägte sich über die edelgeschnittenen Linien ihres Profils aus.

Dann hob der Prinz wieder den am Halse Emilias ruhenden Kopf, trat vor die Leiche und betrachtete sie lange, den dumpfen Kampflärm gänzlich überhörend, der verworren von den fernen Straßen heraufhallte.

„Vielleicht ist's besser so," flüsterte er, „auf eine heroischere Art hätte er kaum sterben können — und wer nicht als ‚Held' stirbt — hat überhaupt kein Recht zu leben — —"

Plötzlich entstand draußen vor der Thüre ein lebhafter Tumult. Albertos Soldaten waren nämlich in Franzeskas Schlafgemach gedrungen, diese von Todesangst gefoltert, wünschte ihren Gemahl zu sprechen. Paolo, der sie mit dem Degen in der Faust verteidigte, ward niedergeschossen. Sie riß sich aus den Armen der sie in Banden schlagenden Krieger, stürzte schreiend aus dem Gemach und eilte nach dem Arbeitszimmer ihres Gatten, den sie beständig in heller Verzweiflung um Hilfe anflehte. Sie hatte auch, von der Kraft der Todesangst hierzu angespornt, schon die Thür erreicht, als ihr Alberto, der wohl wußte, wie leicht Giovanni zum Mitleid zu bewegen war, in den Weg trat. Er hielt der Aufschreienden den Mund zu. Sie biß ihm

faſt einen Finger durch und krallte ſich ihm mit den Fingern in die Haare. Nach kurzem Kampf gelang es das raſende Weib zu überwältigen und von der Thüre zurückzureißen, ohne daß ihr vom Schmerz zu ſehr in Anſpruch genommener Gatte eine Ahnung davon hatte, wer eben ſo verzweiflungsvoll ſeine Hilfe angefleht hatte.

Während Giovanni im Anſchauen des wachsbleichen, von den dunklen Locken unheimlich umrahmten Leichengeſichts verſunken, ſtand, war Alberto freudig erregt eingetreten und hatte mit einigen der anweſenden Künſtler geflüſtert. Nach einiger Zeit ſtörte den Prinzen dies Flüſtern, er hob den Kopf. Alberto ging auf ihn zu, ihm andeutend: es ſtehe alles gut — in einer Stunde ſei der Kampf entſchieden . . . .

Nun erſt erinnerte ſich der Thronfolger ſeines vom blinden Durſt nach augenblicklicher Rache diktierten Befehls. Ein Blick durchs Fenſter, in dem die Glut mehrerer Häuſerbrände hellrot zitterte, belehrte ihn über die Folgen jenes Befehls.

„Was that ich?“ rief er verwirrt, „ſofort ſoll man dem Blutvergießen Einhalt gebieten —“ Unter den Künſtlern entſtand ein unwilliges Gemurmel.

„Zu ſpät,“ triumphierte der Kaſtellan.

„Warum zu ſpät?“ entfuhr es dem Prinzen.

„Könnt Ihr einen feuerſpeienden Berg — — das ſtürmende Meer mit ein paar Worten beſänftigen?“ fragte Alberto.

Emilia bemerkte, wie in dem die Stirn runzeln=

den Giovanni Zorn, Mißmut mit innerer Seelenqual kämpften und einen Ausweg suchten.

„Gnädigster Herr," legte sie sich ins Mittel, „wenn Ihr jetzt Schwäche zeigt — was wird der Tote im Jenseits dazu sagen? Bedenkt, für welche Idee er starb — Ihr seid überdies schon so weit gegangen, daß Ihr nicht mehr zurück könnt —"

Giovanni warf einen finsteren Blick auf die Leiche, deren starre Züge im Kerzengeflacker sich zu beleben schienen.

„Er hat nicht recht an mir gehandelt," sagte er schmerzlich leise, „er hat auf hinterlistige Art meinen Willen geknebelt — hat meine Anverwandten einer Abscheulichkeit geziehen —"

„Verzeiht, gnädigster Herr," unterbrach ihn Emilia, ihre Augen trocknend, „erinnert Euch an die Diamantsplitter — was Gaddi Euren Verwandten nachsagte, würden diese früher oder später doch gethan haben — Ihr schwankt seltsam in der Beurteilung der menschlichen Natur —"

„Aber mich zu diesem Befehl zu zwingen," klagte der Prinz.

„War eine Wohlthat," fiel ihm Emilia ins Wort, „für Euch und uns Alle — nein!" fuhr sie erregt fort, „ich lasse den Toten nicht schmähen — ich nehme ihn in Schutz — ich preise ihn um seiner großmütigen Lüge willen —"

Sie trat ans Bett, küßte das bleiche Gesicht und führte mit dem Arm eine liebevolle schützende Geberde aus gegen den Prinzen zu. Dies rührte Letz-

teren. Von Neuem beschlich ihn das kaum bezwungene Weh.

„Nun ja," flüsterte er, „Gaddi hat's gut gemeint — geht, geht Alle — thut was Ihr wollt — laßt mich allein —"

Alberto entfernte sich, die Übrigen folgten ihm langsam. Emilia drückte im Vorbeigehen dem Prinzen die Hand. Dieser machte dann eine Bewegung, die sagen sollte: Du kannst bleiben. Sie blieb.

Er setzte sich neben das Bett, legte die Hand auf Gaddis Haupt und spielte einige Zeit, in trübe Gedanken versunken, mit seinen Locken.

„Macht was Ihr wollt," sagte er dann wie zu sich selbst, „was kümmert mich jetzt das Treiben der Welt? Schlagt euch gegenseitig tot — ihr verdient nichts besseres — schlagt meinetwegen auch mich tot — und wenn ihr mich zu eurem Herzog macht — nun! vielleicht verdiene auch ich nichts besseres .... ha! ha! ha!" lachte er bitter. „Dies Haschen nach Ruhm, Ehre, Macht, Gold — wie lächerlich erscheint's von der Schwelle einer anderen Welt aus betrachtet — Kinder seid ihr, die aus einem Dreckhaufen Steinchen und Glassplitter sammeln — und, um solcher Glassplitter willen — diese Aufregung? Dieses Kämpfen? ha! ha! ha! ha!"

Emilia sagte nichts. Der Kampflärm kam allmälig aus weiteren Fernen, es herrschte dumpfe Stille im Schloß.

Das große Schloß schien zum Riesengrab geworden zu sein, durch das der Tod mit triumphierender

Sense auf schwarzen Eulenflügeln schwebt. Nur ab und zu ein Stöhnen, ein: Wer da? ein geheimnisvolles Gemurmel in den alten Gängen.

Der Thronfolger mochte etwa eine Stunde lang an der Leiche vor sich hingebrütet haben, als draußen vor den Fenstern sich ein zunehmendes Stimmengewirr erhob. Er schrak empor.

„Man kommt,“ flüsterte Emilia, „Alberto —“

Gleich darauf trat der Kastellan mit großem Gefolge von Hauptleuten und Soldaten über die Schwelle. Giovanni schnellte von seinem Sitz empor; Alberto schritt mit feierlicher Miene auf ihn zu, beugte ein Knie vor ihm und rief: „Lang lebe unser gnädigster Herzog Giovanni Malatesta —“

Das Gefolge brach in lebhafte Hochrufe aus, die sich bis auf die Straße hinab fortpflanzten.

Der neue Herzog erbebte; sein Herz verdoppelte seine Schläge, mit irren Blicken stierte er in die Fackeln, devoten Gesichter, begeistert erhobenen Schwerter.

„Ist Alles entschieden?“ fragte er träumerisch.

„Der Kampf ist beendet,“ sagte Alberto freudig bewegt, „Ihr seid Sieger, Hoheit —“

Der Angeredete sah sich wie geistesabwesend in dem ehrfurchtsvoll ihn anstaunenden Kreise um.

„So, so, nun gut,“ murmelte er, ohne eine Spur von wärmerer Teilnahme.

Emilia beugte sich zu ihm hin.

„Ihr müßt belohnen — Euch dem Volk zeigen,“ flüsterte sie.

Giovanni nickte von peinlicher Ideenflucht gequält.

„Verschont mich nur heute mit Ceremonien,“ sagte er, „ich habe zu schweren Verlust erlitten — wie befinden sich meine Verwandten?“ setzte er hinzu.

Betretenes Schweigen trat ein.

„O — den Umständen gemäß,“ stammelte Alberto.

„Nun, ich werde sie gleich sprechen,“ sagte der neue Herzog, „ihr habt sie wohl in Haft genommen?“

„Ja — allerdings,“ stotterte Alberto mit einem scheuen Blick, „geruhen Ew. Hoheit sich jetzt dem Volk zu zeigen, das nach Eurem Anblick schmachtet —?“

„Schmachtet ist gut,“ lächelte Giovanni ein wenig verächtlich, „ei, ei — Du hast Dich rasch in einen Höfling verwandelt, alter Knabe — nun! so wollen wir das verschmachtende Volk mit der Süßigkeit unseres Anblicks laben —“

Er brach auf, die Übrigen folgten ihm nach dem großen Saal, der einen breiten Balkon auf den Schloßplatz hin öffnete.

Der Kastellan, der seinem Fürsten voranschritt, wollte einen Umweg über mehrere Treppen zurücklegen. Als der neue Herr von Rimini unwillkürlich den nächsten Weg durch einen Saal einschlug, versuchte es der Kastellan immer noch, ihn jenen weiteren Weg zu führen. Erst als er sah, wie sich Giovanni seiner Führung entzog, mußte er wohl oder übel ihm folgen, wobei aber sein Gesicht einen sehr unruhigen Ausdruck annahm. Er flüsterte den Fackelträgern Etwas ins Ohr. Diese beugten denn auch, sobald die kleine Schar an einem der Nebensäle vorbeikam, hastig die Fackeln zur Seite. Giovanni hatte jedoch schon einen Blick

durch die halboffene Thüre geworfen, die sogleich von geschäftigen Dienern geschlossen wurde. Er machte Halt und sah den erblassenden Alberto unwillig an. Es war ihm nämlich vorgekommen, als entdecke sein Auge im Halbdunkel des Nebensaals mehrere aufgebahrte Leichen. Ohne daß er angeklagt ward, nur unter dem Eindruck dieses furchtbaren Blicks entschuldigte sich der Kastellan.

„Es war nicht anders möglich, hoher Herr," rief er, „ich konnte den aufgebrachten Kriegsknechten nicht mehr gebieten — zudem verteidigte sich Euer Vater und Bruder sehr hartnäckig — sie schossen viele meiner Leute nieder —"

Der neue Herzog sah scheu und finster nach jener eben geschlossenen Saalthüre, deren Ornamente so geheimnisvoll im Fackellicht schwankten. Es war ihm, als gehe ein kalter Schauer von der Thüre aus und dränge sich ihm schneidend ins Herz. Alle beobachteten ihn voll Schrecken.

„Ihr habt gehaust wie Barbaren?" flüsterte er entrüstet.

„Wie sie uns entgegenkamen — so wir ihnen," entgegnete Alberto, „ich habe Zeugen —"

Er winkte, worauf mehrere Hauptleute vortraten, die reden wollten.

Der Prinz machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Ich will nichts wissen," sagte er düster, „das Blut dieser Fürstlichkeiten komme über euch — ich wasche meine Hände in Unschuld —"

Er stand einige Augenblicken in Nachdenken versunken. Dann hob er langsam den Kopf.

„Mein Haus? mein ganzes Haus?" murmelte er kopfschüttelnd und halb fragend.

Niemand antwortete. Er wußte genug. Tief bewegt schritt er weiter nach jenem Saal und trat durch die Flügelthüre auf den Balkon, von allen Seiten von hochgehaltenen Fackeln angestrahlt.

Sogleich erhob die unten Kopf an Kopf versammelte Volksmasse ihre üblichen „Hochrufe!" die Giovanni mit stummer Verbeugung in Empfang nahm.

„Ich rede nichts zu ihnen," sagte er zu der hinter ihm stehenden Emilia, „das Volk ist schon zu oft durch schöne Ansprachen betrogen worden — überdies — fort —" unterbrach er sich rauh, „mich ekelt dieser Anblick an —"

Er drehte sich um und eilte seinen Gemächern zu, jene Saalthüre, hinter welcher seine Verwandten lagen, vermeidend. Doch wollte es der Zufall, daß er — da der andere Weg von Truppen dicht besetzt war — wieder an der Thüre vorüber mußte. Rasch entschlossen ließ er öffnen. Doch prallte er entsetzt ob des traurigen Anblicks, der sich ihm hier bot, zurück. Im grünlichen Schimmer einer Ampel lagen hier nebeneinander: der alte Herzog — Paolo und Franzeska auf erhöhten mit Purpurteppichen, drappierten Tragbaren. Des alten Herzogs Gesicht war fast zur Hälfte von bluttränkten Binden bedeckt.

„Das wollt ich nicht — Gott weiß, das wollt ich nicht," murmelte Giovanni, streifte den Kastellan,

der das Gesicht abwendete, mit einem finsteren Blick und verließ langsam diesen dem Tod und seinen Schrecken geweihten Saal.

Wieder in seinen Gemächern angekommen, überfiel ihn eine sonderbare Schwermut.

„Nun hab' ich was ich wollte," sagte er zu Emilia „ich bin frei — bin Herr — und meinst Du etwa ich sei glücklicher? Wir armen Sterblichen mühen uns ganz vergeblich — was wir auf der einen Seite gewinnen — verlieren wir auf der anderen — das Wort: ‚Glück' ist nur erfunden, um uns die Hänseleien des Geschicks erträglicher zu machen — ist nur die Lockspeise, die uns von Thorheit zu Thorheit närrt und uns im Lebenskampf nicht erschlaffen läßt —"

Er entließ Alle, die um ihn waren, betrachtete noch einmal die Leiche Gaddis und schaute dann durchs Fenster. Allmälig erglomm die Morgendämmerung verschlafen über den Dächern der Stadt. Ihr trübes Gelbrot stimmte ihn noch trauriger, denn sie zeigte nun erst die Verwüstungen, die der Kampf um die Herrschaft angerichtet hatte. Auf dem Marktplatz wurden die Umrisse Erschlagener sichtbar, mehrere Häuserbrände leuchteten mit der Morgenröte um die Wette. Und im Gegensatz zu dieser Zerstörung, zu diesem wütenden Tanz um das goldene Kalb des Machtbesitzes — schlief der, den er von Allen am meisten geliebt, Er, der die Veranlassung gegeben zu diesem Jagen um die Herzogskrone, den unaufweckbaren Schlaf, der weder von Herrschen, Dienen, Leid oder Freude weiß. Ist er nicht der Glücklichere? Warum

sich hier im Licht so abmühen, um Nichts, wenn wir einen Fuß breit tiefer — sorglose Ruhe finden können? Herrschen? Welche Freude kann es einem Höhergearteten bereiten, niedriges Gesindel zu lenken? Denn nur für Solche ist überhaupt eine Herrschaft nötig — die Begabteren könnten sich selbst regieren . . ."

Von solchen Gedanken bewegt, beobachtete der Herzog das Heranwachsen der Morgenröte, deren Glut ihm immer deutlicher die Brutalität der Kämpfer enthüllte. Plötzlich fühlte er neben sich einen Körper — er blickte zur Seite — Lanzelott, der Hofnarr war's, der sich furchtsam wie ein Kind an ihn schmiegte.

„Jetzt," flüsterte dieser, „bin ich wohl überflüssig hier — denn Du Vetter! brauchst keinen Narren — ich weiß, Du bist Dein eigener Hofnarr —"

„Wer wäre nicht überflüssig?" meinte der junge Herzog, „ich komme mir selbst äußerst überflüssig vor — denn wie soll ich als Einzelner in der Welt irgend eine größere Wirkung hervorbringen! Sieh! ist es nicht, als wage der Morgen gar nicht am Himmel aufzusteigen — aus Furcht, so viel Abscheulichkeit beleuchten zu müssen?"

„Nur die Narren haben das vernünftigste Teil erwählt," flüsterte Lanzelott schaudernd, „sie lieben nicht, sie hassen nicht — und der Glücklichste ist der, der Alles verlachen darf —"

„O, o," seufzte Giovanni unter dem Einfluß der kühlen Morgenluft fröstelnd und gähnend, „wie mich das Alles anekelt — das Leben ekelt mich an — der Tod auch! . . ."

Über den Schloßplatz lief jetzt ein weinendes Kind, die Fäuste vorm Gesichtchen. Es schien seine Eltern zu suchen. Gewiß war sein Vater, vielleicht auch seine Mutter, erschlagen worden. Giovannis Herz zog sich krampfhaft zusammen. Dort, in der Nähe des Brunnens, lagen drei Leichen übereinander, die Hände des einen griffen krallenhaft gen Himmel. Nun schlichen sich halbwüchsige Jungen aus den Nebengassen heran, sahen sich, im Morgengrauen schaudernd, vorsichtig um, beugten sich dann über die Leichen und untersuchten deren Taschen nach Geld. Einige der Jungen trieben unwürdigen Spott mit den erkalteten Körpern. Das weinende Kind war in eine Blutlache gefallen, raffte sich wimmernd auf und lief mit blutigen Füßchen weiter um die Straßenecke, beständig nach seiner Mutter rufend.

Giovanni hatte genug gesehen.

„Das nennt man nun Menschenleben," murmelte er und wendete sich dem Atelier seines toten Schützlings zu. Dort, wußte er, hatte Gaddi eine Quantität starken Gifts verborgen, das er zuweilen gebraucht hatte, um seinen Emaillfarben einen helleren Glanz zu verleihen.

Die Gerätschaften schienen um ihren Herrn zu trauern. Jeder Stein, jeder halbvollendete Ring, jeder Tiegel erinnerte an die kunstfertigen Hände, die hier gewaltet. Lange stand Giovanni und betrachtete die Werkzeuge. Endlich raffte er sich auf und suchte nach dem Gift. In der Schublade wühlend, zog er eine Locke Gaddis hervor, die sorgsam in Pergament

gehüllt war. Wiederum zitterte, wie schon so oft, die Empfindung in ihm nach — daß er seltsamer Weise den abwesenden, nicht sichtbaren Freund inniger liebte, als den anwesenden. Zwischendurch, als er die Instrumente im Morgenrot blinken sah, stieg wieder jener Gedanke in ihm auf: daß die Natur auf eine allgemeine Verweiblichung der Menschheit hinarbeite. Über dem Arbeitstisch hing eine Kopie von Palma Vecchios ‚Adam und Eva!‘ Das Bild wars, das ihn nun über jenen Gedanken: ‚Ein Geschlecht auf Erden oder wenigstens in anderen Welten‘ — längere Zeit hinbrüten ließ. — Endlich hatte er die Schale, in der Gaddi das Gift aufbewahrt hatte, gefunden. Er schüttete das weiße Pulver gedankenvoll in einen Becher, schritt dann, diesen in der Hand tragend, wieder vor das Lager des toten Goldschmieds und betrachtete lange Zeit unbeweglich dessen Leiche, die jetzt von der zunehmenden Morgenglut deutlicher bestrahlt wurde.

„Merkwürdig, merkwürdig,“ flüsterte er kopfschüttelnd, „welches Rätsel doch der Tod ist — —“

„Was ich da in der Hand halte,“ dachte er im Stillen weiter, „dieses kaum sichtbare Nichts von Gift, vermag die ungeheuersten Pläne, die edelsten Entschlüsse, die erhabensten Gedanken zum Stillstand zu bringen — wenn es einem solchen Dreck erlaubt ist, das Höchste, was die Erde kennt — im Nu zu zerstören, wenn ein wenig Staub mit solcher Verächtlichkeit auf die herrlichsten Gefühle herablächeln darf — welchen Wert hat hier Alles? Wie nichtig ist das

Leben — wie weit nichtiger ist der Tod? Was muß die Seele für ein undankbares Ding sein, wenn sie von diesen zwei Körnchen dazu bewogen wird, ihren geliebten Körper zu verlassen? Oder hassen sich die Beiden? Hat der Körper sich die Seele unrechtmäßig angeeignet? Wohlan!" rief er laut, „dies trink ich Dir zu, Gaddi — wenn noch ein Teil von Dir lebt — komme er mir freundlich entgegen — und wenn nicht — so grüß ich auch Dich, ewige Nacht —"

Er hatte in seinem traumartigen Zustand nicht bemerkt, wie die Stadt von Neuem in Aufruhr geraten war und wußte nicht, daß der Bischof Salviati schon seit Wochen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um Rimini unter päpstliche Herrschaft zu bringen.

Eben wollte er den Becher an die Lippen setzen, als ein unartikulierter Aufschrei ihn dazu bewog, sich umzudrehen. Emilia stand hinter ihm. Zugleich vernahm er dumpfen Trommelwirbel, Tumult von der Straße herüber.

„Päpstliche Truppen, von Salviati geführt, sind eingerückt," rief Emilia schreckensbleich, „sie haben die Unseren rasch überwältigt —"

Giovanni nickte ganz heiter, mit einem Blick, der die Welt überwunden.

„Die Welt ist es nicht wert," lächelte er wehmütig, „daß Menschen wie wir in ihr atmen — — — folge mir — —"

Er setzte den Becher an die Lippen, trank hastig und reichte dem Mädchen die übriggelassene Hälfte der Flüssigkeit mit einer gewissen Anmut und Galanterie.

„Es schmerzt nicht," flüsterte er freundlich, wie ein Arzt, der ein Kind zum Einnehmen der Arznei ermutigt.

Emilia sah, wie er über der Leiche Gaddis zusammensank, immer dies eigne, halb schmerzliche, halb ironische Lächeln auf den Lippen. Seine Gleichgültigkeit gegen die Schauer des Todes, seine Welt- und Lebensverachtung steckte sie an. Es erwachte in ihr eine brennende Sehnsucht, in der Nähe des Geliebten zu weilen -- sollte der Ort, wo er sich aufhielt, auch schaudererregend sein. Dies Gefühl war nicht von Schmerz begleitet — sie mußte ja, daß sie in jedem Augenblick sein könnte, wo er war. Horch! Das Volk schrie auf der Straße: ‚Es lebe der Papst!' Wie? Hatte er sie nicht so liebevoll angeblickt? Und wenn er in dieser Welt ein Weiberfeind war — mußte er es auch in jener sein? Giebt es dort überhaupt noch einen Unterschied der Geschlechter?

Der Straßentumult nahm zu, pflanzte sich auch im Schloß weiter fort. Die Sonne, die jetzt ihre ganze Kraft erreicht hatte, schielte durchs Fenster und streifte die Häupter der beiden Freunde mit einem intensiven Goldblitz, als wollte sie beweisen, daß der Tod nur eine andere Form des Lebens sei.

Emilia erwachte aus ihrer seltsamen thränenlosen Erstarrung. Sie küßte Giovannis erblichenes Gesicht, auf dem der Todeskampf jenes verächtliche Lächeln zu versteinern schien, griff zum Becher mit einem freudigen Schauer in der Brust, trank langsam aus, ließ den Becher zu Boden fallen und erwartete hoheits-

voll dastehend die Wirkung des Gifts. — Als päpstliche Truppen ins Zimmer drangen, rief ihnen ein Weib mit starren, schon in eine andre Welt blickenden Augen rauh entgegen: „Was wollt Ihr —? stört nicht den Aufstieg dreier Seelen zum Ewigen — —“

Die Soldaten wagten kaum näher zu kommen.

—*—

Die Geschlechter der Menschen.

Roman

von

A. Bob.

Mit illustriertem Umschlag von Max Loose.
Brosch. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.

In den letzten fünfundzwanzig Jahren hat die Wissenschaft eine große Umwälzung in den Anschauungen über den Geschlechtscharakter und das Geschlechtsleben des Menschen hervorgerufen; von dem Erscheinen der berühmten »Psychopathia sexualis« von Krafft-Ebing datiert eine völlig neue Auffassung dieser bedeutsamen Fragen. Der vorliegende Roman überträgt die Ergebnisse der Wissenschaft in die Kunst, ja, er geht kühn einen Schritt über sie hinaus, indem er das, was dort vielfach noch als krankhafte Veranlagung bezeichnet wurde, lediglich für eine unendliche Mannigfaltigkeit der Menschennatur erklärt. Er stellt die Behauptung auf: es giebt nicht zwei Geschlechter der Menschen, sondern unzählig viele, eine endlose Stufenleiter, die von den reinen Formen des bisher allein anerkannten Normalmenschen zu ihren schroffen Gegensätzen hinüberleitet. Wenn der Verfasser die extremsten Erscheinungsformen in erster Linie schildert, so hat er das wohl um der größeren Anschaulichkeit und der stärkeren dramatischen Wirkung willen gethan im Hinblick auf die ungeheuere Vielheit der sich ihm aufdrängenden Erscheinungen. Innerhalb groß aufgefaßter Sittlichkeit verlangt er für jeden Menschen das Recht, seiner Natur gemäß zu leben und glücklich zu werden, und so kämpft auch er mit in dem Kampfe der Gegenwart für Wahrheit und Natur.

Druck von Brückner & Niemann in Leipzig.

Druck: Hallberg & Büchting (Inh.: L. A. Klepzig), Leipzig.


Princeton University Library
32101 046496939

